

Rosa-Luxemburg-Stiftung

Texte 35

Bilder nur in der Print-Ausgabe

Rosa-Luxemburg-Stiftung

PETER HOCHMUTH,  
GERHARD HOFFMANN (HRSG.)

**Buchenwald,**  
**ich kann dich nicht vergessen**  
Lebensbilder

Karl Dietz Verlag Berlin

Peter Hochmuth, Gerhard Hoffmann (Hrsg.):  
Buchenwald, ich kann dich nicht vergessen. Lebensbilder  
(Reihe: Texte / Rosa-Luxemburg-Stiftung; Bd. 35)  
Berlin: Karl Dietz Verlag 2007  
Mit 58 Abbildungen

ISBN 978-3-320-02100-9

© Karl Dietz Verlag Berlin GmbH 2007  
Satz: Elke Sadzinski  
Umschlag: Heike Schmelter  
Druck und Verarbeitung: MediaService GmbH Bärenruck und Werbung  
Printed in Germany

# Inhalt

Zum Geleit <i>Heinrich Fink</i>	11
Willi Kirschey <i>Geboren am 27. März 1906</i>	15
Herbert Grämmel <i>Geboren am 25. Februar 1911</i>	31
Benno Biebel <i>Geboren am 23. Mai 1911</i>	41
Herbert Thomas <i>Geboren am 29. November 1912</i>	57
Otto Grube <i>Geboren am 6. Dezember 1913</i>	71
Gerhart Zschocher <i>Geboren am 12. Januar 1914</i>	87
Reinhold Lochmann <i>Geboren am 5. Februar 1914</i>	97
Kurt Julius Goldstein <i>Geboren am 3. November 1914</i>	109

Werner Krisch	
<i>Geboren am 14. Juli 1919</i>	123
Klaus Trostorff	
<i>Geboren am 12. November 1920</i>	141
Franz von Hammerstein	
<i>Geboren am 6. Juni 1921</i>	151
Ottomar Rothmann	
<i>Geboren am 6. Dezember 1921</i>	161
Adam König	
<i>Geboren am 29. November 1922</i>	171
Ewald Hanstein	
<i>Geboren am 8. April 1924</i>	183
Siegwart-Horst Günther	
<i>Geboren am 24. Februar 1925</i>	187
Günter Pappenheim	
<i>Geboren am 3. August 1925</i>	201
Franz Rosenbach	
<i>Geboren am 30. September 1927</i>	215
Gert Schramm	
<i>Geboren am 25. November 1928</i>	223
Das Buchenwaldlied	230
Personenverzeichnis	231
Abkürzungen	244

Inscription am Haupttor des Konzentrationslagers Buchenwald, Foto: Gerhard Hoffmann

Faksimile: Schwur von Buchenwald

# Der Schwur von Buchenwald

*Ansprache in französischer, russischer, polnischer, englischer und deutscher Sprache auf der Trauerkundgebung des Lagers Buchenwald am 19. April 1945.*

Kameraden!

Wir Buchenwalder Antifaschisten sind heute angetreten zu Ehren der in Buchenwald und seinen Außenkommandos von der Nazibestie und ihrer Helfershelfer ermordeten

51 000 Gefangenen!

51 000 erschossen, gehenkt, zertrampelt, erschlagen, erstickt, ersäuft, verhungert, vergiftet – abgespritzt –

51 000 Väter, Brüder – Söhne starben einen qualvollen Tod, weil sie Kämpfer gegen das faschistische Mordregime waren,

51 000 Mütter und Frauen und hunderttausende Kinder klagen an:

Wir leben Gebliebenen, wir Zeugen der nazistischen Bestialitäten sahen in ohnmächtiger Wut unsere Kameraden fallen. Wenn uns eines am Leben hielt, dann war es der Gedanke:

Es kommt der Tag der Rache!

Heute sind wir frei!

Wir danken den verbündeten Armeen, den Amerikanern, Engländern, Sowjets und allen Freiheitsarmeen, die uns und der gesamten Welt Frieden und das Leben erkämpften.

Wir gedenken an dieser Stelle des großen Freundes der Antifaschisten aller Länder, eines Organisatoren und Initiators des Kampfes um eine neue demokratische, friedsame Welt

F. D. R o o s e v e l t.

Ehre seinem Andenken!

Wir Buchenwalder, Russen, Franzosen, Polen, Tschechen, Slowaken und Deutsche, Spanier, Italiener und Österreicher, Belgier und Holländer, Engländer, Luxemburger, Rumänen, Jugoslawen und Ungarn kämpften gemeinsam gegen die SS, gegen die nazistischen Verbrecher, für unsere eigene Befreiung.

Uns beseelte die Idee:                      Unsere Sache ist gerecht.  
Der Sieg muss unser sein!

Wir führten in vielen Sprachen den gleichen, harten, erbarmungslosen, opferreichen Kampf

und dieser Kampf ist noch nicht zu Ende. Noch wehen Hitlerfahnen! Noch leben die Mörder unserer Kameraden! Noch laufen unsere sadistischen Peiniger frei herum! Wir schwören deshalb vor aller Welt auf diesem Appellplatz, an dieser Stätte des faschistischen Grauens:

Wir stellen den Kampf erst ein, wenn auch der  
letzte Schuldige vor den Richtern der Völker steht!

Die Vernichtung des Nazismus mit seinen Wurzeln ist unsere Losung. Der Aufbau einer neuen Welt des Friedens und der Freiheit ist unser Ziel. Das sind wir unseren gemordeten Kameraden, ihren Angehörigen schuldig.

Zum Zeichen Eurer Bereitschaft für diesen Kampf erhebt die Hand zum Schwur und sprecht mir nach:

W I R S C H W Ö R E N !



## Zum Geleit

»Buchenwald, ich kann dich nicht vergessen ...« gehört als Liedzeile zu jedem der achtzehn Lebensbilder, so unterschiedlich sie auch sind. Diese Menschen, heute hoch betagt, waren gezwungen, die Kehrseite von Weimar, das KZ Buchenwald, als Schicksal von zur Vernichtung preisgegebenen Arbeitssklaven zu teilen.

Tag und Nacht am Rande des Todes, ob durch ebenso gefährliche wie harte Arbeit und Hunger, misshandelt durch zynische Bewacher und dazu verurteilt, öffentliche Hinrichtungen von Mitgefangenen äußerlich regungslos ertragen zu müssen, als bittere Variante von oft erlittener körperlicher Züchtigung und Folter. Alle haben sich gefragt, ob diese mörderische Versklavung überhaupt noch Leben genannt werden könne. In diesem Lied haben sie den eigenen Erfahrungen getrotzt: »Halte Schritt Kamerad und verlier nicht den Mut, denn wir tragen den Willen zum Leben im Blut ...«

Schon Ende 1939 war in Buchenwald auf Anordnung des Lagerleiters Rödl ein »Liedwettbewerb« (Belohnung zehn Mark!) ausgeschrieben worden. Die Melodie dazu sollte zünftig und froh sein. Den Preis bekam ein Häftling, der unter seinem Namen das von zwei österreichischen Juden verfasste Lied eingereicht hatte. Der Dichter war Dr. Fritz Beda-Löhner, ein Librettist von Franz Lehár. Der Wiener Sänger und Musiker Hermann Leopoldi schrieb die Melodie. Das Lied hat fast sieben Jahre lang zum Widerstand ermutigt.

Die Verse, den »Willen zum Leben im Blut« und »im Herzen den Glauben« zu behalten, entsprachen ihrer Erfahrung, dass selbst »arische« Barbarei besiegbare ist. Das möchten die achtzehn Schicksalsgenossen aus Buchenwald nun vor allem der Urenkelgeneration unter ihren Leserinnen und Lesern vererben.

Jeder hat schon fatale Erfahrungen mit eigener Vergesslichkeit gemacht: »Wie war das doch damals?« Wer nicht nur mit Erinnerungen an persönliche Erlebnisse seiner eigenen Lebensgeschichte enge Grenzen setzen will, sollte die Möglichkeit nutzen, die niedergeschriebene Fülle der Erinnerungen von Zeitzeugen lesend, das persönliche Erbe unserer deutschen Geschichte anzutreten. Der Dichter Erich Fried, der selber als Schüler vor den deutschen Judenjägern nach England flüchten konnte, sagte: »... denn ich kann nicht denken ohne mich zu erinnern / denn ich kann nicht wollen ohne mich zu erinnern / denn ich kann nicht lieben / denn ich kann nicht hoffen / denn ich kann nicht vergessen / ohne mich zu erinnern ...«

Menschen, die wegen ihres antifaschistischen Handelns, ihrer Weltanschauung oder ihrer »Rasse« in Buchenwald zu Gefangenen gemacht worden waren, haben bei der Selbstbefreiung des Lagers keine Rache an ihren Peinigern

und Mördern von fast sechzigtausend ihrer Kameraden genommen. Bei der Befreiung des Lagers am 11. April 1945 übergaben sie die gefangengenommenen SS-Schergen den Soldaten der 3. US-Armee zur Verurteilung.

Die einundzwanzigtausend Überlebenden leisteten am 19. April 1945 vor aller Welt einen Schwur: »Die Vernichtung des Nazismus mit seinen Wurzeln ist unsere Losung. Der Aufbau einer neuen Welt des Friedens und der Freiheit ist unser Ziel.« Heute erleben wir ein mediengestütztes Verwirrspiel über die Frage, was denn die Wurzeln von Faschismus damals und Neofaschismus heute seien – und ob nicht heute allen Opfern des Totalitarismus politisch gleiche Bedeutung beigemessen werden müsse.

Die These von den zwei deutschen Diktaturen liefert authentisches Erinnern beliebiger Wertung aus und setzt auf Vergesslichkeit. Dem entgegenzuwirken, haben achtzehn Überlebende aus Buchenwald ihre schmerzlichen Erinnerungen als politisches Vermächtnis aufs Neue in Worte gefasst. Wer Vergangenes um der Gegenwart willen ermessen will, braucht einen sachgerecht gewählten trigonometrischen Punkt. Für diese achtzehn ehemaligen Buchenwalder, die in sechzig Jahren Zeugen neuer Eroberungskriege und weltweit gnadenloser Vernichtung von Zivilbevölkerung und von Natur geworden sind, ist ihr Schwur in Buchenwald verpflichtend geblieben.

Dank an alle, die dieses Buch zustande gebracht haben.

*Prof. Dr. Heinrich Fink  
Vorsitzender der VVN-BdA*



Willi Kirschey in den 1950er Jahren, Foto: privat

# Willi Kirschey

**Geboren am 27. März 1906**

**Buchenwaldhäftling Nummer 69545**

Wuppertal heiße die Stadt seit 1931, gebildet aus Elberfeld und Barmen, erzählt Wilhelm Kirschey, wenn er nach seiner Heimatstadt gefragt wird. Im Bergischen Land von der Wupper durchflossen, wuchs im 19. Jahrhundert ein Industriegebiet, in dem sich die Textilindustrie, die Metall- und Elektroindustrie entwickelten. Einmalig sind die Stahlkonstruktionen für die Schwebebahn, die den Nahverkehr zwischen Barmen und Elberfeld über die Wupper schweben lässt.

Willi, wie er schon als Junge gerufen wurde, kam am 27. März 1906 in Elberfeld, im Hause seiner Eltern zur Welt. Seine Mutter, Auguste, geb. Berg-höfer, hatte schon eine Tochter geboren. Noch vier Brüder sollten folgen.

Vater Wilhelm Kirschey war Maurer. Er mauerte mit an den Fabrikschornsteinen, die das Bild der aufstrebenden Industrielandschaft im Bergischen Land immer stärker dominierten.

Zum Erhalt des eigenen und des Lebens der Familie hatte er gleich Millionen Arbeitern in Deutschland seine Arbeitskraft zu verkaufen. In diesem Bewusstsein war er in Elberfeld Mitbegründer der Baugewerkschaft geworden, getreu der Erkenntnis »Einigkeit macht stark!« Selbstverständlich trat er der SPD bei. Leben für und mit der Partei der Arbeiter, mit der Gewerkschaft, das bestimmte Denken und Handeln der Familie Kirschey.

Er erinnert sich, wenn er an seine frühe Kindheit denkt, an die jährlichen Demonstrationen der Arbeiter durch Elberfeld am 1. Mai, ihrem Kampftag, an die geselligen Sommerfeste der SPD, die ein Ausdruck der Zusammengehörigkeit und Solidarität waren. Die Kirscheys und ihre Kinder gehörten stets dazu.

Bitter war die Enttäuschung des Vaters, als die führenden Funktionäre der SPD, Ebert, Noske und andere, 1914 dem Krieg des kaiserlichen Deutschland mit den Worten zustimmten: »In der Stunde der Gefahr lassen wir das Vaterland nicht im Stich.« 1915 wurde er eingezogen, kam als Soldat nach Verdun, wo er 1916 bei einer der erbitterten Angriffs- und Gegenangriffsschlachten schwer verwundet wurde. Davon erholte er sich nicht mehr, er starb im folgenden Jahr.

Mutter Auguste musste für ihre Kinder allein sorgen, was unter Bedingungen des Krieges für eine alleinstehende Frau besonders schwer war. Aus Ablehnung der Kriegspolitik der SPD trat sie 1917 der USPD bei und später dem Internationalen Bund der Opfer des Krieges und der Arbeit. Als Rednerin reiste sie durch Deutschland, um die Menschen mit dem Anliegen dieses Bundes vertraut zu machen und neue Mitglieder zu gewinnen.

Die Kämpfe der Roten Ruhrarmee zur Abwehr des Kapp-Putsches erlebte Willi Kirschey 1920 im März. Bei Elberfeld kam es zu Gefechten mit der Polizei. Das Gewerkschaftshaus war zum Stützpunkt geworden. Hier half Mutter Kirschey mit, für die Arbeiterkämpfer Essen zu kochen. Die späteren Hausdurchsuchungen der Polizei in den Arbeiterwohnungen beeindruckten Willi, der in diesen Tagen die achtklassige Volksschule beendete. Für ihn wurde jetzt bedeutsam, welche Berufsausbildung er erhalten würde.

Auf Vermittlung von SPD-Genossen in der Stadtverwaltung Elberfeld sollte er eine Buchhalterausbildung beginnen. Aber er passte nicht in das Schema der sozialdemokratisch geführten Stadtverwaltung von Elberfeld. Die Kirscheys hatten sich eindeutig zu der entstehenden kommunistischen Bewegung bekannt. Willi war nach Beendigung der Volksschule der Sozialistischen Proletarierjugend beigetreten, die sich im selben Jahr der Kommunistischen Jugend Deutschlands anschloss. Selbstverständlich war Willi dabei, wenn der kommunistische Jugendverband zu Demonstrationen aufrief.

Seine Mutter hatten die Arbeiter als Abgeordnete der KPD in das Stadtparlament von Elberfeld gewählt.

Die Stadtverwaltung hatte für Willi plötzlich keine Planstelle mehr frei und vermittelte ihn zu weiterer Berufsausbildung an eine Garngroßhandelsfirma. Dort wurde er freundlich aufgenommen, erhielt sogar täglich kostenlos einen Becher Milch, aber von Buchhalterlehre konnte keine Rede sein. Überwiegend war er Laufbursche für Botengänge in die Stadt.

Zusammen mit einem Jugendgenossen ließ sich Willi von einem Buchhalter unterrichten, den sie 1922 ausfindig gemacht hatten. Die wöchentliche Unterrichtsstunde kostete fünf Reichsmark, viel Geld, was die beiden zu gleichen Teilen aufbrachten.

Die einsetzende Inflation verschärfte die wirtschaftliche Lage der Arbeitenden erheblich. Von der KPD wurde versucht, mit Unterstützung vieler Gewerkschafter Lohnerhöhungen durch Streiks zu erzwingen. Willi verteilte eines Tages am Morgen Flugblätter vor einem großen Textilbetrieb. Dabei wurde er festgenommen und zum Polizeirevier gebracht, wo man ihn bis zum Abend festhielt. Schließlich hatte er eine Geldstrafe in Höhe von dreißig Mark zu zahlen.

1923 trat Willi Kirschey der Kommunistischen Partei Deutschlands bei. Seine erste kaufmännische Anstellung erhielt er in Remscheid bei Verlag und Druckerei der KPD-Zeitung »Bergische Volkszeitung«. Der lokale Verlag für die Elberfelder »Rote Tribüne« wurde die erste Station seines Arbeitslebens als Buchhalter in Parteiverlagen der KPD.

Während des Parteiverbots 1923/24 wurde die »Rote Tribüne« weiter in der gleichen Druckerei gedruckt und herausgegeben, allerdings nur einmal in der Woche. Ein junger Genosse, der die Zeitung von Remscheid nach Wuppertal zu transportieren hatte, tat das trotz des Verbots auf gewohnte Weise. Dadurch

war es für die Polizei leicht, ihm unbemerkt zu folgen. Willi, der die Aufgabe hatte, die Zeitungen an die Ortsgruppen zu verteilen, und zwölf weitere Genossen wurden verhaftet, sie kamen ins Gefängnis und gelangten erst nach Aufhebung des Parteiverbots wieder in Freiheit.

Als Auguste Kirschey 1924 vierzigjährig starb, mussten die Geschwister selbstbestimmt und eigenverantwortlich ihr Leben weiterführen. In diesem Jahr ernannten die Genossen Willi Kirschey zum KJVD-Unterbezirksleiter für Barmen-Elberfeld, eine Funktion, die er bis 1926 wahrnahm.

Seiner Interessenvertretung, dem Zentralverband der Angestellten, trat er ebenfalls bei. Als er dort mit anderen Jugendgenossen erschien, erregten sie Aufsehen. In einem Raum wurden sie von »alten Herren« empfangen, die gerade mit der Neuwahl ihres Vorstands beschäftigt waren. Willi, als willkommener Jugendvertreter, wurde ohne viele Fragen gleich mitgewählt. Doch die Wahl des Jungkommunisten Kirschey wurde vom Leiter des Gewerkschaftsgaues nicht bestätigt.

Um als Buchhalter in der Druckerei der KPD-Zeitung »Freiheit« des Bezirks Niederrhein zu arbeiten, ging er 1927 nach Düsseldorf. Seine erste Jugendliebe wollte ihn in Elberfeld halten, doch er entschied sich für die Trennung.

Nach einigen Jahren der Arbeit als Buchhalter in der niederrheinischen Metropole Düsseldorf bahnte sich für Willi Kirschey erneut ein Ortswechsel an. Die KPD-Druckereien waren in der »Papierherstellungs- und -verwertungs AG (PEUVAG) in Berlin zusammengefasst. Jährlich kam von dort ein Revisor. So auch 1931. Angetan vom kaufmännischen Geschick des jungen Buchhalters in Düsseldorf, verzeichnete er in seinem Bericht, dass die Düsseldorfer Partei-druckerei beachtliche Gewinne erzielt hätte. Es wurden von ihm mit Genugtuung Willi Kirscheys Überlegungen zur Minimierung der örtlichen Steuern für die Druckerei der »Freiheit« registriert. Nur wenig Zeit verging, bis die PEUVAG in Berlin Interesse an dem jungen Partei-Buchhalter in Düsseldorf zeigte. Dieser wurde verpflichtet, einen Nachfolger einzuarbeiten, und dann verließ er seine rheinische Heimat, um auftragsgemäß in die Hauptstadt Berlin zu fahren. Er nahm hier seine Verantwortung als Hauptbuchhalter und Revisor in der Zentrale der KPD-Druckereien wahr.

Quartier fand er bei einer Frau Leupold von Löwenthal, die ihm jedoch bald eröffnete, dass sie umziehen müsste. Sollte er es wollen, könnte er mitziehen nach Schöneberg. Willi zog mit in das Gartenhaus in der Bayreuther Straße, nicht weit vom Kurfürstendamm.

Typisch für Berlin, von der Straße aus über den Hof war das Gartenhaus zu erreichen, aus seinem Zimmerfenster hatte er Ausblick auf eine freundliche Grünfläche. Diese reichte bis zur Ansbacher Straße. Rechts nobel, links nobel, gegenüber piekfein. Der Arbeitersohn aus Elberfeld war in einer völlig neuen Welt gelandet. Das sollte sich bald als nützlich erweisen, denn hier wurde er als Kommunist nicht gesucht.

Seine wichtigste Aufgabe bestand darin, das materielle Parteivermögen, die Parteidruckereien, vor möglichen repressiven Zugriffen zu retten. Neben den parteibekanntem Druckereien wurden als Privatfirmen getarnte illegale Druckereien geschaffen, um bei Zuspitzung der politischen Verhältnisse handlungsfähig zu bleiben und so die Herstellung von illegalen Zeitungen, Zeitschriften und Druckschriften der Partei zu sichern.

Ein weiterer Schritt zur Sicherung des KPD-Parteieigentums gegen Beschlagnahme und behördliche Eingriffe war die Gründung einer Gesellschaft in der Schweiz. Sämtliche Druckereieinrichtungen wurden an die »Diligentia« in Basel verkauft, die »PEUVAG« 1932 aufgelöst. An ihre Stelle trat die Treuhand- und Revisionsgesellschaft »Profunda«. Der Partner in Basel, ein Rechtsanwalt, wurde jedoch seiner Verantwortung nicht gerecht. Im März 1933 beschlagnahmte die Naziregierung sämtliche Parteidruckereien, auch die getarnten. Als Buchhalter musste Willi Kirschey im Mai 1933 die Liquidation der »Profunda« veranlassen. Es gab keine Basis mehr für ihre weitere Tätigkeit. Mit der Abschlussbilanz wurde die Zahlungsunfähigkeit erklärt, weil die gesamte Geschäftstätigkeit durch das Verbot sämtlicher Verlage und Druckereien der KPD entfallen war.

Die Partei erteilte Willi Kirschey einen neuen Auftrag. In Berlin befand sich das Westeuropäische Büro der Kommunistischen Internationale. Hugo Eberlein, Mitbegründer der KPD, war dort tätig. Unter anderem lag in seiner Verantwortung die Verwaltung der Verlags- und Druckereibetriebe der kommunistischen Parteien Westeuropas. Willi Kirschey wurde im Mai 1933 mit der Verlagerung des Büros Eberlein nach Basel beauftragt. Er beantragte in seinem zuständigen Polizeirevier das notwendige Ausreisevisum, was ihm ohne Schwierigkeiten ausgestellt wurde.

In der Zwischenzeit war er mit der Bewahrung von Parteiunterlagen vor dem Zugriff der Nazis befasst. Eines warmen Frühlingstages machte er sich daran, Akten in seinem Kachelofen zu verbrennen. Groß war sein Schreck, als es über der grünen Wiese hinter dem Gartenhaus in der vornehmen Bayreuther Straße im Sonnenlicht schneite, es waren weiße Ascheflocken. Er stoppte sofort die Verbrennungsaktion, und alles blieb unbemerkt.

Berlin verließ er am 24. Mai 1933. Sein Weg führte ihn über Essen, wo Materialien deponiert waren. Unbeschadet erreichte er mit dem Material Basel. Aufträge Hugo Eberleins führten ihn nach Wien, Genf, Brüssel, Metz, Saarbrücken und Paris. Im Januar 1934 wurde er in Saarbrücken eingesetzt. Der Verlagsleiter der »Arbeiterzeitung«, der Leiter der Druckerei und der Buchhalter hatten angesichts der kritischen Situation, die durch die im Januar 1935 bevorstehende Abstimmung über die Zukunft des Saargebietes entstanden war, ihre Posten verlassen. Ihre Funktionen mussten neu besetzt werden. Willi Kirschey wurde als Hauptbuchhalter der »Arbeiterzeitung« und als Verlagsleiter der neu herausgegebenen »Deutschen Volkszeitung« eingesetzt.

Quartier fand er bei der Familie eines jüdischen Möbelhändlers. Vom Geschäft beansprucht, hatte die Hausfrau ein Dienstmädchen angestellt. Deren Aufgabe bestand darin, die zwei Kinder zu versorgen und den Haushalt zu führen. Willi, der Parteiarbeiter und Karoline, das Dienstmädchen, fanden zueinander. Und das blieb ein Leben lang so.

Die junge Frau hatte ein hartes Leben hinter sich. Zu Hause waren sie sieben Geschwister. Karoline war noch Schulkind, als die Mutter starb. Der Vater, Bergmann, bewältigte die häuslichen Pflichten nicht. Alles lag bei Karoline, der Zweitältesten. Es kam vor, dass sie die Schule nicht besuchen konnte, weil ihr zu Hause die Arbeit über den Kopf wuchs.

Bei der Volksabstimmung im Saarland hatten die Nazis mit ihrer Demagogie und Gewalt gesiegt. Der Parteauftrag für Willi Kirschey bestand jetzt darin, in den wenigen Wochen bis zum Einmarsch der Wehrmacht (1. März 1935) Setzmaschinen und Teile der Druckmaschinen von Saarbrücken nach Forbach im Elsass über die Grenze nach Frankreich zu schaffen.

Da er nun auch Verantwortung für seine junge Frau trug, fragte er bei seiner Schwester in Wuppertal an, ob sie die Hochschwangere aufnehmen könnte. Sie kamen überein. So reiste Karoline nach Wuppertal, wo der Sohn Walter geboren wurde.

Willi Kirschey war in die politischen Abwehrkämpfe gegen die Nazis einbezogen. In Forbach wurde er beauftragt, sich in Paris bei der Emigrationsleitung zu melden. Dort bearbeitete er zunächst unzählige Anträge der in Frankreich lebenden deutschen Emigranten auf Einreise in die Sowjetunion.

Im Sommer wurde ihm die Kassenverwaltung und am Ende des Jahres die Funktion des stellvertretenden Leiters der Emigrationsleitung übertragen.

Geld für Lebensunterhalt und Quartiermiete erhielt er, aber nicht regelmäßig, berechnet mit fünf Franc pro Tag. Die Gelder für die Emigranten, einige mit ihren Familien, kamen von der »Roten Hilfe« Frankreichs. Zum Teil mussten sie von den Emigranten selbst aufgebracht werden. Es fand keine Versammlung in diesen Jahren statt, ohne dass die Emigranten selbst mit Sammelbüchsen bei Kundgebungen oder großen Versammlungen der Gewerkschaften oder der KPF durch die Säle gingen. Die Internationale Rote Hilfe (IRH) schickte Hilfsgelder aus Moskau.

Von seiner Funktion in der Emigrationsleitung entbunden, arbeitete Willi Kirschey bis September 1939 für das Pariser Büro des Zentralkomitees der KPD. Er hatte für das Sekretariat des ZK der KPD in Paris gedeckte Postadressen und Anlaufstellen bei Arbeitern der Stadt zu organisieren. Wöchentlich wurden die eingegangenen Briefe eingesammelt. Für zeitweilig nach Paris anreisende Genossen hatte er Unterkünfte zu schaffen, so auch für Kuriers des ZK der Partei. Er vereinbarte die Arbeits- und Sitzungszimmer für die Zusammenkünfte und Beratungen der Mitarbeiter des ZK der KPD bei französischen Sympathisanten und Genossen der Kommunistischen Partei Frank-

reichs. Das waren vielfach Rechtsanwälte, Künstler, Schriftsteller, die über entsprechend große Wohnungen oder Büros verfügten. Eine schwierige Aufgabe bestand darin, am Rande der Stadt ein unauffälliges einzelnes Haus für einen Funker zu finden. Wichtig war ein dazugehöriger Garten, um im Freien die notwendigen Antennen ausspannen und die Sende- und Empfangsbereitschaft herstellen zu können. Diese Aufgabe bestand ständig, weil durch französische Peilwagen ununterbrochen versucht wurde, die Funkstellen der kommunistischen deutschen Emigranten zu entdecken.

Da Willi Kirschey beim Ausscheiden aus der Emigrationsleitung aus Gründen der Konspiration alle Verbindungen dorthin abbrechen und seine Wohnung in einen anderen Stadtteil verlegen musste, fühlte er sich isoliert. Schließlich erhielt er die Zustimmung der Partei, sich an der Arbeit emigrierter deutscher Gewerkschafter beteiligen zu dürfen. Bis zum Ausbruch des Krieges war Willi Kirschey Sekretär der deutschen Angestelltengruppe und des Komitees für die Unterstützung des illegalen Kampfes der Angestellten in Deutschland.

Als am 3. September 1939 Frankreich und Großbritannien Deutschland den Krieg erklärt hatten, überprüfte er auftragsgemäß die Zuverlässigkeit und Sicherheit der Deckadressen. Das Ergebnis wurde den vorgesetzten Genossen mitgeteilt. Gemäß der an alle Parteimitglieder ergangenen Weisung, sich zur Internierung den französischen Behörden zu stellen, begab sich Willi Kirschey am 7. September 1939 in das dafür vorgesehene Stadion in der Pariser Vorstadt Colombes. Dort traf er zahlreiche ihm bekannte Genossen – Franz Dahlem, Paul Bertz, Albert Norden, Paul Merker, Alexander Abusch, Hermann Burkhardt und viele andere. Sie waren alle der Meinung, dass die Internierung eine vorübergehende Maßnahme wäre, zumal ihre Identität geklärt sei. Alle erwarteten, dass Frankreich seinen Bündnisverpflichtungen gegenüber Polen gerecht werden und den Krieg gegen Nazi-Deutschland führen würde. Tatsächlich begann die Zeit des »drôle de guerre«, des »seltsamen Krieges«. Frankreich hielt, wie Großbritannien, daran fest, Nazi-Deutschland nicht militärisch anzugreifen. Im Lande war die KPF, waren alle kommunistischen Zeitungen verboten.

Es begann die Zeit des Lagerlebens in französischen Internierungslagern für den kommunistischen Funktionär Kirschey. Im Lager Vierzon, nordwestlich von Bourges in Zentralfrankreich, traf er auf mehr als vierhundert hauptsächlich jüdische Emigranten. Die hygienischen Bedingungen waren absolut unzureichend. Wasser gab es im Freien. Entlang der Lagerstraße war ein Rohr auf Pfählen installiert, das in Abständen angebohrt war und so den Internierten die Möglichkeit gab, sich zu waschen. Der Abort bestand aus einem Balken über einem endlos langen Graben. Unter den mehr als vierhundert Internierten fanden sich nur fünf Genossen der KPD. Hermann Burkhardt, Klaus Gysi und Georg Krauss gehörten zu ihnen. Wegen ihrer Weigerung, der französischen Fremdenlegion beizutreten, wurden sie in eine Strafgruppe einge-

reihl, der noch dreizehn andere Internierte angehörten. Diese waren auf der Durchreise in die USA bzw. nach Mexiko vom Kriegsausbruch überrascht worden und hatten Frankreich nicht mehr verlassen können.

Aus dem Lager Vierzon wurde Willi Kirschey in einer mobilen Holzsägerei zur Arbeit eingesetzt. Inzwischen war es Winter geworden. Es gab keine Winterkleidung. Das Essen und die Unterbringung waren schlecht. Als Unterkunft diente eine Hütte, die aus Stangenholz zusammengenagelt war. Unter dem erhöhten Knüppelholzfußboden liefen die Ratten, die sich von Essensresten ernährten. Da nasses Holz im Ofen verbrannt werden musste, verrußte die blecherne Ofenröhre schnell, und der Raum verqualmte. Die Internierten leisteten täglich acht Stunden schwere körperliche Arbeit. Entlohnung gab es nicht. Vom Besitzer wurden sie schlecht behandelt und mit einer Schusswaffe bedroht. Das alles veranlasste die Genossen im Lager, einen Streik zu organisieren. Die Internierten hatten Erfolg. Die Behandlung wurde besser.

Wieder nach Vierzon zurückgeschickt, entschloss sich Willi Kirschey, nach eingehender Diskussion und in Übereinstimmung mit anderen Genossen, sich als »Prestataire« für die Arbeitskompanien zu melden, nachdem ihre Forderung nach Eingliederung in die französische Armee abgelehnt worden war. Als Prestataire galten Internierte, die Staatsangehörige eines Staates waren, mit dem sich Frankreich im Kriegszustand befand. Sie standen unter Kriegrecht und wurden nach dem Waffenstillstand wie die französischen Soldaten demobilisiert. Sie erhielten wie diese das Entlassungsgeld und den Demobilisierungsbescheid.

Von Vierzon wurde er dann nach Orléans in ein weiteres Internierungslager geschickt. Nach einigen Tagen verlegte man ihn nach Montauban. Dort, in einer Panzerkaserne der französischen Armee, wurde eine ungefähr fünfzig Mann starke Interniertengruppe deutscher Emigranten festgehalten. Die Männer waren in einer Panzerhalle untergebracht. Zum Schlafen hatte man auf dem blanken Fußboden Stroh ausgebreitet. Unter den Internierten befand sich ein Genosse, der auch vorher schon im Lager Vierzon gewesen war, Hermann Burkhardt.

Anfang Juni 1944 wurde Willi Kirschey nach Agen, einer kleinen Stadt an der Garonne, verlegt. In diesem Lager waren schon über vierhundert deutsche Internierte, die nach ihrem Heimatwohnsitz Elsässer waren. Sie hatte man nach dem Überfall durch Nazi-Deutschland ebenfalls interniert. In Agen befand sich eine Munitionsfabrik, in der die Prestataires Granaten drehen sollten. Doch dazu kam es nur für eine Nacht.

Über die Elsässer wurde in Erfahrung gebracht, dass Mitte Juni aus dem Norden Frankreichs Lkw-Transporte mit deutschen Prestataires angekommen wären, die sich durch Spanien nach Nordafrika durchschlagen wollten. Willi Kirschey und ein österreichischer Sozialdemokrat trafen sich mit diesen Prestataires, unter denen sich einige Genossen befanden, die Willi aus Elberfeld, Düsseldorf und aus Paris kannte. Sie empfahlen ihm, zunächst in Agen abzu-

warten, da Gerüchte umgingen, dass Frankreich in eine besetzte und eine unbesetzte Zone eingeteilt würde.

Am 24. Juni, die deutschen Truppen näherten sich Bordeaux, machte er sich mit einem weiteren Deutschen und zwei österreichischen Sozialdemokraten auf den Weg in Richtung Süden. Sie erreichten die Stadt Auch s. Gers und erfuhren dort vom Waffenstillstand und dass im Süden Frankreichs eine von den Deutschen unbesetzte freie Zone gebildet werden sollte, getrennt durch eine Demarkationslinie, die in Mittelfrankreich Bourges berührte.

Willi entschloss sich, in Auch s. Gers zu bleiben. Er galt für die französischen Behörden als Internierter aus dem Saarland von vor 1935. Ihm wurde bekannt, dass in den in der Stadt befindlichen Kasernen französische Soldaten demobilisiert wurden. Die Prestataires wurden den Soldaten gleichgestellt. Wesentlich war, dass Demobilisierte 1 000 Franc erhielten, davon 200 Franc sofort. Er nahm diese Möglichkeit wahr, ließ sich demobilisieren und erhielt 200 Franc.

Auf der ständigen Suche nach Bekannten unter den immer noch zahlreichen, mit Autobussen durchreisenden französischen, belgischen, holländischen und deutschen Flüchtlingen ging er täglich zur Busstation. Dort traf er schließlich Albert Norden und Alexander Abusch. Hoherfreut war er, Albert Norden die Hand drücken zu können. Beide kannten sich aus gemeinsamer Jugendzeit in Wuppertal. Im Kommunistischen Jugendverband hatten sie gemeinsam gewirkt, der Arbeiter- und der Rabbinersohn. Er gab ihnen seine Adresse. Sie versprachen, sich wieder zu melden. Er musste bis Anfang 1941 warten, ehe er einen Brief mit Adresse aus der nahe gelegenen Stadt Toulouse bekam.

Schwierig war es für ihn, dorthin zu kommen und die Stadt für einige Tage zu verlassen. Er hatte sich anfangs dreimal, später zweimal in der Woche bei der Polizei zu melden. Zwischen zwei Meldetagen machte er sich auf den Weg und traf in Toulouse Albert Norden und andere ihm bekannte Genossen. Eingehend diskutierten sie, in Sorge um die zukünftige Entwicklung, den deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt von 1939. Nach drei Tagen fuhr er, versorgt mit Fahrgeld und 100 Franc Spesen, wieder nach Auch s. Gers zurück. Nachrichten aus Toulouse trafen für ihn jedoch nicht ein.

Im Jahr 1950 traf er den Genossen Otto Niebergall, der aus Saarbrücken als Gastdelegierter der KPD zum III. Parteitag der SED gekommen war. Dieser hatte in Toulouse zu den Genossen gehört, mit denen Willi gesprochen hatte. Er hätte von Paris aus immer wieder nach Toulouse geschrieben und Willi angefordert, aber nie eine Antwort erhalten, erzählte er. Die Genossen Abusch, Norden und andere, die mit ihm seinerzeit in Toulouse gesprochen hätten, wären bald darauf nach Mexiko oder in die USA ausgeweist, ohne den verbleibenden Genossen, darunter Walter Beling, Willi Kirscheys Adresse zu übergeben, womit erklärt war, weshalb es keine Verbindung gab.

Aus der von der deutschen Wehrmacht unbesetzten Zone hatte Willi Briefkontakte zu seiner Frau Karoline in Wuppertal herstellen können. In Auch

hatte er von jüdischen Internierten eine Adresse in Genf erhalten. Über die Schweiz sandte er so, auf einem äußeren Umschlag die Genfer Adresse, seinen inliegenden Brief für Wuppertal. Die Genfer Adressaten schickten mit ihrem Absender den Brief nach Deutschland weiter. Auf umgekehrtem Weg erhielt er nach Wochen eine Antwort aus der Heimat.

Willi musste sich Arbeit suchen. Er wurde Waldarbeiter, Holzfäller und arbeitete im Straßenbau. Im Frühjahr wurde er in das zwanzig Kilometer nördlich gelegene Dorf Mauvezin verwiesen und verbrachte dort den Sommer als Landarbeiter. Danach wieder in Auch, pflegte er weiter Straßengräben und pflanzte Straßenbäume. Jeden Tag war er mit seinem alten klapprigen Fahrrad unterwegs, das ihm wohlgesonnene Franzosen geschenkt hatten.

Seine Versuche, in Toulouse Kontakte zur Partei zu bekommen, blieben ohne Erfolg. Die fehlenden Verbindungen zu seinen deutschen Genossen belasteten ihn erheblich. Briefe an bekannte französische Familien in Paris blieben unbeantwortet. Seine materielle Lage gestaltete sich all die Jahre außerordentlich schwierig. Im Juli/August 1941 bekam Willi Kirschej eine schwere Nierenerkrankung. Er musste für mehrere Wochen ins Krankenhaus.

Am 11. November 1942 marschierten die deutschen Truppen in die bis dahin unbesetzte Zone im Süden Frankreichs ein.

Es gelang ihm, in einer örtlichen Kartonagenfabrik als Buchhalter Arbeit zu bekommen. Als Buchhalter hatte er wenig zu tun. Überwiegend war er mit dem Verkauf von Kartons beschäftigt. Bei dieser Tätigkeit war er auch mit einem Nudelfabrikanten in Kontakt gekommen. Dieser überredete Willi eines Abends zu einem Kinobesuch. Am Ende der Vorstellung war das Kino umstellt. Ohne Passkontrolle konnte kein Besucher den Saal verlassen. Willi wurde mit einigen anderen Personen ausgesondert, aber durch die Intervention des Nudelfabrikanten sofort wieder freigestellt. Durch dieses Vorkommnis gewarnt, mied er nun jede öffentliche Veranstaltung.

Mit einem Arbeitsvertrag angestellt, war er sozialversichert. Dadurch wurde es ihm möglich, im September zur Heilung seiner kranken Nieren einen Kuraufenthalt in der Nähe des Wallfahrortes Lourdes in den Pyrenäen zu bekommen. Ende des Monats kehrte er zurück.

An einem Sonnabend erschienen vier deutsche Feldgendarmen im Büro und verhafteten Willi Kirschej. Drei Tage später wurde er in das Militärgefängnis von Toulouse überführt. Am 30. Juli 1944 brachte man ihn mit der Bahn nach Deutschland, sechzig Mann in einem Güterwagen, mit eintausendzweihundert anderen Gefangenen, Franzosen und Spaniern, bewacht von Leuten des Sicherheitsdienstes (SD). In der Nacht vom 5. zum 6. August war das Ziel erreicht, sie wurden ausgeladen.

Die Männer standen auf der Bahnhofsrampe des Konzentrationslagers Buchenwald. Ohne Verhör wurden sie vereinnahmt, man nahm nur die Personalien auf. Dann kam Willi Kirschej als Häftling Nr. 69545 in den Isolierblock.

Es vergingen nur wenige Tage, bis sich zwei Mann des Lagerschutzes nach Willi Kirschey aus Wuppertal durchfragten. Sie konnten sich an Willis Mutter erinnern, die weit über das Bergische Land hinaus als Rednerin und Stadtverordnete der KPD bekannt gewesen war. Heinz Dose und Fritz Kunz aus Wuppertal und andere erkannten Willi und erinnerten sich an seine Zugehörigkeit zur Landesleitung Niederrhein der Kampfgemeinschaft »Rote Sporteinheit«. Vierzehn Tage blieb er im Isolierblock, dann kam er in den Block 42. Im August nahm er erstmals an der Zusammenkunft einer rheinländischen KPD-Gruppe teil. Einige Wochen vergingen, und er kam in das Arbeitskommando Arbeitsstatistik, wo er Statistiken über die Außenlager des KZ Buchenwald in den verschiedenen Rüstungsbetrieben in Mitteldeutschland zu führen hatte. Er hatte Nachweis über 25 000 Häftlingsfrauen der verschiedensten Nationalitäten zu führen. Dieses Arbeitskommando leitete der Häftlingskamerad Willy Seifert. Sein Stellvertreter war Herbert Weidlich. Fritz Kunz aus Wuppertal arbeitete ebenfalls in diesem Kommando.

Auch Offiziere der tschechischen Armee, die keineswegs kommunistenfreundlich waren, und Häftlinge aus anderen Ländern gehörten dem Kommando an. Die deutschen Kommunisten standen mit ihnen in enger Verbindung, ebenso mit Sozialdemokraten, Christen und Häftlingen bürgerlicher Herkunft.

Die Selbstbefreiung der Häftlinge am 11. April 1945 erlebte Willi vom Block aus. Die nunmehr legale Lagerleitung der Häftlinge organisierte sofort die tägliche Information aller Häftlinge mit Hilfe einer Lagerzeitung. Sie wurde zusammengestellt von einem früheren Redakteur der kommunistischen Presse auf der Grundlage der Materialien, die Willi Kirschey durch Abhören des deutschen, englischen und sowjetischen Rundfunks sammelte.

Am 12. April hielt er schon die erste Lagerzeitung in der Hand. Gemeinsam mit seinen 21 000 Häftlingskameraden war er am 21. April zur denkwürdigen Totenfeier angetreten und legte mit ihnen den Schwur ab: »Die Vernichtung des Nazismus mit seinen Wurzeln ist unsere Losung. Der Aufbau einer neuen Welt des Friedens und der Freiheit ist unser Ziel.«

Am 23. Mai 1945 verließen etwa zwanzig Genossen aus dem Rheinland das nunmehr freie Lager Buchenwald. Zugverkehr gab es nicht. Durch ganz Deutschland zogen die Deportierten in ihre Heimatländer zurück.

Die Rheinländer Genossen hatten einen Omnibus der Lager-SS wieder fahrbereit gemacht, mit dem sie bis nach Hessen kamen. Im hessischen Fritzlar beschwatzten sie den Stadtkommandanten der US-Army, bis dieser einem GI befahl, die freien KZ-Häftlinge nach Düsseldorf zu fahren. Mit dem Fahrer des Army-Lasters kamen die Männer ins Gespräch und handelten aus, dass er sie jeweils in ihren Heimatstädten Hagen, Barmen, Wuppertal und den weiteren Zielorten absetzte. Willi Kirschey verließ den LKW in Sonnborn, lief nach Elberfeld zu Fuß und schloss nach zehn langen Jahren Trennung wieder seine

Frau Karoline in die Arme. Neben ihr stand beider Sohn, herangewachsen zu einem aufmerksamen Jungen.

An diesem Tag begann ihr zweites, ihr gemeinsames Leben. Sie mussten zunächst in zwei kleinen Dachstuben zurechtkommen. Später wurde der Familie in Barmen eine Wohnung zugewiesen.

Überlebende Wuppertaler Genossen der KPD hatten sich schon zusammengetan, freuten sich über jeden, der KZ, Zuchthaus, Emigration überstanden hatte und sogleich den Anschluss suchte. Ihre Stadt gehörte zur Britischen Besatzungszone.

Anfang Juni übernahm Willi Kirschey die Leitung von Agitation und Propaganda in der städtischen KPD-Unterbezirksleitung. Geduldet von der britischen Militärregierung, nicht offiziell zugelassen, traf man sich anfangs in einer Wuppertaler Schule. Das ging nicht lange gut. Die Genossen bekamen schließlich die Möglichkeit, sich im Büro eines Großbetriebes der Stadt zu treffen. Im Januar 1946, fast ein Jahr nach der Befreiung, erhielten die Parteien in Rheinland-Westfalen das Recht, Tageszeitungen herauszugeben. Die Lizenzen übergab die britische Militärregierung am 26. Februar in Düsseldorf an von den Parteien benannte Persönlichkeiten. Für die »Freiheit«, Organ der KPD Niederrhein, gab es einen Lizenzträger. Oft machte die britische Militärensensur Schwierigkeiten, was in der Forderung, den Chefredakteur Karl Schabrod abzuverufen, gipfelte. Willi Kirschey, als Buchhalter des Verlages, geriet mehr und mehr in Widerspruch zum eigenmächtig agierenden Gesellschafter. Er bat die KPD-Bezirksleitung um Entbindung von seiner Funktion, was nach Einarbeitung eines Nachfolgers im Oktober 1946 erfolgte.

Mit Zustimmung der Partei verließ Willi Kirschey Düsseldorf und ging mit seiner Familie in die Sowjetische Besatzungszone nach Plauen im Vogtland. Schon seit dem Frühjahr gab es von dort die Bitte an ihn, in den Sachsenverlag als kaufmännischer Leiter einzutreten. Im Oktober kam Tochter Ursula zur Welt.

Seinen Beruf verstand Willi Kirschey immer als Parteauftrag. Die Arbeit nahm ihn voll in Anspruch. Ab Februar 1948 wurde er beim SED-Parteivorstand in der Abteilung Verwaltung der Parteibetriebe als Leiter der Revisionsabteilung eingesetzt. Gefragt war seine Erfahrung in der KPD-Verlagsarbeit. Bis dahin waren die Verantwortlichen meist aus der früheren SPD gekommen. Die Arbeit fiel ihm nicht schwer. Für die Familie gab es erneut einen Ortswechsel. Sie zog nach Kleinmachnow, angrenzend damals an den US-Sektor Westberlins. Karoline Kirschey war hier in der Hauptsache mit der Erziehung von Sohn und Tochter befasst. Doch den Problemen des Ortes stand sie nicht gleichgültig gegenüber. Sie kümmerte sich, speziell in der örtlichen Kleiderstube, um die Versorgung der Umsiedler mit dem Nötigsten.

Der Sohn Walter studierte an der Arbeiter- und Bauernfakultät (ABF) in Halle und anschließend sechs Jahre in Moskau. Nach seiner Rückkehr im Jahre

1958 arbeitete er als diplomierter Ökonom in der Großdruckerei Pößneck in Thüringen, später wie sein Vater bei der Zentrage<sup>1</sup> in Berlin. Tochter Ursula studierte ebenfalls. Sie promovierte und wurde an der Humboldt-Universität zu Berlin Deutschlehrerin für ausländische Studenten.

Ende 1951 zog die Familie Kirschej nach Berlin. Wie schon früher war Karoline Kirschej in all den Jahren den öffentlichen Belangen gegenüber aufgeschlossen. Sie verteilte im Wohngebiet die Lebensmittel- und Kohlenkarten und wirkte im Vorstand der Konsumgenossenschaft mit. Energisch verlangte sie im Interesse der Konsum-Kunden vom Großhandel keine Warenteilung, sondern Erfüllung der Käuferbedürfnisse und Wünsche nach Waren ihres Geschmacks.

Für den Mitarbeiter des Zentralkomitees Willi Kirschej hatte es 1950 erneut eine Veränderung gegeben. Nach dem III. Parteitag der SED wurde die Verwaltung der Parteibetriebe in die Zentrage überführt. Nach der 2. Parteikonferenz 1952, die den Aufbau des Sozialismus in der DDR zur Aufgabe erklärt hatte, wurde die Zentrage gänzlich aus dem Apparat des Zentralkomitees herausgelöst. In diesen Jahren, bis 1954, war er Leiter der Finanzabteilung der Zentrage. Ab Februar 1954 kaufmännischer Direktor und amtierender Hauptdirektor. Nach dem Tod des Hauptdirektors blieb er bis 1958 Hauptdirektor der Zentrage. Die Familie wohnte inzwischen in Berlin-Treptow. Karoline Kirschej fand auch hier eine Aufgabe. Sie wurde Mitglied in der Wohnungskommission des Bezirks. Der Mangel musste gerecht verwaltet, Schiebereien unterbunden werden.

Für Willi Kirschej waren es Jahre rastloser Arbeit und angespannter Verantwortung. Sie überforderten seine körperliche Konstitution. Nach einer Herzattacke kurierte man ihn im Sommer 1958 in Karlovy Vary. Als er wieder zu Hause in Berlin war, rief ihn Peter Florin, Abteilungsleiter für Internationale Verbindungen im ZK der SED, zu sich und eröffnete ihm den Beschluss des Sekretariats des ZK vom 16. Dezember 1958, Genosse Kirschej gehe für ein Jahr als Generalkonsul der DDR nach Conakry. Guinea hatte sich wenige Monate zuvor in einer Volksabstimmung für die Unabhängigkeit von Frankreich entschieden. Obwohl gesundheitlich noch nicht völlig wiederhergestellt, fügte er sich in die neue Aufgabe. Seine Französischkenntnisse kamen ihm zugute. Aus einem Jahr wurden vier Jahre, in denen er Leiter des DDR-Konsulats war. Im Dezember 1962 kehrten die Kirscheys aus Afrika zurück.

Im Januar 1963 übernahm Willi Kirschej die Leitung der Kaderabteilung des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten der DDR.

1 Zentrage, im Oktober 1945 gegründete Zentrale Druckerei-, Einkaufs- und Revisionsgesellschaft, die später zu einer Vereinigung Organisationseigener Betriebe (VOB) wurde und in der DDR als Parteiorgan das Monopol der Druckkapazitäten politisch, ökonomisch und technisch-organisatorisch zu verantworten hatte. Die Zentrage galt als Instrument des Zentralkomitees der SED zur Sicherstellung des Besitzes des Druckereiwesens im umfassenden Sinn.

Da es um die Gesundheit Willi Kirscheys nicht gut bestellt war, ließ er sich 1966 in den Ruhestand versetzen. Auf die Frage: »Möchtest du nach deinem Vertrag für Angehörige der Intelligenz oder als Verfolgter des Naziregimes deine Rente beziehen?« antwortete er, obwohl erstere höher ausgefallen wäre: »Die VdN-Rente. Das ist mein Status.«

Willi Kirschey und seine Frau, inzwischen Großeltern geworden, wohnten im innerstädtischen Neubaugebiet in der Nähe des Strausberger Platzes. Sie blieben politisch aktive Menschen und engagierten sich weiter in der Partei und in der Nationalen Front im Wohngebiet. Sie gehörten beide der Leitung der Ortsgruppe der Volkssolidarität an und mühten sich um die Sorgen der Nachbarn, organisierten Feste zum 8. März, zum Internationalen Kindertag, zum Tag der Republik und zu Weihnachten. Da sie nicht weltfremd waren, erkannten sie durchaus auch widersprüchliche Entwicklungen.

Dann kam das Jahr 1989. Der Abend des 40. Jahrestages der DDR hatte in Berlin die Atmosphäre einer Geisterstunde. Im Palast der Republik wurde getanzt. Auf den Straßen der Berliner Innenstadt demonstrierten die Menschen gegen diese DDR. Sie wollten eine andere. Willi Kirschey sah in den folgenden Wochen sein Lebenswerk Stück um Stück zusammenbrechen.

Am 2. Dezember 1996 starb Karoline.

Seitdem lebte Willi Kirschey, versorgt von Tochter und Enkelin, »seinen Frauen«, allein in der Wohnung im vierten Stock des großen Mietshauses. Vertraut mit den großen und kleinen Sorgen seiner Nachbarn und deren Familien, im Kontakt mit seinen Genossen und Buchenwald-Kameraden.

Sein Lebenswerk, die Deutsche Demokratische Republik, die sich Staat der Arbeiter und Bauern nannte, die sich den Sozialismus auf die Fahne geschrieben hatte, gibt es seit nunmehr fünfzehn Jahren nicht mehr. Für den Niedergang nennt er Fakten. Man könnte meinen, Willi Kirschey übe Selbstkritik. Dieses Land war ein Stück seiner selbst.

»Die hohen Herren im Politbüro haben uns nicht die Wahrheit gesagt. Die Preise für Nahrungsmittel entsprachen schon längst nicht mehr den Produktionskosten. Doch sie durften den Verbrauchern nicht erhöht werden. Die Mieten waren seit Jahrzehnten nicht mehr das, was an tatsächlichem Aufwand für modernes Wohnen erbracht werden musste. Dafür wurden andere Preise, die für Industriegüter, schleichend erhöht. Die DDR-Wirtschaftsführung unter Honecker wurde noch verrückter als vorher! Staatliche Auszeichnungen verloren ihren Wert, gingen in einer nicht mehr überschaubaren Flut unter. »Neues Deutschland« bewältigte sie in ihrer Feiertags-Berichterstattung nicht mehr. Sie mussten spaltenlang in den Partei-Bezirkszeitungen fortgesetzt werden.«

Zurückblickend auf sein 20. Jahrhundert, sagte er mit neunundneunzig Jahren mehr zu sich selbst: »Ich hatte gute Stunden in meiner Partei. Zurückgeblieben sind aber auch nicht wenige bittere Erinnerungen.«

Willi Kirschey hatte das große Glück, seinen 100. Geburtstag im Kreise seiner Familie, seiner Genossinnen und Genossen, seiner Kameraden und vieler Freunde in Berlin feiern zu können. Mit der Gelassenheit des Alters nahm er die vielen Glückwünsche entgegen, aufmerksam und konzentriert.

Mit Freude folgte er der Idee seiner Kameraden von der Lagerarbeitsgemeinschaft Buchenwald-Dora, anlässlich des 61. Jahrestages der Selbstbefreiung Buchenwald zu besuchen. Der Hundertjährige nahm an den Ehrungen im Hof des Krematoriums, auf dem Appellplatz und am Glockenturm teil. Auf dem Appellplatz richtete er mahnende Worte an die jüngeren Generationen, Faschismus nie wieder zuzulassen und sich in der Abwehr neuer faschistischer Gefahr zu organisieren.

Als im Hof des Krematoriums der Gesang der »Internationale« angestimmt wurde, sang Willi alle Strophen textsicher mit. Und er war einer der wenigen, die auf dem Appellplatz das Buchenwaldlied mitsangen.

Er starb am 13. Mai 2006 in Berlin.

*Peter Hochmuth/Gerhard Hoffmann*

*Der Text wurde von Willi Kirschey 2005 autorisiert.*

Willi Kirschey (April 2006), Foto: Gerhard Hoffmann

Entlassungsschein aus dem Zuchthaus Waldheim für Herbert Grämmel

# Herbert Grämmel

**Geboren am 25. Februar 1911**  
**Buchenwaldhäftling Nummer 625**

Herbert Grämmel wurde am 25. Februar 1911 als ältestes von sieben Kindern in Breslau geboren. Sein Vater, Oswald Grämmel, geboren am 1. Juli 1887, war von Beruf Schlosser. Seine Mutter, Anna, geborene Reichold, wurde am 12. Februar 1887 geboren. Sie übte den Beruf einer Schneiderin (Weißnäherin) aus und sorgte gleichzeitig liebevoll für die Familie, die zu dieser Zeit eine kleine Mietwohnung in Breslau bewohnte. Als die Wohnung zu klein wurde, traten die Eltern 1920 in eine Siedlergenossenschaft ein, in der vorwiegend Handwerker organisiert waren. In einem Vorort von Breslau erwarb die Genossenschaft Land, auf dem Eigenheime errichtet werden durften. Gegenseitige Hilfe beim Bauen erleichterte die Arbeit. Bei der Erschließung des Baulandes und beim Bau mussten die Kinder mitarbeiten.

»Vor allem mein Bruder und ich übernahmen sehr viel Arbeit. Hinzu kam, dass unser Vater die Kassierung der Gewerkschaftsbeiträge von fünf Ortschaften übernommen hatte. Die Kassierung der Gewerkschaftsbeiträge wurde nur an den Wochenenden durchgeführt. So blieb für uns kaum ein freies Wochenende.« Herbert Grämmel wuchs in einer sozialdemokratischen Arbeiterfamilie auf. Sein Vater wurde in der Siedlung Vorsitzender der SPD-Ortsgruppe, und seine Mutter engagierte sich in der Frauenbewegung. Sein Großvater trat vor dem Ersten Weltkrieg aus der Kirche aus und in die Sozialdemokratische Partei August Bebels ein. Schon als Kind bekam Herbert viel von der politischen Stimmung mit, ging es doch bei jedem Familientreffen um Politik.

Die Märzkämpfe 1920, als sich die geeinte Arbeiterklasse gegen Kapp und Lüttwitz erhob, um die in der Novemberrevolution erkämpften demokratischen Rechte und Freiheiten zu verteidigen, erlebte er als Neunjähriger.

»In Breslau gab es zu dieser Zeit zwei Kasernen. Im Vorort Carlowitz waren Infanterie und Artillerie und im Süden die Kavallerie stationiert, also ein Stützpunkt der Generale, die die Erfolge der Arbeiterklasse aus der Novemberrevolution beseitigen wollten. Meine Tante zog an dem Tag in Breslau um, die Familie fuhr mit dem Pferdewagen durch die Stadt, auf den Ring zu. Parallel zu den Putschisten, die dort auf Gegendemonstranten trafen. Es wurde geschossen. Ich saß auf dem Wagen neben meiner Tante auf einem Sofa und hörte die ersten Kugeln pfeifen. Das Erlebnis dieser gewaltsamen Auseinandersetzung prägte mein Leben.«

Er bekam frühzeitig die Not und das Elend der Proletarierfamilien zu spüren. Bald wusste er, was das Wort Hunger bedeutete, und er erlebte den täglichen Kampf, um die Familie satt zu bekommen.

»Früher hatte der Arbeiter seinen Wochenlohn in einer schmalen Tüte nach Hause getragen. Nun brauchte er für den Hungerlohn eines einzigen Tages einen großen Rucksack. Bettler wurden über Nacht ›Multimillionäre‹ und hungerten dabei ärger als zuvor. Die Preise kletterten in schwindelnde Höhe. Arbeiter erstanden des Abends für den Tageslohn ein Brot und hätten für das gleiche Geld noch am Morgen einen Sack Mehl erwerben können. Als Schulkind bezahlte ich das Schreibheft mit einem Packen von Geldscheinen, der dicker war als ein Bücherstapel. Abends froren in dunklen Wohnvierteln die Arbeiterfamilien, es fehlte Geld für die Heizung und das Licht. Währenddessen bereicherten sich die Großindustriellen immer mehr.«

Von 1917 bis 1925 besuchte Herbert Grämmel die Volksschule in Breslau, die er erfolgreich beendete. Mit 14 Jahren begann er eine Lehre als Installateur für Gas und Wasser in der Firma Milde in Breslau und wurde Gewerkschaftsmitglied. »Dieser Unternehmer hatte einen der größten Handwerksbetriebe und beschäftigte bis zu 50 Arbeiter. Weiterhin besaß er ein großes Handelsgeschäft und verkaufte sanitäre Anlagen. Der Meister konnte sich 1927 ein Auto mit Chauffeur leisten. Wir Lehrlinge sollten nach der Berufsschulzeit abends im Betrieb nacharbeiten. Ich war schon gewerkschaftlich aktiv und wehrte mich. Das habe ich zu spüren bekommen.«

1927 wurde er Mitglied der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ). »Das Leben in der SAJ war sehr abwechslungsreich und entsprach meinen Vorstellungen. Es wurden politische Schulungen und Heimabende durchgeführt. An den Heimabenden sangen wir Lieder, trieben Sport und lasen viele Bücher. Wanderungen an den Wochenenden gehörten ebenfalls zum Leben in der SAJ. Bald bekam ich eine Funktion. Ich warb unter den Lehrlingen für den Eintritt in die Gewerkschaft. Doch diese politische Aufklärungsarbeit missfiel dem Meister, und ich wurde mit Beendigung der Lehrzeit, obwohl ich noch keine Gesellenprüfung abgelegt hatte, entlassen.«

Herbert Grämmel war nun arbeitslos.

Nach zwei Monaten bekam er ein Angebot in der Kreisstadt Schweidnitz. Er nahm die Arbeit in einer Installateurabteilung an und zog nach Schweidnitz. »Nachdem ich mich in dem neuen Betrieb eingearbeitet hatte, versuchte ich Kontakte mit der dortigen Ortsgruppe der SAJ aufzunehmen. Jedoch fand ich hier ein sehr armseliges Jugendleben vor und stellte mir die Aufgabe, das Leben der Jugendlichen in Schweidnitz zu mobilisieren. Aufgrund meiner bisher gesammelten Erfahrungen unterbreitete ich vielfältige Vorschläge. Ich unternahm große Anstrengungen, um die Ortsgruppe der SAJ zu aktivieren. Durch meine Arbeit gelang es mir, einen Stamm von Funktionären aufzubauen. Die Ortsgruppe zählte schon bald fünfzig Mitglieder, und es war erforderlich, eine altersmäßige Teilung vorzunehmen. Ich wurde zu ihrem 1. Vorsitzenden gewählt.«

Zwei Jahre später trat er in die SPD ein.

Das Leben und seine bisherigen Erfahrungen hatten ihn zu einer Persönlichkeit heranreifen lassen. Es lag ihm viel daran, die Mitglieder in politischen Schulungen über die Lügen der Monopolbourgeoisie, über Ausbeutung und Unterdrückung aufzuklären. Seine Genossen warnte er vor der Gefahr, die die Politik des deutschen Imperialismus, Militarismus und Faschismus heraufbeschwor. In persönlichen Gesprächen mit leitenden Genossen äußerte er seine kritische Haltung zur Politik der rechten sozialdemokratischen Parteiführung. Wegen seiner Kritik wurde Herbert Grämmel 1931 aus der SPD und dem sozialistischen Jugendverband ausgeschlossen.

Mit der Parteilinie nicht einverstanden, schloss er sich den »Opportunisten Kurt Rosenfeld und Max Seydewitz« an. Er arbeitete politisch weiter in der Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP), »deren Ziele mit denen der heutigen PDS vergleichbar« waren. In der KPD sah er keine Alternative.

»Ein politisches Schlüsselerlebnis war für mich die Reichstagswahl 1932. Die KPD hatte Ernst Thälmann als Kandidaten aufgestellt, während die SPD ihren Wählern frei ließ, ob sie Hindenburg oder Thälmann wählten. Der eigentliche Sieger dieser Wahl war jedoch Hitler, damit war geschehen, was wir verhindern wollten.«

Die SAP musste in die Illegalität gehen, zu den zweitausend Mitgliedern in Breslau gehörte Herbert Grämmel. Er verdiente seinen Lebensunterhalt bei verschiedenen Arbeiten außerhalb seines Berufes; politisch arbeitete er in der antifaschistischen Widerstandsgruppe der SAP. Für die illegale Arbeit wurden zuverlässige Genossen gebraucht.

»Ich war ab 1934 als Kurier eingesetzt zwischen Breslau und der tschechischen Grenze. Im tschechischen Grenzgebiet war ein sozialdemokratischer Bürgermeister mein Kontaktmann. Ich hatte Berichte über die illegale Arbeit, über Widerstand in den Betrieben und gegen die Kriegsrüstung im Gepäck. Die Berichte wurden in der Tschechoslowakei gedruckt. Auf dem Rückweg nahm ich Flugblätter, verbotene Bücher und Zeitschriften mit zurück, die wir dann verteilten oder verkauften. Meist ist zur Tarnung eine Genossin mit mir gereist, so dass es nach einem Liebespaar aussah und weniger auffällig war. Am 17. November 1935 wurden wir an der Bushaltestelle Andreasbaude in Waldenburg durch die Gestapo verhaftet. Ich vermute, es war Verrat, aber das konnte ich nicht beweisen.«

Nach einjähriger Untersuchungshaft im Polizei- und Untersuchungsgefängnis in Breslau fand am 17. November 1936 vor dem »Volksgerichtshof« in Berlin der Prozess gegen Kalinke und Genossen statt. Die Anklage lautete: Vorbereitung zum Hochverrat.

»Willy Kalinke, Fritz Sommer und mir wurde vorgeworfen, verbotene Druckschriften verbreitet zu haben, die zum Teil aus dem Ausland bezogen wurden. Weiterhin legte man uns zur Last, heimlich Zusammenkünfte in kleinen Gruppen organisiert und Verbindung zur ›im Ausland sitzenden interna-

tionalen Leitung der kommunistischen Bewegung hergestellt zu haben. Willy Kalinke erhielt 12 Jahre Zuchthaus, Fritz Sommer erhielt 5 Jahre Zuchthaus und ich erhielt 3 Jahre Zuchthaus und 7 Jahre Ehrverlust. Wenige Jahre später hätte diese Anklage das sichere Todesurteil bedeutet.«

Herbert Grämmel wurde erst nach Plötzensee, danach ins Zuchthaus Brandenburg-Görden und schließlich ins Zuchthaus Waldheim eingeliefert, wo er seine »Haftstrafe« in der Zeit vom 18. November 1936 bis 17. November 1938 verbüßte. »In Waldheim spürte ich trotz alledem die Solidarität der politischen Gefangenen untereinander. Sie gab uns Kraft und den Willen zum Durchhalten. Die Warnung vor Spitzeln und berüchtigten SS-Schlägern, bessere Werkzeuge oder Hinweise auf kleine Tricks, die den Ungeübten die Arbeit erleichterten, bedeuteten unter Umständen die Erhaltung des Lebens. Eine Scheibe Brot, ein freundliches Wort halfen manchem der »Zugänge« über die ersten, die schwersten, Wochen hinweg.«

Auch unter den schwierigsten Bedingungen der Haft riss die Verbindung unter den politischen Häftlingen nicht ab, ob Kommunisten oder Sozialdemokraten. Selbst hilfe- und trostbedürftig, machte er seinen mit ihm eingekerkerten Genossen Hoffnung und Mut.

Am 17. November 1938 öffneten sich für Herbert Grämmel die Zuchthaus-tore von Waldheim – aber nicht, um nach Hause entlassen zu werden. »Die Breslauer Gestapo, die auf juristischem Wege kein höheres Urteil erwirken konnte, verpasste mir »Schutzhaft« und schickte mich ins KZ Buchenwald.«

Aus dem Gefangenen mit Namen Herbert Grämmel wurde am 24. November 1938 der Häftling Nummer 625. Die Baracken standen schon, die Wege waren noch nicht befestigt, die Truppengaragen wurden gerade gebaut.

»In der Regel kamen neue Häftlinge entweder ins Schachtkommando oder in den Steinbruch und waren ständig der SS ausgesetzt. Ich hatte Glück. Weil ich Klempner von Beruf war, kam ich in das Kommando Schlosserei. Ich wurde für den Bau von Truppengaragen und Kasernen eingesetzt.

Die Zeit in Buchenwald war für mich auch eine politische Schule. Hier traf ich mit erfahrenen Revolutionären zusammen, die meinen Platz im Kampf gegen den Kapitalismus bestimmten. Ich war erst im Block 39 und danach im Block 42 untergebracht. Die Solidarität unter uns Gefangenen war wichtig, überlebenswichtig. Ich wurde Kolonnenführer und hatte mehr Bewegungsfreiheit. Zwei Mann aus meiner Gruppe arbeiteten an der Erweiterung des Wirtschaftsgebäudes, in dem die SS-Leute verpflegt wurden. Sie organisierten aus den Abfällen Brot. Ich kam von der Truppengarage mit einem Korb Material, tauschte es gegen das Brot, ging die 800 Meter zum Sitz der Kolonne zurück. Ich wurde nie erwischt, hatte immer Glück.

Am 24. Juni 1940 wurde ich überraschenderweise entlassen. Was war geschehen? Mein Vater hatte während meiner Inhaftierung bereits mehrere Gesuche auf Entlassung bei der Gestapo in Breslau gestellt, die alle unbeantwortet

blieben, bis Oswald Grämmel einen 80jährigen Klempnermeister kennenlernte, dessen Sohn als Soldat der Wehrmacht in den Krieg ziehen musste und der das gut gehende Geschäft nicht alleine führen konnte. Der alte Klempnermeister erklärte sich schriftlich bereit, mich einzustellen. Mit dieser Erklärung fuhr mein Vater zur Gestapo nach Berlin. Beinahe wäre es in letzter Minute noch schiefgegangen. Ich wurde von einem Wachposten erwischt, als ich beim Gewindeschneiden an einem Stück Brot kaute. Essen war uns Häftlingen während der Arbeit verboten. Der Verstoß gegen die Lagerordnung hätte schlimme Folgen für mich haben können, aber der Wachposten meldete den Vorfall nicht weiter. Ein Häftling aus dem Zementlager war Zeuge des Vorfalls gewesen, und weil die SS-Posten dort Material klauten, hatte der Wachposten wohl »überzeugt« werden können, Stillschweigen zu bewahren. Ich bin mir sicher, dass es sich genau so abgespielt hat. Dieser Häftling, ein Kommunist, hat mir das Leben gerettet, ich kam um den Prügelbock herum.

Eine Grausamkeit ist mir noch gut in Erinnerung. Ein Häftling war abgehauen, wurde aber wieder erwischt. Er wurde im Winter 1938 gehängt, und wir mussten als Abschreckung alle zuschauen, er hing lange da.«

Herbert Grämmel, am 20. Juni 1940 »nach Breslau probeweise entlassen«, nahm seine Arbeit in der Klempnerei auf. Er lernte Margarete Auerbach kennen und lieben, sie heirateten am 16. Dezember 1940. Aber das Glück sollte

nicht von Dauer sein. Bereits nach der Geburt der Tochter Elvira am 18. Oktober 1941 wurde seine Frau krank und starb am 7. Januar 1942. Für den jungen Vater und seine drei Monate alte Tochter entstand eine schwierige Lage. Er musste schnell eine Frau finden, die sich um das Kind kümmerte. »Das war gar nicht so einfach, eine Partnerin zu finden, wer heiratet schon in dieser Zeit einen politisch Vorbestraften, einen KZler.«

Ständig musste er auch damit rechnen, dass er von den Nazis wieder verhaftet würde. Gestapospitzel waren gegen die Widerstandsbewegung eingesetzt, die in Stadt und Land, in Rüstungsbetrieben den Kampf fortsetzte. Besonders wurden Genossen beobachtet, die bereits inhaftiert gewesen waren.

Im Oktober 1942 heiratete er Anna Kutsche, mit der er bis zu ihrem Tode im Jahre 2000 zusammenlebte. Einen Monat nach der Heirat, am 13. November 1942, wurde er als »Wehrunwürdiger« zur Strafdivision 999 eingezogen.

»Ich wurde am 13. November 1942 in Breslau zur Artillerie-Abteilung des Regimentes 962 der Division 999 nach dem »Heuberg« bei Stetten am Kalten Markt eingezogen. Nach der Grundausbildung auf dem »Heuberg« wurden wir von einem Lager ins andere Lager gebracht. Zunächst transportierte man uns nach Belgien, nach Maria-Terkeide. Hier wurde ich auf dem Truppenübungsplatz als Kraftfahrer ausgebildet. Anschließend, nach einem Monat, mit kurzer Station in Nimes (Südfrankreich), überführten sie uns nach Tunis. Da nur wenige Kraftfahrzeuge zur Verfügung standen, wurde ich nicht als Kraftfahrer eingesetzt, sondern bildete mit vielen anderen, die nicht an der Front zum Einsatz kamen, die Nachhut. Wir bezogen auf dem Gehöft eines französischen Farmers Quartier. Hier wurden wir am 8. Mai 1943 von britischen Soldaten gefangen genommen und über mehrere Lager nach Algier transportiert. Von Algier ging es mit einem großen Sammeltransport per Schiff im Geleit von Kriegsschiffen nach England. Aber England blieb nicht unsere letzte Station. Bereits nach kurzer Zeit ging es mit einem belgischen Passagierschiff, das zu einem Gefangenentransporter umgerüstet war, nach Halifax (Kanada) und von dort 5 Tage und Nächte per Bahn nach Oklahoma (USA). In Oklahoma, im Camp McCain angekommen, machten wir Antifaschisten es uns zur Aufgabe, sofort mit der Umerziehung der deutschen Kriegsgefangenen zu beginnen und erwarteten die Unterstützung der amerikanischen Lagerleitung, die aber ausblieb. Kameraden, die der englischen Sprache und Schrift mächtig waren, übersetzten uns die neuesten Nachrichten aus der Presse, die wir dann mit den übrigen Gefangenen diskutierten, es waren erste Erfolge zu verzeichnen. Bei meinem Eintreffen in diesem Lager war es etwa zu einem Viertel und überwiegend von Angehörigen der Division 999 belegt. Bald war das Lager voll belegt, damit verschob sich auch das Verhältnis von 999ern und Angehörigen der regulären Einheiten zuungunsten der 999er. Angesichts des Vormarsches der Roten Armee nach den vernichtenden Niederlagen der faschistischen deutschen Truppen in der Schlacht an der Wolga bei Stalingrad spitzte sich das

Lagerleben in Oklahoma zu. Die Faschisten bekamen die Oberhand. Mit allen Mitteln versuchten sie, die amerikanische Lagerleitung zu schädigen, was ihnen zum Teil auch gelang. Weiterhin ging es ihnen darum, die politischen Gefangenen von jeder politischen Tätigkeit, somit vom Kampf gegen den Hitlerfaschismus abzuhalten. Es wurden nächtliche Überfälle auf uns Antifaschisten organisiert und durchgeführt. Bei einer Trauerfeier für einen verstorbenen Kriegsgefangenen mit allen militärischen Ehren sollten wir den Hitlergruß zeigen, den wir Antifaschisten verweigerten. Daraufhin verweigerten mir die Faschisten den Zutritt zu meiner Baracke. Ich selbst war gezwungen, mich in Schutzhaft bei der amerikanischen Lagerleitung zu begeben, um keine Prügel von den Faschisten beziehen zu müssen. Bei der Vernehmung am anderen Tag musste ich feststellen, dass man gar nicht an meiner Sicherheit interessiert war. Erst als ich darauf hingewiesen habe, dass ich in Zuchthaus und KZ im faschistischen Deutschland war und den faschistischen Krieg überstanden hatte und nicht in der amerikanischen Demokratie von den Faschisten totgeschlagen werden wollte, sah man sich genötigt, etwas für meine Sicherheit zu tun. Ich wurde in eine andere Baracke mit mehr Antifaschisten verlegt. Bald darauf sah sich die amerikanische Lagerleitung gezwungen, uns Antifaschisten in ein anderes Lager zu überführen. Ich kam mit ungefähr hundert der aktivsten Antifaschisten nach Fort Davis in Massachusetts/USA, wo wir auf weitere Antifaschisten trafen.

Gemeinsam konnten wir nun unsere Aufklärungsarbeit fortsetzen. Wir verbreiteten, wo und wann wir nur konnten, die Wahrheit über den Faschismus und den Charakter des Krieges und gaben eine Lagerzeitung heraus. Unterstützt wurden wir dabei von einem Genossen aus Hamburg, der als Schulleiter von der übrigen Arbeit freigestellt war.

Mit seiner Hilfe gelang es uns, in der Schule Sprachen und technisches Wissen zu vermitteln. Ich belegte die Fächer Englisch, Technisches Zeichnen, Mathematik und Physik. Aber auch die Kulturarbeit kam nicht zu kurz. Es wurden ein Chor und eine Kapelle gegründet. Zur Durchführung von Kulturveranstaltungen konnten wir ein Gebäude als Kulturhaus ausbauen, in dem auch politische Veranstaltungen stattfanden.

Jedoch dauerte dieser Zustand nicht lange an, mit der Kapitulation wurden alle geschaffenen Einrichtungen verboten. Wir mussten 11-12 Stunden arbeiten; hatten wir bis jetzt einen Verpflegungssatz von über 4000 kcal/pro Tag, wurde der nun auf 1100 kcal/pro Tag herabgesetzt, so dass wir dagegen streikten. Von den Amerikanern wurden nach der Kapitulation Umschulungen eingerichtet, in denen man die Kriegsgefangenen für ihre Besatzungszonen in Deutschland ausbildete. Ich wurde zur Umschulung zu einem Polizeikurs nach Rhode Island abkommandiert, um später in der amerikanischen Besatzungszone zu arbeiten. Im Dezember 1945 transportierte man uns nach Deutschland, und ich wurde am 31. Januar 1946 in Darmstadt entlassen. Ich hatte eine Adresse eines Freundes in Frankfurt/Main angegeben.

Doch Polizist wollte ich nicht werden, wollte ›nie wieder Waffen tragen‹, außerdem wusste ich, welcher Geist bei den Amerikanern herrscht.

Mein Ziel war die sowjetische Besatzungszone. Eine Zuzugsgenehmigung für Erfurt hatte ich, aber keine für meine Familie, die in einem Lager in der englischen Zone saß. Ich war so froh, meine Frau und die Tochter gefunden zu haben und wollte mit ihnen zusammenleben. Ich ging illegal über die Grenze in die sowjetische Besatzungszone nach Erfurt in Thüringen, besorgte mir Papiere und holte meine Frau und Tochter nach.«

Herbert Grämmel fand Arbeit als Heizer bei der sowjetischen Kommandantur in Erfurt und wohnte mit seiner Familie in einer kleinen Bodenkammer. Im Januar 1947 bekam er eine Wohnung. Im Juli 1947 wurde er in den Stadtwerken Erfurt als Gasmonteur eingestellt, und er übernahm die Funktion des Zehnergruppenleiters in der Partei (KPD/SED), der er bereits 1946 nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft beigetreten war.

Kennzeichnend für ihn waren die stete Verbindung zu den Arbeitern und die Beratung mit den Genossen. Herbert Grämmel absolvierte in dieser Zeit einen Meisterlehrgang für Gasverteilung und -anwendung an der Fachschule für Energie in Leipzig-Markleeberg, den er 1954 erfolgreich abschloss. Von 1954 bis 1959 arbeitete er als Revisionsmeister im VEB Energieversorgungsbetrieb Erfurt und wurde aufgrund politischer Probleme nach Schmalkalden, in einen Netzbetrieb des VEB Energieversorgung Suhl, versetzt. Hier übte er den Beruf eines Betriebsingenieurs aus und war für die Gasversorgung der Kreise Schmalkalden und Bad Salzungen verantwortlich. Unter seinen Kolleginnen und Kollegen erwarb er sich großes Vertrauen und Autorität, vor allem durch sein sachliches und korrektes Verhalten, besonders jüngeren Mitarbeitern gegenüber. Sie wandten sich gern mit persönlichen und dienstlichen Problemen an ihn, weil er meistens Rat und Hilfe geben konnte und nach einer gerechten Lösung im Sinne der Menschen suchte und fand. Im Fernstudium an der Ingenieurschule für Gastechnik in Leipzig-Markleeberg erweiterte er von 1960 bis 1965 sein Wissen in seinem Beruf und schloss das Studium als Ingenieur für Gasverteilung und -anwendung ab. Bis zu seinem Ausscheiden aus dem Berufsleben im Jahre 1976 hat er als Ingenieur in verantwortlichen Funktionen in der Energiewirtschaft im Raum Südthüringen gearbeitet.

Selbstlos und mit hoher Einsatzbereitschaft übte er nicht nur seinen Beruf, sondern auch seine verantwortungsvolle ehrenamtliche politische Tätigkeit aus. Seit 1959 in Schmalkalden lebend, war er in den Jahren seines Berufslebens ehrenamtlich als Zirkelleiter im Parteilehrjahr, zeitweise Parteisekretär, Mitglied der SED-Kreisleitung Schmalkalden, als Vertrauensmann und in der Betriebsgewerkschaftsleitung aktiv. Rentnerdasein hat er nicht als Ruhestand aufgefasst. Als Zeitzeuge ist er unermüdlich tätig und ein gefragter Gesprächspartner vor allem bei jungen Leuten. Er arbeitete bis 1989 im Kreis- und Bezirkskomitee der antifaschistischen Widerstandskämpfer, in der VdN-Kreiskommission, im

Kreisausschuss für Jugendweihe, in der Traditionskommission bei der SED-Kreisleitung Schmalkalden.

Seiner politischen Idee als Sozialist ist er treu geblieben. Als Mitglied der Partei Die Linke.PDS beteiligt er sich immer noch aktiv am Leben der Partei. In der Thüringer Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes / Bund der Antifaschisten vermittelt er Kenntnisse aus seinem reichen Erfahrungsschatz. Bei Gesprächen und Projektarbeiten mit Jugendlichen ist er ein gern gesehener Gast, seine Bescheidenheit und sein freundliches Wesen verdienen große Achtung und Anerkennung.

Wenn er über sein Leben, über Widerstand und Krieg spricht, dann immer auch im Sinne des Schwurs von Buchenwald, den er zu seinem Lebensinhalt gemacht hat. In diesem Sinne reiht er sich ein in den Kampf gegen Rechts-Extremismus, Rassismus, Ausländerfeindlichkeit und Neonazismus. In der Deutschen Demokratischen Republik, die für ihn auch politische Heimat war, sieht er heute »die Möglichkeit, eine andere Gesellschaftsordnung aufzubauen, um die sozialen Probleme der Menschen zu lösen, einen Versuch, bei dem auch Fehler gemacht wurden«.

*Elke Pudzuhn*

*Der Text wurde von Herbert Grämmel 2006 autorisiert.*

Benno Biebel 1947, Foto: privat

# Benno Biebel

**Geboren am 23. Mai 1911**

**Buchenwaldhäftling Nummer 2790**

»Alles, was ich in meinem bisherigen Leben tat, habe ich betrachtet als etwas Notwendiges, was gemacht werden muss. Ich bin unzählige Male gefragt worden, ob ich keine Angst verspürt hätte. Ich habe darüber nachgedacht. Natürlich habe ich – wie andere Kameraden im Lager – Angst gehabt. Aber dieser konkrete alltägliche Sachverhalt – dort die Faschisten und hier wir, als unbewaffnete, verachtete Häftlinge – ließ uns eigentlich gar keine Zeit, darüber nachzudenken, ob wir Angst haben. Natürlich hatten wir Angst. Wer hat die nicht, wenn er vor der Tatsache steht, im nächsten Moment eines der Opfer dieser SS-Verbrecher zu sein. Hinsichtlich des Vorbereitetseins auf eine mögliche Selbstbefreiung waren wir immer bemüht, uns äußerlich so zu bewegen, als wäre der ganze Verkehr im Konzentrationslager Buchenwald absolut normal. Diese Normalität des Alltags war beherrscht von der Denkweise der Faschisten. Dieses unnormale Leben war also da und bestimmte unser Dasein. Das ist der ganze komplizierte Sachverhalt. Wir hatten Angst, aber zur gleichen Zeit taten wir all das, was nötig war, um – wenn es geht – lebend wieder herauszukommen.«

Das sind rückblickende Worte des fünfundneunzigjährigen Benno Biebel. Installateur, kommunistischer Jugendfunktionär, Häftling in der Strafanstalt Waldheim und im KZ Buchenwald, Mitarbeiter in Ministerien der DDR, Verlagen und an der Humboldt-Universität zu Berlin. Seine Freunde schätzen ihn als einen treuen, zuverlässigen Kameraden, dessen Ziel die Vernichtung des Faschismus und der Aufbau einer Welt des Friedens und der Freiheit ist – so wie er es am 19. April 1945 auf dem Appellplatz in Buchenwald geschworen hatte.

Benno wurde am 23. Mai 1911 als Sohn des Kutschers Hermann Biebel und seiner Ehefrau, der Fabrikarbeiterin Hedwig Biebel, im Berliner Wedding geboren. Sein Vater arbeitete bei einer Berliner Speditionsfirma. Als Soldat im Ersten Weltkrieg fiel er 1916 bei Verdun. In dem Jahr kam sein Bruder Erwin zur Welt, der zweijährig starb.

Im Wedding, in den Schluchten der Mietskasernen des großstädtischen Arbeiterviertels, verlebte Benno seine Kindheit und Jugend. Mit seiner Mutter wohnte er in der Reinickendorfer Straße 24. Er besuchte bis 1925 die achtklassige Volksschule in der Weddinger Schulstraße und erhielt in den Jahren 1925 bis 1928 bei der Firma Orenstein und Koppel in Berlin-Spandau eine Berufsausbildung als Installateur. Nach Beendigung der Lehrzeit wurde er entlassen und musste als Fabrikarbeiter seinen Lebensunterhalt verdienen.

In diesen Jahren arbeitete Bennos Mutter aktiv im Internationalen Bund der Opfer des Krieges und der Arbeit, einer der KPD nahestehenden Massenorganisation, und in der Roten Hilfe Deutschlands. Zu den vom Internationalen Bund und der KPD organisierten Demonstrationen, Versammlungen, Kundgebungen nahm sie oft auch ihren Sohn Benno mit. Später trat Hedwig Biebel der KPD bei und gehörte von 1946 bis zu ihrem Tode 1958 im Westberliner Stadtbezirk Wedding der SED an.

Benno war an der Seite seiner Mutter ein politisch interessierter und gesellschaftlich aktiver Mensch, der den realen Kapitalismus nicht widerstandslos hinzunehmen gedachte. Demzufolge war er 1928 Mitglied des Deutschen Metallarbeiterverbandes geworden. Die reichsweiten Proteste der deutschen Arbeiterschaft gegen die Hinrichtung der beiden amerikanischen Gewerkschafter Nicola Sacco und Bartolomeo Vancetti im Jahr zuvor führten bei Benno Biebel zur Entscheidung, sich politisch zu organisieren. Er trat am 2. August 1928 in den Kommunistischen Jugendverband ein, in dem er bald in Funktionen auf Zellen- und Unterbezirksebene im Roten Wedding gewählt wurde.

Als im Oktober 1930 mehr als zehntausend Metallarbeiter gegen die vom Verband Berliner Metall-Industrieller geplante fünfzehnprozentige Lohnsenkung streikten, organisierte der Jungkommunist mit seinen Genossen aus dem Lenzener Viertel solidarische Hilfe. Sie fuhren mit einem Lastkraftwagen aufs Land und sammelten bei den Bauern von Zehdenick in großen Mengen Kartoffeln und Gemüse für die Streikküchen.

Im Frühjahr 1932 war Paul von Hindenburg zum Reichspräsidenten wiedergewählt worden. Die Kommunisten gaben zu den Landtagswahlen in Preußen die Losung heraus: »Wer Hindenburg wählt, wählt Hitler, wer Hitler wählt, wählt den Krieg!«

In diesen Wahlkampfwochen erhielt Benno Biebel den Auftrag, als Wanderreferent des KJVD in der Grenzmark<sup>1</sup> für seine Partei aufzutreten. Er sprach in Schneidemühl, in Deutsch-Krone und zahlreichen Dörfern. In Schneidemühl hatte der Polizeipräsident die KPD-Versammlung mit der Maßgabe genehmigt, den eben gewählten Reichspräsidenten Hindenburg nicht zu verunglimpfen. Benno Biebel beachtete die Forderung und konnte unbeanstandet vom anwesenden Kriminalkommissar die Versammlungsteilnehmer für sich begeistern. Der Neunzehnjährige war mit einem Redemanuskript ausgestattet, das er auswendig gelernt hatte, um in freier Rede seine Zuhörer zu überzeugen. Für Kommunisten war es außerordentlich schwer, sich in diesen Dörfern Gehör zu verschaffen. Zahlreiche Güter waren Standorte der reaktionären illegalen Verbände der Schwarzen Reichswehr, Armeeeinheiten, die laut Versailler Friedensvertrag in Deutschland verboten waren.

1 Als Grenzmark wurde das Land zwischen der Oder und der polnischen Grenze vor Poznań bezeichnet, was gemäß Versailler Vertrag Deutschland geblieben war.

Gemeinsam mit seinen Genossen widersetzte sich Benno Biebel dem erstarkenden deutschen Faschismus. In Aufzeichnungen aus dem Jahre 1979 schrieb er: »Im Mai 1932 wurde ich als Politischer Leiter im Industrieunterbezirk Siemensstadt eingesetzt. Hier erlebte ich den faschistischen Terror aus allernächster Nähe. Die Nazis hatten, um die trotz Rationalisierung und Massenentlassungen noch immer 32 000 Arbeiter und Angestellte zählende Belegschaft des Siemenskonzerns einzuschüchtern, ihre SA-Kasernen in gemieteten Kellern und in Nebenräumen einiger Bierlokale direkt neben den einzelnen Werken errichtet, von wo aus sie ihre Terroraktionen gegen die revolutionären Arbeiterfunktionäre vornahm. Nach kurzer Zeit, als die braunen Verbrecher heraus hatten, dass ich mich als Jugendfunktionär des KJVD in Siemensstadt betätigte, richtete sich ihr Terror auch gegen mich. Ich wurde mehrmals überfallen und schwer misshandelt, was mich nicht davon abhielt, meine politische Tätigkeit in Siemensstadt verstärkt fortzusetzen.«

In Siemensstadt selbst gab es keine Straßenzellen (Gruppen) des KJVD. Bennos Aufgabe bestand darin, die Siemens-Jugendbetriebszelle Elmowerk (Elektromotoren) des KJVD im Dynamowerk und im Kleinbauwerk zusammenzuhalten. Sie sammelten aus dem Betriebsgeschehen Material für den »Siemens-Lautsprecher«, eine Betriebszeitung, die von den Genossen der KPD herausgegeben wurde. Zur gleichen Zeit hatte Benno einen sehr erfolgreichen Auftritt in »Schmidts Glaskasten« in der Weddinger Prinzenallee. Dort hatte sich der Sozialistische Jugendverband SJV zu einer Versammlung eingefunden. »Abrechnung mit dem KJVD« war das Thema. Es referierte Edith Baumann<sup>2</sup>, Reichsleiterin des SJV. Benno Biebel trat als Koreferent auf und überzeugte die Anwesenden von der Politik des KJVD mit dem Ergebnis, dass die SJV-Gruppe, unter dem Beifall aller Anwesenden, geschlossen zum KJVD überwechselte, was Edith Baumann mit Missfallensäußerungen zur Kenntnis nahm.

Nach der Errichtung der Nazi-Diktatur 1933 setzte Benno den antifaschistischen Kampf in der Illegalität fort. Am 17. Februar demonstrierten viele Gruppen junger Leute vom Wedding. Die Demonstration war vom KJVD Berlin-Nord konspirativ vorbereitet worden. Es sollte ihre Antwort auf einen Aufmarsch der SA sein, der einige Tage vorher, von einem massiven Aufgebot der Schutzpolizei geschützt, stattgefunden hatte. Die SA-Marschkolonnen waren von Schlägern in Zivil begleitet worden, die jeden Vorübergehenden provozierend und teilweise handgreiflich aufforderten, die vorangetragenen Hakenkreuzfahnen zu grüßen. Die Jungkommunisten und Mitglieder der Roten Jungfront formierten sich zum Demonstrationszug, nachdem sie ein verabredetes Hornsignal zusammengerufen hatte. Sie zogen durch die Max- und Schulstraße und riefen antifaschistische Sprechchöre. Der Gesang des traditionsreichen Liedes vom Roten Wedding »... Links, links, links, der Rote Wed-

2 Nach 1945 eine der Mitbegründerinnen der Freien Deutschen Jugend.

ding marschiert« erklang machtvoll. Es sollte für viele Jahre das letzte Mal gewesen sein. Am Nauener Platz angekommen, bildeten die Demonstranten ein Karree und Benno Biebel sprach zu den Versammelten:

»Erkennt die Gefahr für die organisierte, revolutionäre Arbeiterbewegung und die Lebensbedingungen aller Werktätigen. Vervielfacht den Kampf zum Sturz des Hitlerfaschismus!«

Noch vor dem Eintreffen der Einsatzwagen der Bereitschaftspolizei hatten sich die Kundgebungsteilnehmer zerstreut. Benno Biebel erinnerte sich:

»In den folgenden Wochen gab es im Wedding von Seiten des KJVD, die Faschisten hatten den Reichstag am 27. Februar in Brand gesteckt, sowie vor und nach der Reichstagswahl am 5. März, trotz ständig zunehmender Massenrepressalien und Festnahmen, viele illegale politische Aktivitäten. Im Rahmen von Flugblatt-, Mal- und Klebeinsätzen wurden neuartige Agitationsmethoden angewandt. Die Wand einer größeren Konservendose wurde kurz über dem Boden angebohrt. Das kleine Loch aber zunächst mit einem Nagel (Blau-pinne) verschlossen. Diese Dose wurde mit Wasser gefüllt und auf ein kleines Brett gestellt, das aus dem Bodenfenster eines Hauses ragte. Auf das der Straßenseite zugerichtete Ende des Brettes kam ein Paken Flugblätter. Dann wurde der Nagel herausgezogen, damit das Wasser in haarfeinem Strahl aus der Dose entweichen konnte. War das Wasser aus der Dose ausgelaufen, bekam der Paken Flugblätter das Übergewicht, senkte sich, und die Flugblätter flatterten auf die Straße, als wären sie von einem Flugzeug abgeworfen worden. So lange warteten die beteiligten Jugendgenossen aber nicht. Sie verschlossen, nachdem sie den Nagel aus der Dose herausgezogen hatten, die Bodentür von außen, verließen das Haus und hielten sich in einiger Entfernung auf der Straße auf, um die Wirkung ihrer Aktion zu beobachten. Diese Methode wurde gegen den faschistischen Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933 sowie vor allem in Vorbereitung des 1. Mai 1933 an zahlreichen belebten Straßenkreuzungen und Plätzen praktiziert. So auch im Warenhaus Hermann Tietz in der Chausseestraße. Im Warenhaus Tietz flatterten die Flugblätter vom obersten Stockwerk direkt in den Lichthof, was großes Aufsehen erregte, da sich dort gerade Hunderte von Käufern befanden. In all diesen Fällen gelang es der alarmierten Bereitschaftspolizei nicht, Festnahmen zu tätigen. Im Warenhaus waren die Scherengitter vor den Eingängen geschlossen worden, und jeder Besucher wurde von der Bereitschaftspolizei durchsucht, doch ohne eine Spur zu entdecken, woher die Flugblätter kamen.«<sup>3</sup>

Am 2. Juni wurde Benno Biebel in der Weddinger Gerichtsstraße von SA-Leuten festgehalten, die ihn in ihr SA-Sturmlokal verschleppen wollten.

3 Biebel, Benno: Persönliche biographische Notizen, 1985.

Eine vorbeigehende Polizeistreife verhaftete Benno Biebel. Da man ihm den Straftatbestand des Hochverrats nicht nachweisen konnte, wurde er wegen illegalen Waffenbesitzes zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Diese Strafe verbüßte er in Berlin-Plötzensee und in Eberswalde.

In die Reinickendorfer Straße, wo er mit seiner Mutter gemeinsam gewohnt hatte, kehrte er nicht wieder zurück. Anfang 1934 war er erneut illegal aktiv und wurde im Sommer in Chemnitz als Instrukteur des KJVD eingesetzt. Hier verhaftete ihn die Gestapo am 9. August, und der 2. Strafsenat des Oberlandesgerichts Dresden verurteilte ihn wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu dreieinhalb Jahren Zuchthaus und vier Jahren Ehrverlust. Er wurde in das Zuchthaus Waldheim/Sachsen eingewiesen. Nach Strafverbüßung konnte Benno Biebel nicht als freier Mann nach Berlin zurückkehren. Die Gestapo erteilte den Schutzhaftbefehl.

Am 24. März 1938 wurde er in das Konzentrationslager Buchenwald eingeliefert. Die SS-Schergen nahmen ihm in Buchenwald seinen Namen und gaben ihm die Nummer 2790, die über dem roten Dreieck, das ihn als politischen Häftling auswies, angebracht war. Wie die meisten neuen Gefangenen musste Benno anfangs im Steinbruch arbeiten. Die schwere körperliche Arbeit war er nicht gewohnt. Er erkrankte schon nach vierzehn Tagen an einer doppelseitigen Lungenentzündung und wurde in den Häftlingskrankenbau eingeliefert, in dem sich sein Genosse Willi Dehnert, der hier als Sanitäter wirkte, aufopferungsvoll um ihn kümmerte und ihn gesund pflegte.

Jeden Monat einmal durfte Benno einen Brief seiner Mutter erhalten und eine Antwort schreiben. Päckchen zu empfangen war ihm gestattet. Doch nicht alle Lebensmittelpäckchen, die Mutter Biebel sich von ihren Lebensmittelmarken und vom Munde abgespart hatte, kamen bei ihrem Sohn an. Oft wurden sie von der SS-Postkontrolle konfisziert.

Noch im Revier wurde Benno Biebel von Albert Kuntz aufgesucht. Albert Kuntz kannte ihn aus der politischen Arbeit in der KPD-Bezirksorganisation Berlin, in der er von 1930 bis 1932 Organisationssekretär war. Gemeinsam mit Walter Stoecker und Theodor Neubauer hatte er schon im KZ Lichtenburg die dort inhaftierten Kommunisten gesammelt und in illegalen Gruppen organisiert. Als 1937 die KZ-Häftlinge aus der Lichtenburg nach Buchenwald verlegt wurden, brachten sie ihre illegalen politischen Strukturen mit. Nun kümmerte sich Albert Kuntz, der auch auf dem Ettersberg mit Walter Stoecker und Theo Neubauer das Führungszentrum der illegalen KPD im Lager bildete, um den neuen Häftling. Er versorgte ihn mit wichtigen Informationen zum Leben im Lager und über die politischen Ereignisse in Deutschland und der Welt. Er verschaffte und knüpfte auch die Kontakte zu anderen Berliner Kommunisten, denn die illegale Organisation der KPD war nach den Parteibezirken, wie sie bis 1933 bestanden hatten, aufgebaut. So kam Benno auch mit Rudi Arndt zusammen, der als Jude und Kommunist ins KZ verschleppt worden war. Er

hatte sich vor allem um jüdische Mitgefangene gekümmert, sie unterstützt und einen großen Beitrag zum antifaschistischen Widerstand geleistet. Die SS ermordete ihn 1940 im Steinbruch.

Albert Kuntz konnte mit Hilfe der illegalen Organisation dafür sorgen, dass Benno nach seiner Genesung nicht zurück in den Steinbruch musste, sondern als Installateur in den Handwerkerkommandos der Deutschen Ausrüstungswerke arbeiten konnte. Hier war er mit polnischen und tschechischen Arbeitern zusammen und zeigte durch sein tägliches solidarisches Verhalten, dass die deutschen politischen Gefangenen in der gleichen Lage waren wie die ausländischen und auch die gleichen Interessen hatten. Die tägliche Arbeit schuf die Grundlage für den gemeinsamen Kampf der antifaschistischen Häftlinge aus vielen europäischen Ländern. Die Wirkung der antifaschistischen politischen Tätigkeit zeigte sich beispielsweise, als am 18. Oktober 1941 ungefähr zweitausend sowjetische Kriegsgefangene in das Lager gebracht wurden. Gegen den ausdrücklichen Befehl der SS, keine Kontakte zu den Kriegsgefangenen aufzunehmen, verließen viele Häftlinge ihre Unterkünfte und bezeugten mit kleinen Dingen, wie einem Stück Brot oder einem Tuch, ihre Solidarität. Benno Biebel hatte als Installateur mehr Möglichkeiten. Er durfte als Handwerker das so genannte Russenlager betreten, das ansonsten für die Häftlinge gesperrt war. So konnte er seinen sowjetischen Leidensgenossen unter dem Vorwand, Reparaturarbeiten ausführen zu müssen, Esswaren, Pullover oder auch Socken zustecken. Er sorgte mit seinen Kollegen von der Installateurkolonne dafür, dass in einer Baracke illegal ein Elektroboiler und ein Handwaschbecken eingebaut wurden, so dass der Häftlingsarzt, Dr. Fritz Lettow, zumindest für einige Patienten warmes Wasser hatte. Auch konnten aus dem Häftlingskrankenbau einige Medikamente in das »Russenlager« geschmuggelt werden.

Im Häftlings-Arbeitskommando musste Benno Biebel auch in dem SS-Bereich arbeiten, der für Ausrüstung und Kraftfahrzeuge zuständig war. Kraftfahrzeuge der SS wurden in verschiedenen Weimarer Werkstätten zur Reparatur gebracht. Von einem SS-Mann bewacht, hatten beauftragte Häftlinge die schriftlichen Aufträge und anderen Schriftverkehr bei den betreffenden Firmen abzugeben und abzuholen. Eines Tages wurde Benno Biebel eine solche Aufgabe übertragen. In Weimar lief er in Begleitung eines mit einem Karabiner bewaffneten SS-Mannes zu mehreren Werkstätten. Die beiden kamen an einer Papierhandlung vorbei, in der auch Bücher verkauft wurden. Benno entdeckte im Schaufenster ein Lehrbuch »30 Stunden Russisch für Anfänger«. Kurz entschlossen sagte er seinem Bewacher, dass er in den Laden müsse. Der SS-Mann ließ ihn gewähren. Von der überraschten Verkäuferin kaufte er blitzschnell das Buch und verließ den Laden wieder, ohne dass der Bewacher argwöhnte. Im Lager diente das Buch Benno und seinen Genossen dazu, sich Kenntnisse in der russischen Sprache anzueignen, was der Verständigung mit den gefangenen Rotarmisten dienlich war. Damit das Buch durch den häufigen Gebrauch keinen

Schaden nahm, wurde es in der Häftlingsbibliothek mit einem festen Umschlag versehen. Das Buch gehört heute noch zum Bestand in Benno Biebels Bibliothek.

Einen besonderen Stellenwert für die antifaschistische Untergrundarbeit hatte die Häftlingsschreibstube, in der alle Häftlinge erfasst wurden. Hier wurden Listen für die täglichen Appelle geschrieben. Das illegale Internationale Lagerkomitee, das sich seit 1943 aus Vertretern von elf Nationen zusammensetzte und das kollektives Führungsgremium des Widerstands war, nutzte dieses Verwaltungsorgan der SS als ein wirksames Instrument im Kampf gegen das Terrorregime der SS und seiner Helfer. Ab Mitte Februar 1943 gehörte Benno zu diesem Kommando. Zu seinen Aufgaben, wie zu denen seiner Kameraden, gehörte es vor allem, das Eindringen von Spitzeln und Verrätern in die illegalen Organisationen der Antifaschisten zu verhindern. Hier, wie auch im Kleinen Lager, in das die Massentransporte zuerst gebracht wurden, überprüften die Häftlinge die Neuzugänge, um sich vor Denunzianten zu schützen. Um dies wirksam tun zu können, rangen die deutschen Häftlinge, vor allem der Kapo Hans Neumeister, der SS die Genehmigung ab, auch ausländische Kameraden in der Schreibstube arbeiten zu lassen. In den letzten Jahren des KZ war die Häftlingsschreibstube international zusammengesetzt. In ihr nahmen Deutsche, Tschechen, Polen, Sowjetbürger, Österreicher, Franzosen und Niederländer ihre Aufgaben wahr.

Benno und Albert Kayser, ein in der Berliner Arbeiterbewegung bekannter und beliebter Kommunist und Gewerkschaftsfunktionär, gehörten zur gleichen Fünfergruppe von Genossen aus dem Berliner Wedding. Albert Kayser wurde 1943, aus dem Zuchthaus Brandenburg kommend, in Buchenwald eingeliefert. Im Oktober 1944 erkrankte er schwer an Fleckfieber und verstarb. Seine Genossen richteten für ihn eine illegale Totenfeier aus, an der Benno Biebel teilnahm. Er erinnerte sich an die von Karl Schnog gesprochenen Worte:

»... Mensch, man konnte mit Dir Pferde stehlen,  
warst ein Kämpfer, warst ein Aktivist.  
Und dem Roten Wedding wirst du fehlen,  
wo Du erster Mann gewesen bist.«

Unruhe erfasste Benno jedes Mal, wenn ihm ein Brief seiner Mutter ausgehändigt wurde. Am 20. Januar 1945 schloss Mutter Biebel den Brief an ihren Sohn mit den Zeilen: »Ja, mein lieber Junge, wir hoffen doch, dass das neue Jahr uns den Sieg bringt. Wir müssen eben Geduld haben und ausharren. Das neue Jahr hat mit dem Luftterror gleich gut angefangen ... bleib Du weiterhin gesund. Es grüßt Dich herzlich Deine liebe Mutter sowie alle anderen Trabanten und Verwandten.«

Mit dem Datum vom 27. Februar 1945 schrieb sie: »Mein lieber Sohn! ... Am 29. Januar abends ist unser Haus erneut getroffen worden, und am 3. Februar

brannte mittags wieder der Dachstuhl ... Man kann das Leben satt bekommen bis dort hinaus. Aber ich weiß, dass noch jemand in der Ferne sich nach seiner Heimat sehnt. Und nun, mein lieber Junge, bleib gesund. Es grüßt nun herzlich Deine liebe Mutter.«

Während Hedwig Biebel im von Bombenangriffen und den Kampfhandlungen schwer getroffenen Berlin ausharrte, ahnte sie nicht, dass ihr Sohn Benno in den ersten Apriltagen 1945 aktiv an der Selbstbefreiung der Häftlinge beteiligt war. Dazu schrieb er 1979: »An der Rettung der sechsvierzig Todeskandidaten am 5. und 6. April 1945 war ich wie folgt beteiligt: Am späten Abend des 5. April 1945 bekam ich vom Kapo der Häftlingsschreibstube, dem Genossen Hans Neumeister, eine Namensliste, die er vorher vom Rapportführer erhalten hatte, mit dem Auftrag, die auf derselben stehenden Häftlinge zum 6. April 1945 um 8.00 Uhr an das Schild III zu bestellen. Nach einem Blick auf die Liste stellte ich fest, dass sie überwiegend bekannte, langjährig in Buchenwald einsitzende und leitende Lagerfunktionen ausübende Häftlinge enthielt. Genosse Neumeister befand sich darunter. Es bestand für mich nicht der geringste Zweifel daran, dass die SS-Lagerführung beabsichtigte, die sechsvierzig Häftlinge zu liquidieren. Deshalb erklärte ich, dass ich die sechsvierzig Häftlinge nicht bestellen würde, um an dem von der SS-Lagerführung geplanten Verbrechen nicht mitschuldig zu werden. Die Liste übergab ich dann über den im Kommando Pathologie tätigen Berliner Genossen Richard Großkopf der illegalen Parteileitung der KPD.«

Auf Betreiben der Deutschen beschloss das illegale Internationale Lagerkomitee, die sechsvierzig Kameraden nicht auszuliefern und sie im Lager zu verstecken. »Am 6. April 1945 wurde ich um 14.00 Uhr über die Lautsprecheranlage zum Rapportführer befohlen. Auf seine Frage, wo denn eigentlich der Kapo Neumeister sei, antwortete ich kurz, dass ich das nicht wüsste. Auf seine weitere Frage, warum die bestellten Häftlinge nicht am Schild III angetreten wären, erwiderte ich kaltblütig, dass mir von einer Bestellung derselben nichts bekannt sei (denn der Rapportführer hatte ja nicht mir, sondern dem Kapo Neumeister die Liste der sechsvierzig ausgehändigt und Neumeister sowie alle anderen gesuchten Häftlinge waren nunmehr dem Zugriff der SS-Verbrecher entzogen). Darauf wurde ich vom Rapportführer mit den Worten entlassen: »Sie sind mir ab heute für die Häftlingsschreibstube verantwortlich. Dass mir die Evakuierungstransporte in Ordnung gehen, wenn nicht, können Sie was erleben.«

Diese Funktion habe ich in den letzten Tagen des KZ Buchenwald nur in dem Sinne ausgeübt, dass ich gemeinsam mit den auf der Häftlingsschreibstube und der Arbeitsstatistik für die Aufstellung von Transporten verantwortlichen Kameraden sowie den Lager- und Blockältesten bemüht war, die Evakuierungstransporte zu verzögern bzw. eine Gesamtevakuierung des Lagers zu verhindern.

An der bewaffneten Selbstbefreiung am 11. April 1945 nahm ich, gemeinsam mit den Kameraden der Häftlingsschreibstube, in der Weise teil, dass uns alle gefangen genommenen SS-Leute übergeben wurden. Da in kurzer Zeit die Häftlingsschreibstube von den SS-Gefangenen überfüllt war, dort aber keine Sicherungsmaßnahmen getroffen werden konnten, um eine eventuelle Flucht derselben zu verhindern, ging ich zu dem so genannten Quarantäneblock 17, der mir für diesen Zweck besser geeignet erschien. Der Blockälteste Genosse Otto Storch und der im Stubendienst tätige Genosse Ottomar Rothmann ließen einige im Block befindliche kranke Häftlinge zum Krankenbau bringen. Der Block 17 bot nunmehr die besten Voraussetzungen für eine sichere Unterbringung der über einhundert SS-Gefangenen (zu denen in der Nacht zum 12. April 1945 und am 12. April 1945 selbst noch fast weitere einhundert SS-Gefangene hinzukamen), da er durch einen gesonderten Stacheldrahtzaun vom übrigen Lager getrennt war. Ich holte mir von der sowjetischen militärischen Sektion vier Bewaffnete, ließ die SS-Gefangenen vor der Häftlingsschreibstube antreten und marschierte mit ihnen zum Block 17. Hier wurden die deutschen SS-Leute im A-Flügel und die so genannten Wlassow-SS-Leute im B-Flügel untergebracht. Die vier bewaffneten sowjetischen Häftlinge nahmen auf den beiden Seiten nördlich und südlich des Blocks (noch innerhalb des separaten Zauns) Aufstellung. Nach Ankunft der Einheiten der 3. US-Armee am 13. April 1945 wurden die rund zweihundert Gefangenen von ihnen übernommen und abtransportiert.«

Benno erlebte die ersten Stunden und Tage der erkämpften Freiheit gemeinsam mit seinen Kameraden. Er nahm am Freiheitsappell teil und an der Trauerfeier, die mit dem Schwur von Buchenwald beendet wurde.

In der Folgezeit bestand seine Aufgabe vor allem darin, mit anderen Kameraden zu sichern, dass die Buchenwalder geordnet und sicher in ihre Heimatländer zurückkehren konnten. Das wichtigste Entlassungspapier für jeden Heimkehrer wurde die amtliche Legitimation des Internationalen Häftlingskomitees. Wichtig war auch die Ausstattung mit Bekleidung, die aus den Magazinen der US-Armee kam. Nicht die eigene Heimkehr nach Berlin stand im Vordergrund seiner Tätigkeit, sondern die Sorge um die Kameraden, und so erlebte Benno, wie eine nationale Gruppe nach der anderen das Lager verließ und die Heimreise antrat.

Endlich frei, unternahmen die ehemaligen Häftlinge individuelle Wanderungen in die Stadt Weimar am Fuße des Ettersberges. Sie wollten die Stadt, die sie nur im Gefangenentransport wahrgenommen hatten, für sich erkunden, mit Menschen frei ins Gespräch kommen. Benno traf mit seinem Kameraden Osche auf zwei junge Frauen aus Berlin, Schwestern. Sie waren wegen der Bombenangriffe auf die Reichshauptstadt nach Weimar evakuiert worden. Es brauchte nicht viel Zeit, und sie fanden Gefallen aneinander. Der Abschied von Kameraden, mit denen er Seite an Seite gearbeitet und manche gefährliche

Nachweis über die Mitarbeit im Parteiaktiv der KPD während der Lagerhaft  
im KZ Buchenwald für Benno Biebel

Bescheinigung über die Lagerhaft im KZ Buchenwald für Benno Biebel

Ausweis über die Lagerhaft im KZ Buchenwald für Benno Biebel

Russisch-Lehrbuch, das Benno Biebel während dere Haftzeit im KZ Buchenwald erwarb

Situation überstanden hatte, fiel trotz der Freude auf die Heimat und die Familien nicht leicht.

Erst am 12. Juni konnte Benno Biebel, gemeinsam mit vierundzwanzig Berliner Genossen, die Reise in seine Vaterstadt antreten. An eine Eisenbahnfahrt war nicht zu denken. Zugverkehr gab es nicht. Aus dem Bestand des SS-Fuhrparks hatten sie einen Omnibus zugeteilt bekommen. Sieben Tage waren sie durch das kriegszerstörte Deutschland unterwegs. Ihre Reiseroute führte durch Dörfer und Städte, eben von den USA-Truppen geräumt, nun von den Sowjettruppen besetzt. Schlagbäume vor und hinter jeder Stadt. Gesperrte Landstraßen und gesprengte Brücken machten die Reise zu einem Abenteuer. Endlich wieder im Wedding angekommen, stand Benno nicht allein vor der Wohnungstür seiner Mutter. Er hatte Gertrud aus Weimar mitgebracht. Im Oktober 1945 heirateten sie. Das junge Ehepaar erhielt in der Wohnung eines geflohenen Nazis ein Zimmer zugewiesen, wo sie zur Untermiete wohnten. Ihr gemeinsamer Sohn Gerhard kam am 2. April 1946 zur Welt.

Berlin wurde fortan Bennos Arbeitstätte. Es bedurfte keiner Überzeugungskraft, dass es für ihn nur darum gehen konnte, die Wurzeln des Faschismus auszurotten und in Deutschland antifaschistische und demokratische Verhältnisse zu entwickeln. Selbstverständlich stand er mit in der ersten Reihe, denn er hatte die Grausamkeit und Unmenschlichkeit des Faschismus in seiner unverhüllten Art und Weise am eigenen Leibe erlebt und erlitten.

Kaum angekommen, stellte er sich in seinem Heimatstadtbezirk Wedding der eben geschaffenen Stadtbezirksleitung der KPD für die Parteiarbeit zur Verfügung. Er wurde als Instrukteur eingesetzt. Im September 1945 von seiner Partei benannt, wurde er Mitarbeiter in der Deutschen Zentralverwaltung für Land- und Forstwirtschaft in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands.

1947 verließ die junge Familie Biebel den zu den Westsektoren zählenden Wedding. Sie bekamen im Stadtbezirk Mitte, im sowjetischen Sektor, in der Schröderstraße eine Dreizimmerwohnung. In der Zentralverwaltung Land- und Forstwirtschaft entwickelte sich Benno Biebel zu einem geschätzten Personalleiter. Ob in der Deutschen Wirtschaftskommission, der Hauptverwaltung Land- und Forstwirtschaft, im Ministerium für Land- und Forstwirtschaft, in der Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe/Bäuerliche Handelsgenossenschaft (VdgB/BHG), als Instrukteur der Abteilung Landwirtschaft im ZK der SED in den Jahren 1953 bis 1956 oder danach im Dietz Verlag, an allen Arbeitsplätzen wirkte er im Sinne des Schwurs von Buchenwald.

Als in den Junitagen des Jahres 1953 eine Krise in der DDR offen zum Ausbruch kam, gehörte Benno zu denen, die auf der Straße für ihren Staat einstanden. In der Nähe des Frankfurter Tors wurde er aus einer Kolonne heraus angegriffen. Die Leute waren offensichtlich aus Westberlin gekommen. Ein Mann mit einem Schlagring schlug ihn nieder. Er wurde schwer am Kopf ver-

letzt. Sowjetsoldaten retteten ihn und brachten ihn in das Krankenhaus der Volkspolizei, wo er sich einer schweren Schädeloperation unterziehen musste. Fünf Monate dauerte der Klinikaufenthalt, die Folgen der schweren Verletzung wirkten noch lange nach.

In den fünfziger Jahren verfolgte Benno beharrlich sein Ziel, Bildung zu erwerben, die ihm durch die Nazis versagt geblieben war. So besuchte er Bildungsstätten der Partei und wurde 1961 trotz seines angegriffenen Gesundheitszustandes Diplom-Wirtschaftler am Institut für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED.

1963 wurde seine Ehe geschieden. Der Sohn erlernte den Beruf eines Schlossers und Drehers. Später wurde er Offizier. Benno Biebel heiratete 1966 ein zweites Mal. Mit seiner Frau Ilse lebte er bis zu ihrem Tod 1990 zusammen.

Von 1964 bis 1976 arbeitete Benno als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Marxismus-Leninismus der Humboldt-Universität zu Berlin. Seine reichen Lebens- und politischen Erfahrungen, sein ständiges Mühen um Bildung und sein von tiefem Humanismus geprägter Charakter befähigten ihn, seine Lehr- und Erziehungsaufgaben erfolgreich zu erfüllen.

Der langjährige Institutsdirektor sagte anlässlich einer öffentlichen Würdigung: »Benno war vor allem im Kreis jüngerer Mitarbeiter ein unaufdringlicher, zurückhaltender, aber äußerst wirksamer Erzieher und Persönlichkeitsbildner. Nicht, dass er große Reden über Persönlichkeitsbildung und Moral gehalten hätte. Große Reden und Moralpredigten lagen ihm ohnehin nicht. Er erzog vor allem durch die Art und Weise, wie er auftrat, wie er lebte, welche Forderungen er an sich selbst stellte, wie er sich im Kollegenkreis gab ... Theoretische Erkenntnisse, politische Einsichten waren und sind für Benno niemals Selbstzweck oder bloßer Lehrgegenstand. Praktisch tätig werden, aktiv sein, politisch verantwortungsbewusst und äußerst zuverlässig zu wirken, das ist ein Persönlichkeitszug, den man Benno nicht ausdrücklich bescheinigen muss. Das gehört unabdingbar zu ihm, zu seiner Weise zu leben, zu seinem Wesen. Er ist stets da, wo Leben und Kampf dies erfordern, einsatzbereit und aktiv, auch ohne Auftrag und dienstliche Verpflichtung.«

1976 hatte Benno Biebel das Rentenalter erreicht, er schied aus dem Berufsleben aus und engagierte sich fortan verstärkt für die Wahrung und Pflege der antifaschistischen Werte aus der Zeit des KZ Buchenwald. Unermüdet war er als Zeitzeuge tätig, um insbesondere jungen Menschen das antifaschistische Erbe zu vermitteln. Nach 1990 wehrte Benno Biebel mit seinen ehemaligen Buchenwalder Kameraden wie Reinhold Lochmann, Gerhart Zschocher, Günter Pappenheim und anderen mit Entschiedenheit geschichtsrevisionistische Versuche ab, das faschistische Konzentrationslager Buchenwald mit der Nachkriegsnutzung gleichzusetzen. Die von bundesdeutscher Politik und Wissenschaft betriebene Geschichtsfälschung widerlegte Benno Biebel konsequent. Im Kreise seiner Buchenwalder Kameraden und jüngerer Antifaschisten, die die

Sache Buchenwalds zu der Ihnen gemacht haben, wirkt er in der Lagerarbeitsgemeinschaft Buchenwald-Dora aktiv mit.

Großvater wurde er mit seinen Enkelinnen Jana und Nicole. 1995 wurde sein Urenkel Florian geboren. Sein Sohn Gerhard arbeitet in einer Auto- und Maschinenfirma, repariert Autos und technische Großgeräte. Der Schwur seines Vaters vor 60 Jahren auf dem Appellplatz des Konzentrationslagers Buchenwald ist ihm teuer, es bestimmt sein Denken und Handeln.

Benno Biebel ist in seinem hohen Alter nach wie vor ein gesuchter Partner in Foren mit Jüngeren, wenn es über Leben und Kampf im KZ Buchenwald zu berichten gilt. Wie überall dort, wo seine Stimme zu hören ist, verkörpert er den gelebten Antifaschismus.

*Erhard Pachaly/Peter Hochmuth*

*Der Text wurde von Benno Biebel im Dezember 2006 autorisiert.*

Ausschließungsschein von der Wehrmacht »im Frieden und im Kriege« für Benno Biebel.  
Alle Dokumente: Privatarchiv von Benno Biebel

Herbert Thomas mit Ehefrau, Foto: privat

# Herbert Thomas

**Geboren am 29. November 1912**

**Buchenwaldhäftling Nummer 1420**

Ins hohe Alter ist Herbert Thomas gekommen, über neunzig Jahre alt ist er. Stolz darf er sein, denn man sieht ihm sein Alter weder an, noch spürt man es im Gespräch. Nur das Gehen fällt ihm schwer. Umso mehr liegt ihm an seiner geistigen Beweglichkeit. Täglich liest er seine Zeitungen, Zeitschriften und ihn interessierende politische Literatur.

Einerseits bestimmte die Politik sein Leben, sie war sein Lebensmotor und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Andererseits war sein Leben gelebte Politik, sie hat seine politische Meinung und Arbeit geprägt. Gelegentlich schreibt er noch Artikel für den »RotFuchs«, eine Zeitschrift für Sozialisten und Kommunisten, den »Berliner Anstoß« und hin und wieder für das »Neue Deutschland«.

Seine publizistische Tätigkeit erleichterte es mir, über sein Leben zu berichten – er hatte es selbst in Form einer Kurzbiografie bereits für seine Kinder und Enkel getan.

Am 29. November 1912 wurde Herbert in Hannover geboren. Bereits zwei Jahre später verlor er seinen Vater, er fiel gleich zu Beginn des Ersten Weltkrieges. Über zehn Jahre lang war die Mutter – zuerst als ungelernte Fabrikarbeiterin, später als Verwaltungsangestellte – für ihre Kinder in einer Zeit wachsender Arbeitslosigkeit, Inflation und Not allein verantwortlich. Sie heiratete Mitte der zwanziger Jahre erneut, ein Halbbruder kam dazu, doch der Stiefvater betrachtete die Kinder lediglich als Plage.

1918 wurde Herbert in eine achtklassige Volksschule eingeschult, in der noch Rohrstockstrafen üblich waren, die ihm sehr nahegingen, weil sie seinem ausgeprägten Gerechtigkeitsinn widersprachen. Mit Beginn der vierten Klasse kam er in eine Freie Weltliche Schule ohne Religionsunterricht. Diese besuchten hauptsächlich Kinder aus linksorientierten Elternhäusern. Viele seiner Lehrer gehörten der SPD an, manche der KPD. Sehr schnell verbesserten sich Herberts schulische Leistungen. Schon bald schloss er sich den »Blauen Falken« an, einer sozialdemokratischen Kinderorganisation, die Spiel- und Sportnachmittage veranstaltete, während der Sommerferien sogar Fahrten auf ein städtisches Landgut. Besonders gern erinnert sich Herbert Thomas an die dicken, mit Butter bestrichenen Weißbrotschnitten, wohl weil es zu Hause sehr knapp zugeht.

Nach dem Schulabschluss begann 1926 seine dreijährige kaufmännische Lehrzeit in einer Autofirma. Er gehörte zu den wenigen, die überhaupt eine Lehrstelle erhielten. Nach Beendigung der Lehre wurde er sogar in ein Ange-

stelltenverhältnis übernommen. Doch währte die Freude nur bis 1930; er wurde wegen Betriebseinschränkungen entlassen und war bis 1932 arbeitslos.

Seit ihrer Jugend war die Mutter politisch und gewerkschaftlich aktiv gewesen, leitete sogar als Frau in den zwanziger Jahren einen Streik. Nach kurzer USPD- und KPD-Mitgliedschaft gehörte sie bis 1931 dem linken Flügel der SPD an, in der sie als Referentin hoch geachtet war. Nachdem sich im gleichen Jahr die Sozialistische Arbeiterpartei (SAP) aus vorwiegend linken Kräften der SPD gegründet hatte, trat sie dieser Partei bei und wurde sofort in den Vorstand gewählt. Herbert wurde ebenfalls Mitglied der SAP, besuchte jedoch auch Versammlungen der KPD, auf denen er erstmals Ernst Thälmann begegnete.

Die zweieinhalb Jahre der Arbeitslosigkeit nutzte der Zwanzigjährige, seine insbesondere durch die Mutter geprägte politische Bildung zu vertiefen. Er besuchte täglich die Stadtbibliothek, wo er im Lesesaal Werke der Klassiker des Marxismus studierte. Darüber hinaus belegte er mehrere Jahre Kurse in der Hannoverschen Leibniz-Akademie, einer Abendschule für Erwachsene, und zusätzliche Kurse an der Volkshochschule.

Ein für ihn unvergessliches Ereignis hatte seine Begeisterung, sich für die Interessen der Arbeiter, Unterdrückten und Ausgebeuteten einsetzen zu wollen, wesentlich unterstützt. Eines Tages hatten Genossen die Familie Thomas gebeten, einen Mann für eine Nacht zu beherbergen. Es war Georgi Dimitroff, der Mitbegründer der Kommunistischen Partei Bulgariens, der 1923 zum Tode verurteilt worden war. 1928 war er vor der bulgarischen Polizei nach Deutschland geflohen und lebte hier bei verschiedenen Genossen, die es als ihre solidarische Pflicht betrachteten, ihn aufzunehmen und zu versorgen.

Am Morgen beim Frühstück kam es zu einem kurzen Gespräch. Dimitroff fragte Herbert unter anderem, was er werden wolle, woraufhin er wie selbstverständlich antwortete: Berufsrevolutionär. Der äußerst besonnene und zurückhaltende Dimitroff antwortete nach kurzer Überlegung: »Das ist nicht so einfach.«

In der angespannten Zeit der Weltwirtschaftskrise, innenpolitischer Krisen, Arbeitslosigkeit, Hunger und Elend drängte es Herbert Thomas, deren Ursachen zu erkennen. Im »Kapital« von Karl Marx fand er Antworten und war fasziniert von seinen Studien über Ware, Wert und Wertgesetz, insbesondere über die Ware Arbeitskraft und deren Produktion von Mehrwert.

Nach Übertragung des Kanzleramtes an Hitler am 30. Januar 1933 verschärfte sich der faschistische Terror. Viele Genossen von Herbert Thomas wurden verhaftet, gefoltert und ermordet. Einer der ersten Toten war der Redakteur der kommunistischen Zeitung in Hannover, Willkomm. Die faschistische Gewaltherrschaft beförderte die Widerstandsbereitschaft. Als beispielsweise im Frühjahr 1933 ein lärmender Trupp von SA-Leuten durch die Straßen Hannovers zog, vorbei an der Wohnung der Familie Thomas, holte die Mut-

ter, durch Hass und Wut alle notwendige Vorsicht vergessend, einen Plattenspieler ans Fenster und legte die »Internationale« auf. Sie ertönte weithin hörbar in voller Lautstärke. Die Sorge um die zu erwartende Reaktion der SA veranlasste Herbert, den Plattenspieler kurzentschlossen abzustellen.

Schließlich fand er beim Amtsgericht in Hannover wieder Arbeit als Angestellter. Ein junger Kollege – wie er später erfuhr, war er Mitglied der Hannoverschen KPD-Leitung – suchte über Gespräche, anfänglich zu belanglosen Themen, die doch bald politischen Inhalt annahmen, Kontakt zu ihm aufzubauen. Sein Ziel bestand darin, Herbert und seine Mutter in die illegale politische Arbeit der KPD einzubeziehen. Beide waren froh, ihre antifaschistische Gesinnung nun in gezielten Aktionen ausdrücken zu können. In regelmäßigen Abständen wurden ihnen etwa fünfzig Exemplare der kommunistischen Zeitung »Klassenkampf« zugestellt, die sie in ihrem Bekanntenkreis, vorrangig an zuverlässige Sozialdemokraten, verteilten.

Die Zeitung wurde zum organisatorischen und ideologischen Bindeglied, das allen Empfängern die illegale Existenz der Partei signalisierte. Während dieser Zeit, 1933, trat Herbert Thomas in die KPD ein und wurde Mitarbeiter der Parteileitung. Einem Gebot der illegalen Arbeit folgend, hatte er lediglich zu einem oder zwei Genossen direkten Kontakt. Mit der technischen Herstellung der Zeitung beauftragt, tippte er die Manuskripte der jeweils nächsten Ausgabe des »Klassenkampfes« auf Wachsbögen. Das verdachterregende Klapper der Schreibmaschine bei einer Privatperson erwies sich als ein Problem. Selbst der Kauf von Ormig-Papier für die Herstellung der Zeitung barg Gefahren. Um unnötige Risiken zu vermeiden, verlagerte Herbert Thomas seine illegale Tätigkeit ins Amtsgericht, an seine Arbeitsstelle. Einen diensteifrigen und überlasteten Mitarbeiter vorgebend, begann er allabendlich nach seiner offiziellen Dienstzeit an der Herstellung der Parteizeitung zu arbeiten, immer auf Gefahrenabwehr bedacht.

Die Verhaftungswellen in dieser Zeit brachten täglich mehr Kommunisten und Sozialdemokraten hinter Gitter. Herbert und seine Mutter entschlossen sich, eine erste »Rote Hilfe« in Hannover zu organisieren und insbesondere jenen Genossen zu helfen, die im Polizeigeängnis einsaßen und keine Angehörigen hatten.

Im Herbst 1934 wurde die illegale Gruppe um Herbert und seine Mutter, zu der auch Otto Brenner, der spätere Vorsitzende der IG Metall gehörte, von einem Hausnachbarn denunziert. Daraufhin hatte die Gestapo die Wohnung der Familie Thomas wochenlang mit einem Fernrohr von der gegenüberliegenden Seite aus beobachtet. Mutter und Sohn wurden verhaftet. Im September 1934 begann seine Untersuchungshaft in Hannover und Hamm. Sehr lebhaft erinnert er sich an die amüsierte Nachfrage eines Genossen kurz nach seiner Einlieferung ins Untersuchungsgefängnis, ob es stimme, dass die illegale kommunistische Zeitung im Amtsgericht Hannover hergestellt worden

sei. In der Untersuchungshaft traf Herbert Thomas auf gleichgesinnte Genossen, die illegal an ihrer politischen Weiterbildung arbeiteten.

1935 fand vor dem Oberlandesgericht in Hamm der Prozess gegen Mutter und Sohn wegen Vorbereitung zum Hochverrat statt. Herbert Thomas versuchte, seine Mutter zu entlasten und nahm auf sich, die illegale Arbeit vorrangig allein geleistet zu haben. Dennoch wurde die Mutter zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt, er selbst zu zweieinhalb Jahren. Man hatte das Alter des weitaus jüngsten Angeklagten berücksichtigt. Auf die Frage des Richters, warum er das getan habe, rief er ihm zu: »Aus Idealismus.«

Die Mutter verbüßte ihre Strafe im sächsischen Zuchthaus Waldheim. Er selbst wurde im Juli 1935 in das Zuchthaus Celle eingeliefert und später nach Hameln gebracht, wo er die längste Zeit seiner Haft blieb. In Hameln baute Herbert Thomas ein illegales politisches Seminar auf und leitete es mit seinen Erfahrungen aus der Untersuchungshaft in Hannover. Die Seminare stärkten nicht nur das Solidargefühl der politischen Häftlinge, es lenkte von dem stupiden Alltag ab. Hameln war ein relativ geordnetes Zuchthaus, in dem die Gefängniswärter den politischen Häftlingen keine nennenswerten Schwierigkeiten machten. Der für sie verantwortliche Wachmann war selber Sozialdemokrat gewesen, ein anderer sogar Mitglied der SAP.

Kurz vor Ablauf seiner Haftzeit im März 1937 eröffnete der Anstaltsdirektor Herbert Thomas, dass er nicht entlassen, sondern als Schutzhäftling in ein Konzentrationslager überführt würde. Nach Ablauf seiner Haft galt er offiziell nicht mehr als Strafgefangener, er hatte eher den Status eines Untersuchungshäftlings, der es ihm ermöglichte, von dem geringen Arbeitsverdienst etwas einkaufen zu lassen: Weißbrot, Butter, Honig und Wurst – ein unvergessliches Festessen.

Der Entlassungsschein des Zuchthauses Hameln bescheinigte, dass er nach einer Zeit vom 25. Juni 1935 bis zum 11. März 1937 »zwecks Schutzhaftnahme« in das KZ Lichtenburg »übergeben wurde«. Weiterhin wird die Auszahlung von 99,07 RM bestätigt, »eigenes Geld: 0,28 RM, Arbeitsbelohnung: 28,79 RM«.

Nach wenigen Tagen ging Herbert Thomas mit anderen Politischen zuerst in einem mit Zellen versehenen Güterwaggon, dann mit Lastwagen auf den Transport in das Konzentrationslager Lichtenburg, vorbei an unerreichbaren Wiesen, Wäldern und Dörfern. Das Schloss Lichtenburg war ein stillgelegtes Zuchthaus, das die Nazis als KZ reaktiviert hatten. Neben Kommunisten und Sozialdemokraten waren auch Christen und andere Andersdenkende, unter ihnen bekannte Spitzenfunktionäre, hier inhaftiert. Es war kein Arbeitslager, und die Lagerleitung überließ die Häftlinge mehr oder weniger sich selbst – Gelegenheit, miteinander Kontakt aufzunehmen, Gedanken auszutauschen, sich irgendwie zu beschäftigen. Herbert Thomas gab einem Genossen Stenografie-Unterricht. Die meiste Zeit verbrachten die Lagerinsassen im Innenhof.

Schon nach etwa vier Wochen wurde erneut ein Transport zusammengestellt – in das im Aufbau befindliche KZ Buchenwald auf dem Ettersberg bei Weimar. Herbert Thomas gehörte zu diesem Transport. Es war der zweite Transport, der am 7. August 1937 in Buchenwald eintraf. Auf der Liste des Häftlingstransportes vom Konzentrationslager Lichtenburg nach Buchenwald standen bekannte Namen wie Dr. Theodor Neubauer, Vorsitzender der Reichstagsfraktion der KPD, und Albert Kuntz, Mitglied des Preußischen Landtags. Später begegnete Herbert Thomas hier Rudi Arndt, Vorsitzender der kommunistischen Jugend, den er bereits 1936 im Zuchthaus getroffen hatte. Er wurde 1940 erschossen. Auch Walter Krämer, Abgeordneter der KPD im Preußischen Landtag, Walter Bartel, späterer Leiter des illegalen Lagerkomitees in Buchenwald, lernte er in Buchenwald kennen. Zu dieser Zeit war auch Pfarrer Schneider inhaftiert. Er wurde ermordet, nachdem er sich aus dem Arrestbunker mit beschwörenden Worten an seine Kameraden gewandt hatte.

Die Neuankömmlinge wurden von brüllenden SS-Leuten empfangen, die mit Knüppeln auf die Häftlinge einschlugen, bevor sie in einer Baracke anlangten, in der sich lediglich Holzpritschen und ein Tisch befanden, jedoch keinerlei sanitäre Anlagen, nicht einmal ein Eimer für die Notdurft. Der Fußboden durfte nicht verunreinigt, die Baracke nicht verlassen werden – eine qualvolle Nacht. Erst am nächsten Morgen erhielt jeder einen Becher und nach den Aufnahmeformalitäten eine Häftlingsnummer, Herbert Thomas die Nummer 1420 und die Zebraleidung. Der Neuzugang wurde in Arbeitskommandos eingeteilt, die vor allem der Erweiterung des Lagers und der Außenanlagen dienten. Die tägliche Arbeit betrug sechzehn Stunden, unterbrochen durch eine kurze Vormittags- und die Mittagspause. Der Tag begann mit dem Morgenappell im Sommer um sechs Uhr. Der damalige stellvertretende Lagerleiter, Rödl, ließ Kranke in einer gesonderten Gruppe antreten. Er verwehrte selbst Schwerkranken die Aufnahme in das Krankenrevier und ließ sie Arbeitskommandos zuteilen.

Herbert Thomas wurde in das Arbeitskommando »Wasserturm« eingewiesen. Die Häftlinge hatten mit Spitzhacken den harten, lehmigen Boden aufzuhacken, der dann abefahren werden musste. Er litt an diesem ersten Tag sowohl an der ungewohnten, außerordentlich harten körperlichen Arbeit als auch an der Hitze. Sie mussten ununterbrochen hacken, ohne ein Wort wechseln und aufsehen zu dürfen oder gar den schmerzenden Rücken zu entlasten. Der Fürsprache eines erfahrenen Mithäftlings verdankte er, dass der SS-Posten, der das langsame Arbeitstempo des völlig Erschöpften beobachtet hatte, nicht dessen Häftlingsnummer notierte. Damit entging er dem so genannten Bock, eine der schlimmsten Strafen des Lagers, die darin bestand, dass sich die Häftlinge über einen Holzbock legen mussten und an Händen und Beinen festgeschnallt wurden. Ein SS-Mann schlug dann fünfundzwanzigmal mit einem Ochsenziemer voller Wucht auf das Gesäß. Mitunter musste der Bestrafte

jeden Hieb zählen. Herbert Thomas wird das Gesicht eines etwa siebzigjährigen Kameraden mit schlohweißen Haaren, dem der Bock als einem der ersten widerfuhr, nicht vergessen.

Eines Tages wurde auch er irrtümlicherweise aufgerufen, zum »Bock« anzutreten, obwohl er bereits im Häftlingsrevier tätig war. Ein SS-Rapportführer, Hackmann, erkannte ihn und winkte ihn aus der Strafgruppe heraus. Viele Jahre später stand Hackmann in der Bundesrepublik mehrfach vor Gericht, weil er während der Zeit des Faschismus Kinder erhängt hatte. Verurteilt wurde er nie.

Nach drei Tagen Arbeit im Kommando »Wasserturm« war Herbert Thomas ohnmächtig zu Boden gestürzt. Ein Kamerad hatte ihn geistesgegenwärtig schnell über seine Schulter geworfen und in das Krankenrevier gebracht. Als man ihn am Abend entlassen wollte, war zufällig der Lagerarzt, Dr. Wolf, anwesend – und man brauchte, ebenfalls zufällig, einen schreibmaschinenkundigen Arztschreiber. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Duplizität dieser Zufälle ihm das Leben rettete.

Ein ausgeklügeltes Bestrafungssystem sah in Buchenwald selbst für kleinste Vergehen barbarische Strafen vor, zu denen auch das Baumhängen gehörte. Den Häftlingen wurden die Arme nach hinten gedrückt, diese an einen Baumast gehängt, die Füße berührten knapp den Boden. Den unvorstellbaren Schmerz mussten sie etwa eine halbe Stunde aushalten, manche erlitten schwere innere Verletzungen. Eine schlimme Strafe bedeutete für die Gefangenen, eine ganze Nacht hindurch, lediglich mit einer Unterhose bekleidet, bei strenger Kälte am Lagertor stehen zu müssen. Nicht selten wurden die Gefangenen einfach erschlagen, entweder vom SS-Posten oder einem Kapo. In den ersten Jahren des Ausbaus von Buchenwald waren das ausgewählte »Berufsverbrecher«. Die »BVer« trugen auf ihren Jacken grüne Winkel, im Gegensatz zu ihnen waren die politischen Häftlinge mit roten Winkeln gekennzeichnet. Mitunter führte einfach die Antipathie eines »Grünen« gegenüber einem »Roten« zur Todesandrohung, die am nächsten Tag ausgeführt wurde. Herbert Thomas beobachtete, wie ein dazu »verurteilter« Häftling mit seinem Arbeitskommando antrat. Plötzlich warf der SS-Posten die Mütze des Häftlings in die Nähe des elektrisch geladenen Zaunes und befahl, sie zu holen. Am Zaun erschoss er ihn.

Die unmenschlichen Arbeitsbedingungen bei völlig unzureichender Ernährung und fehlender sanitärer und hygienischer Voraussetzungen waren Haupttodesursachen, was zum Vernichtungsprogramm des SS-Systems gehörte. Manche Gefangene starben vor Erschöpfung. Sie wurden, plötzlich zur Ruhe gekommen, oft ohnmächtig, wie ein Mithäftling, der rücklings in den Kot der Latrine stürzte und in der gefüllten Grube versank.

Ab 1938 waren die ersten Juden im Lager angekommen, sie wurden dem schwersten Kommando zugeteilt, dem Steinbruch. Er lieferte das Material für den Aufbau des Lagers. Ohne technische Hilfsmittel, mit primitivsten Werkzeugen wie Hacke und Schaufel mussten von den Häftlingen die Steine ge-

brochen und im Laufschrift zu Loren gebracht werden. Mit Seilen wurden die schwer beladenen Loren eine mehr als einhundert Meter lange Auffahrt hochgezogen, wobei die SS-Posten mit ihren Gewehrkolben stießen und schlugen, wenn ein Gefangener auf dem Lehmboden strauchelte oder fiel. Es vergingen kaum zwei Stunden, bis die ersten jüdischen Häftlinge aus dem Steinbruch mit Kollaps ins Krankenrevier eingeliefert wurden und dort starben.

Herbert Thomas hatte im Häftlingsrevier die Totenscheine auszufüllen. Jeden Tag musste er mehrseitige Formulare mit den persönlichen Angaben, den sehr häufig fingierten Diagnosen, Krankheitsverläufen und Todesursachen ausfüllen. In vielen Fällen waren die vorgeblichen Patienten bereits tot in die Krankenbaracke gebracht worden – erschlagen während der Arbeit oder als Folge von Bestrafungen.

Zudem musste Herbert Thomas das Krankenbuch führen, in das jede ambulante Behandlung und die stationären Fälle eingetragen wurden. Dieses Arbeitspensum konnte er nur bewältigen, indem er mit dreihundertvierzig Anschlägen in der Minute die Leistung einer Stenotypistin weit übertraf. Die Arbeit im Revier war erträglich im Vergleich mit anderen Arbeitskommandos. Doch über der eigenen Selbstverantwortung stand in diesem barbarischen KZ-System immer das Verantwortungsgefühl für die Nächsten, mitleidenden Kameraden – der Solidaritätsgedanke. Ohne über die Behandlung der Kranken hinausgehendes solidarisches Verhalten untereinander und miteinander, oft unter Einsatz des eigenen Lebens, war ein Überleben kaum möglich. Ab und an wurde vom Lagerkommandanten eine Behandlungssperre angeordnet. Die Mannschaft des Reviers setzte sich darüber hinweg und führte die Behandlung der Kranken trotz drohender Repressalien weiter. So wurde manchem schwer kranken Kameraden das Leben gerettet. Die Befehle der Lagerleitung häufig missachtend, wurden für völlig erschöpfte Häftlinge Krankenblätter gefälscht und Diagnosen erfunden, die ihnen ein paar Tage Ruhe gaben. Fingerte Krankenblätter wurden am Kopfende des Bettes angebracht und täglich ergänzt, bis der Häftling sich etwas erholt hatte und entlassen werden konnte. Herbert Thomas erinnert sich daran, wie Theo Neubauer, der Leiter der antifaschistischen Widerstandsbewegung in Thüringen, an einer Wand lehnte, am Ende seiner Kräfte, um Hilfe bittend. Man brachte ihn in die stationäre Abteilung und führte ihn als Kranken, bis er körperlich wieder fähig war, in ein leichteres Kommando zurückzukehren. Auch Hans Litten musste einige Tage stationär behandelt werden. Der international bekannte Strafverteidiger hatte in der Weimarer Republik vor Gericht viele Antifaschisten, Kommunisten und Sozialdemokraten vertreten. Seine Situation im Lager war absolut hoffnungslos, denn Göring hatte in seine Akte den Vermerk »R. u.« (Rückkehr unerwünscht) eingetragen.

Ebenfalls lebensgefährlich war die Vervollständigung bzw. Änderung der monatlichen Bestellliste für Medikamente. Die vom Arzt angefertigte Liste

enthielt nur die unbedingt notwendigen Medikamente. Er setzte an das Ende der Liste seine Unterschrift, nicht ahnend, dass der freigelassene Zwischenraum Platz bedeutete für die Bestellung wichtiger Medikamente zur Behandlung Schwerkranker. Walter Krämer diktierte die Ergänzungen Herbert Thomas in die Schreibmaschine. Auf diese Weise konnte Kameraden das Leben gerettet werden.

Im Häftlingsrevier erlebte Herbert Thomas aber auch die Ermordung von Häftlingen durch Medikamente. Der Arzt, ein brutaler Sadist, spritzte todbringende Flüssigkeiten, oder er beobachtete genüsslich, wie sich Häftlinge quälten wegen der Folgen eines von ihm verabreichten Brechmittels.

Unter den unmenschlichen Bedingungen wurden abends auf den Pritschen in den Baracken häufig Fluchtgedanken geboren. Herbert Thomas erlebte während seiner Buchenwaldzeit die Flucht zweier Häftlinge, die, von einem SS-Posten begleitet, auf ein Außenkommando geschickt worden waren. Nachdem sie mit ihren Spaten den Posten erschlagen hatten, gelang es ihnen, aus dem Lagerbereich zu fliehen. Forster, einer der beiden, schaffte es sogar, bis in die Tschechei zu gelangen, wurde aber dort festgenommen. Einige Wochen darauf musste das Lager zum Appell antreten. Die Gefangenen standen achtzehn Stunden, durften sich weder bewegen noch sprechen. Dann schleiften zwei SS-Leute Bargatzki, den zweiten Flüchtigen, auf den Appellplatz, das unkenntlich geprügelte Gesicht auf dem Boden. Er wurde erhängt.

Solidarische Hilfe im Krankenrevier erforderte nicht nur Mut und Zielstrebigkeit, sie erforderte auch fundiertes medizinisches Wissen, das sich die sieben Aufrechten – vier Kommunisten, ein Sozialdemokrat und zwei Parteilose – in wenigen Wochen angeeignet hatten und ständig vervollständigten. Lediglich anhand eines Vademekums, einem Buch zur Erkennung und Behandlung von Krankheiten, hatten sie die erstaunliche Leistung vollbracht, sich medizinisch so weit zu qualifizieren, dass sie in der Lage waren, alle vorkommenden Erkrankungen ambulant zu behandeln. Später waren sogar zwei von ihnen befähigt, auch kleinere Operationen selbst durchzuführen und damit das Leben erkrankter, geschlagener oder verunglückter Mitgefangener zu erhalten. Der SS-Arzt kam in der Regel lediglich zu größeren Operationen in das Revier. Der stellvertretende Leiter des Krankenreviers, Walter Krämer, war selbstlos, ohne Furcht und setzte das Wohl seiner Kameraden über alles. In kürzester Zeit hatte er enorme medizinische Kenntnisse erworben, die sogar der Lagerkommandant für die Behandlung einer Geschlechtskrankheit in Anspruch nahm. Er wurde später mit Karl Peix, dem Verantwortlichen für die stationären Kranken, in ein SS-Lager nach Goslar transportiert und dort im November 1941 erschossen. Postum hat der Staat Israel Walter Krämer als einen »Gerechten unter den Völkern« geehrt.

Es gab nur sehr wenige Sternstunden im KZ-Alltag. Einer der Mithäftlinge im Krankenrevier, Willi Dehnert, war Sänger. Wenn am Abend die SS-Posten

abgerückt waren, gab er mitunter kleine Konzertabende für seine Kameraden und die sich auf der Station befindlichen Kranken. Seine kraftvolle Stimme erweckte in ihnen nicht nur das zuversichtliche Bewusstsein einer lebenswerten Welt außerhalb des Stacheldrahtes und der Wachtürme, sie vereinte die Zuhörer und vermittelte ihnen damit wiederum ein Gefühl solidarischen Zusammenhalts.

Am 23. Januar 1939 wurde von der Geheimen Staatspolizei Berlin eine umfangreiche Entlassungsaktion angeordnet. Anlass war der fünfzigste Geburtstag Hitlers. Herbert Thomas gehörte zu den Glücklichen. Er wies seinen Nachfolger in die Arbeit als Arztschreiber ein und verließ am 14. Februar 1939 mit einem Gefühl unendlicher Erleichterung nach viereinhalb Jahren das KZ Buchenwald. Jahrzehntelang quälten ihn nachts Alpträume.

Sein Entlassungsschein bescheinigte ihm die Verbüßung seiner Schutzhaft ab dem 9. April. Der Stempel des 9. Polizei-Reviers in Hannover bezeugt, dass er sich am 16. Februar gemeldet hatte. Danach stand er unter ständiger Polizeiaufsicht und musste sich regelmäßig bei der Gestapo melden. Er wohnte anfänglich bei seiner Mutter, die bereits aus dem Zuchthaus Waldheim zurückgekehrt war.

Nach seiner Hochzeit wohnte er bei den Adoptiveltern seiner Frau Anni. Es gab keine Möglichkeit weiterer illegaler Tätigkeit, keine Kontakte zu Genossen. Unter Polizeiaufsicht waren selbst etwaige Recherchen über den Verbleib von Kommunisten bzw. Sozialdemokraten für die Genossen gefährlich. Herbert Thomas musste ein ganz normales Alltagsleben entfalten. Es gelang ihm, eine Arbeitsstelle bei einem Generalvertreter zu finden, einem Gegner des Nationalsozialismus, dessen jüdische Verwandte unter Verfolgungen gelitten hatten. Der so genannte Ausschließungsschein ersparte ihm wegen »Wehrunwürdigkeit«, an die Front eingezogen zu werden. Erst in den letzten Tagen des Naziregimes wurden er und sein Schwiegervater zu einem Volkssturmappell bestellt, zu einem Einsatz mussten sie nicht mehr ausrücken.

Die über hundert Luftangriffe auf Hannover erlebte die Familie Thomas im Luftschutzkeller. Nachdem auch ihr Haus von einer Bombe getroffen worden war und die Verschütteten sich befreit hatten, entschloss sich die Familie, ohne Genehmigung der Gestapo, mit ihrem inzwischen zweijährigen Sohn Friedel und der im Mai 1944 geborenen Tochter Jutta, die Stadt zu verlassen und Unterkunft bei den Schwiegereltern zu suchen. Unter den chaotischen Umständen in der letzten Kriegsphase war das Risiko relativ gering. Herbert Thomas fand für einige Monate Arbeit in Schwießel, auf dem Gut des SS-Generals und Polizeipräsidenten von Hamburg, Graf von Bassewitz-Behr. Eines Tages fuhr Herbert Thomas mit dem Fahrrad nach Laage bei Schwerin, um Lebensmittelkarten einzulösen, die zu verfallen drohten. Auf halber Strecke ins Dorf zurück, hörte Herbert Thomas Schüsse, und kurz darauf schlug ein schweres Geschosß dicht neben ihm ein. Als er nach einer Weile der Ruhe sein Rad wie-

der bestiegen hatte, in der hoherhobenen Hand ein weißes Taschentuch schwenkend, rollte ihm der erste sowjetische Panzer entgegen. Instinktiv schwenkte er sein weißes Tuch, und von Freude überwältigt, liefen ihm Tränen über sein Gesicht, in denen sich die Anspannung der letzten Kriegsmonate und all der Jahre des Faschismus löste.

Eine neue Zeit konnte beginnen. Ins Dorf zurückgekehrt, sah er die meisten der Bewohner in Vorbereitungen zur Flucht vor den sowjetischen Soldaten. Es gelang ihm, fast alle Einwohner zu überzeugen, nicht in das Kriegsgeschehen hineinzulaufen, sondern schützende Gräben auszuheben und das Ende der Kämpfe abzuwarten. Sein Appell fand Gehör.

Einige Tage später hatte ein Trupp Rotarmisten auch sein Dorf erreicht. Ihr Anführer verlangte, dass alle Männer sich in einer Reihe aufstellen und ihre Hände mit den Innenflächen nach oben vorzeigen sollten. Bei Herbert Thomas blieb er stehen und forderte ihn zum Raustreten auf. Sie nahmen ihn mit, seine Frau mit der Angst zurücklassend, dass er nach Sibirien verschleppt werden könnte. In den nächsten Dörfern gab es jeweils die gleiche Szene: Alle Männer, deren Hände keine Spuren jahrelanger ländlicher Arbeit aufwiesen, mussten sich der Truppe anschließen. In Laage waren es bereits fünfzehn Gefangene, die dort in einem leer stehenden Haus auf Strohsäcken übernachteten mussten. Am nächsten Morgen wurde einer nach dem anderen von einem Offizier verhört. Man suchte nach Naziverbrechern, den so genannten Goldfasanen, die teilweise versucht hatten unterzutauchen. Als Herbert Thomas an die Reihe kam und auf die Frage: »Seit wann du Mitglied der Partei?« antwortete: »Seit 1933 – in der KPD«, dabei seine Entlassungspapiere aus Buchenwald vorzeigend, löste er einige Verblüffung aus. Man brachte ihn schnell wieder in sein Dorf zurück.

Nach der Befreiung vom Hitlerfaschismus war es für Herbert Thomas zunächst wichtig, wieder Verbindung zur KPD aufzunehmen. Mehrere Male fuhr er erfolglos nach Güstrow. Als er dann aber den 1. Sekretär, Bernhard Quandt, erreichte, wurde er sofort als sein erster Mitarbeiter eingestellt und schon bald war er 2. Kreissekretär. Nie wird er eine kleine Begebenheit vergessen: Er hatte nur einen Anzug, der überdies geflickt war. Der 1. Sekretär ließ ihm deshalb einen seiner auch nicht zahlreichen Anzüge zukommen.

In diese Zeit fiel die Bodenreform, die Enteignung der Großgrundbesitzer und die Übergabe und Aufteilung der enteigneten Ländereien an die Bauern. In Anerkennung seines Einsatzes bei der Durchführung dieser Reform erhielt er vom Minister des Innern eine Ehrenurkunde mit einem Gutschein für ein Radio, den er nicht einlösen konnte, denn es wurden noch keine Radiogeräte hergestellt. 1946 belegte er einen Lehrgang an der Parteihochschule in Liebenwalde, die ihn am 22. April nach Berlin zum Vereinigungsparteitag der KPD mit der SPD delegierte. Danach war Herbert Thomas kurze Zeit Redakteur beim Berliner Rundfunk unter der Intendanz von Max Seydewitz und leitete

die Sendereihe »Tribüne der Demokratie«. Zu den damaligen Mitarbeitern in seiner Abteilung zählte auch Markus Wolf, der spätere Chef der Aufklärungsabteilung im Ministerium für Staatssicherheit der DDR. Er war Journalist für besondere Aufgaben, verließ jedoch alsbald Berlin mit dem Auftrag, über die Nürnberger Prozesse zu berichten.

1947 zog Herbert Thomas nach Schwerin, wo er zum Persönlichen Referenten des mecklenburgischen Innenministers, einige Zeit auch des Ministerpräsidenten und kurz darauf des Ministers für Landwirtschaft berufen wurde. Die Familie Thomas wohnte mit ihren Kindern – ab September 1948 hatte sie sich mit der Geburt ihres zweiten Sohnes Bernd vergrößert – in einem zweistöckigen Haus am Rande der Stadt, in dem auch der Schriftsteller Ehm Welk lebte, der in der Nazizeit Chefredakteur der Zeitschrift »Grüne Post« war. 1943 wurde er wegen eines an Goebbels gerichteten Leitartikels »Herr Reichsminister, ein Wort bitte«, in dem er die Verfolgung jüdischer Komponisten anprangerte, verhaftet und in das KZ Sachsenhausen eingeliefert. Nach seiner Entlassung erhielt er Berufsverbot.

Vor allem während seiner Tätigkeit in Schwerin, einer alten Residenz- und Verwaltungsstadt, lernte Herbert Thomas, seit jeher eine ausgeprägte Abneigung für jegliche Art von Bürokratie hegend, ihre Unflexibilität und Verknöcherung kennen und begriff seine Aufgabe vorerst darin, die Verwaltungsarbeit billiger, effektiver und unbürokratischer zu machen. Eigens dafür rief er das »Verwaltungsecho« ins Leben, ein monatlich erscheinendes Blatt von vier Seiten, das er selbst herausgab.

1949, nach der Gründung der DDR, wurde er als Persönlicher Referent des Innenministers Dr. Steinhoff nach Berlin versetzt. In dieser Funktion blieb er etwa zwei Jahre, bis er für kurze Zeit Abteilungsleiter in der Koordinierungs- und Kontrollstelle für Verwaltungsarbeit wurde. Danach kehrte er wieder in die Redaktionstätigkeit zurück und arbeitete für die »Tägliche Rundschau«. Ab 1955 war er Pressechef des Sekretariats der Volkskammer und begleitete als Verantwortlicher für die Pressearbeit Delegationen ins Ausland.

Seine Frau widmete sich aufopferungsvoll und mit Hingabe der Versorgung und Erziehung ihrer fünf Kinder. Im Mai 1952 war ein weiterer Sohn, Uwe, und im Juni 1955 eine zweite Tochter, Elke, geboren worden. Neun Jahre später, im Februar 1964 gesellte sich zu ihnen noch ein Nachzügler, Frank. Nach 1963 war Herbert Thomas im Staatsrat der DDR als Sektorenleiter tätig. Inzwischen längst diplomierter Journalist –, nach Abschluss eines externen Studiums an der Karl-Marx-Universität in Leipzig – wechselte er 1974 wieder in das Sekretariat der Volkskammer, wo er am 31. Juli 1979 mit fast 68 Jahren sein Arbeitsleben als wissenschaftlicher Mitarbeiter beschloss – nicht aber sein politisches Leben.

Sein Herz schlug immer links, auf der Seite der Entrechteten, Ausgebeuteten und Unterdrückten und für die Schaffung eines gerechteren Gesellschafts-

systems, in dem das Wiedererwachen des erlebten und erlittenen Faschismus unmöglich ist. Mit der »Wende«, dem Anschluss der DDR an die Bundesrepublik, schien ihm zunächst seine politische Tätigkeit beendet. Doch wer als Jugendlicher verkündet hatte, Berufsrevolutionär werden zu wollen, dessen stets kritischer und politischer Geist bleibt wach, und so widmete er sich vor allem der politischen Arbeit in seinem Wohngebiet. Seit Gründung der PDS nahm er als deren Mitglied mit wachsender Distanz an ihrer Entwicklung teil, bis er 1998, mit 86 Jahren, konsequent seinen Austritt erklärte. Er begründete seine Entscheidung damit, dass diese Partei nur noch das Ziel verfolge, den Kapitalismus regulierend zu gestalten und mit zu verwalten und so ein für ihn nicht reformierbares Wirtschaftssystem stützt, für dessen Überwindung er sich ein halbes Leben lang mit Tat und vor allem Idealismus eingesetzt hatte. Er trat in die DKP ein und ist bis heute im Rahmen seiner gesundheitlichen Möglichkeiten noch immer aktiv in der Berliner Bezirksorganisation. Für ihn gilt nach wie vor ein Wort von Friedrich Engels: »Sozialismus oder Barbarei – oder Untergang.«

Im März 2006 beging Herbert Thomas sein 75jähriges Parteijubiläum.

*Beate Behrens*

*Nach Aufzeichnungen von Herbert Thomas.*

*Der Text wurde von Herbert Thomas autorisiert.*

Herbert Thomas 2007, Foto: privat

Ausschließungsschein von der Wehrmacht für Otto Grube, Privatarchiv Otto Grube

# Otto Grube

**Geboren am 6. Dezember 1913**

**Buchenwaldhäftling Nummer 10235**

Es ist ein kühler, noch dämmeriger Morgen Anfang September 2004. Die frühe Stunde nutzend, läuft ein Mann auf den Rasen des Innenhofes einer Wohnanlage, rundet ein paar Mal das Geviert, dann bleibt er stehen und beginnt seine Turnübungen. Man schätzt ihn auf etwa achtzig Jahre. Ein Beobachter könnte sich fragen, welche Energie den einsamen Turner antreibt, feuchten Rasen dem warmen Bett vorzuziehen. In vier Monaten wird er einundneunzig Jahre alt.

Sport war für meinen Vater von früher Jugend an ein Lebenselixier, er verlangte Disziplin wie Ausdauer und schulte, mit seinen Kräften umzugehen. Das ganze Leben Otto Grubes ist bestimmt von Disziplin, Ausdauer und Energie im Verfolgen seiner persönlichen wie politischen Ziele.

Er wurde am 6. Dezember 1913 in Magdeburg geboren und wuchs im Elternhaus mit seiner jüngeren Schwester und seinem jüngeren Bruder auf. Die Eltern hatten 1912 standesamtlich heiraten können, dank der in Preußen von Bismarck eingeführten »obligatorische Zivilehe« als Ersatz für die kirchliche Trauung. Demnach musste Otto auch nicht getauft werden. Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges war er gerade ein halbes Jahr alt. Seinem Vater, auch ein Otto Grube, blieb es einer Behinderung wegen erspart, die Kriegsergebnisse als Soldat erleben zu müssen. Er war Graveur. Politisch war er in der SPD und in der Gewerkschaft organisiert. Die Mutter gehörte ebenfalls der SPD an. Kurz nachdem im April 1917 die USPD gegründet worden war, trat mein Großvater in die Partei ein, der sich auch die Spartakusgruppe angeschlossen hatte, denn hier sammelten sich die Kriegsgegner. Mit Gründung der KPD traten der alte Otto Grube und seine Frau dieser Partei bei.

1920 wurde Otto Grube in eine weltliche Schule eingeschult, in der ihn Lehrer unterrichteten, die für sich ein Schulwahlrecht ausüben konnten, einige seiner Lehrer waren SPD-, manche KPD-Mitglieder.

Mein Vater war knapp zehn Jahre alt, als er in den der SPD nahestehenden Arbeiter-Turnverein »Fichte« eintrat, um zu turnen und Leichtathletik zu betreiben. Bei den gemeinsamen Übungen und Wettkämpfen erkannten die Sportler die Notwendigkeit, miteinander solidarisch umzugehen. Der im Sport und im politischen Alltag der Familie gepflegte Solidaritätsgedanke, später mit den eigenen politischen Erfahrungen gewachsen, blieb ebenfalls ein bestimmendes Motiv in der politischen Arbeit meines Vaters.

Im Herbst 1923 befand sich die KPD in der Illegalität, sie war am 23. November reichsweit verboten worden. Das hatte die Verlegung eines großen Teils der Parteiarbeit in die Wohnungen der Mitglieder zur Folge. Mein Vater

erinnert sich an die Kistenstapel mit illegalem politischen Material wie Zeitungen, Flugblättern und Plakaten, das in handliche Pakete umgepackt und an die Mitglieder verteilt wurde. Trotz der Behinderungen verzeichnete die KPD bei den Reichstagswahlen 1924 erheblichen Stimmenzuwachs.

Nach zweimaliger Arbeitslosigkeit hatte mein Großvater als Meister, der zudem politisch aktiv die Interessen der Arbeiter und Angestellten vertrat, in Magdeburg keine Stelle mehr gefunden und war mit seiner Familie nach Leipzig umgezogen. Mein Vater war gerade vierzehn Jahre alt geworden, als er hier dem Sozialistischen Jugendverband (SAJ) beitrug und am 26. November 1931 dem Kommunistischen Jugendverband (KJVD). Zu seiner Entscheidung, aus dem SAJ auszutreten, trug sehr wesentlich der »Berliner Blutmai« von 1929 bei.

Zum V. Reichsjugendtag des KJVD, der Ostern 1930 in Leipzig abgehalten wurde, trafen sich nicht nur die Jungkommunisten aus ganz Deutschland, es reisten auch Delegationen der SAJ, der Gewerkschaftsjugend und der Naturfreunde an, selbst junge Christen. Auf dem Augustusplatz fanden sich ungefähr fünfunddreißigtausend Teilnehmer ein. Mein Vater befand sich mit seiner Jugendgruppe weit von der Tribüne entfernt und erfuhr erst tags darauf, dass die Polizei versucht hatte, Ernst Thälmann am Reden zu hindern. Thälmann war insbesondere auf die Probleme und Nöte der Jugendlichen und die von der NSDAP ausgehende Gefahr eingegangen. Als die Polizei zu provozieren begann, wurde sie von Jugendlichen daran gehindert. Daraufhin war geschossen worden. Zwei Jugendliche starben, viele wurden verletzt, viele verhaftet und verurteilt.

Einen der SA-Terrorakte erlebte mein Vater im Dezember 1932 in seinem Wassersportverein. Um ihre Sportstätten vor SA-Übergriffen zu schützen, organisierten die Arbeitersportler Nachtwachen. Eines Samstags war mein Vater zur Wache im Bootshaus eingeteilt. Nachdem er Steinwürfe gehört hatte, alarmierte er sofort das Arbeiterlokal in Großschocher, um den SA-Angriff abzuwehren. Unabhängig von seinem Hilferuf war das Polizeipräsidium bereits von Polizeiwachen informiert worden und bereitete seinerseits einen Einsatz gegen den Sportverein vor. Was sich keiner der Wassersportler erklären konnte, erfuhr mein Vater nach 1945 beim Studium von Polizeiunterlagen aus jener Zeit, in denen er einen Bericht fand, wonach dem Sportverein »Fichte« unterstellt wurde, an einem kommunistischen Feuerüberfall beteiligt gewesen zu sein.

Mein Vater besuchte 1931/32 in Leipzig Lehrgänge der marxistischen Arbeiterschule (MASCH), die in den »Historischen und Dialektischen Materialismus« sowie in die »Politische Ökonomie« einführten und Wissen über das »Kommunistische Manifest« und andere grundlegende Werke von Marx und Engels vermittelten. Es war seine erste politische Schulung, die ihn mit theoretischem Wissen ausrüstete.

Als am 30. Januar 1933 Reichspräsident Hindenburg die Kanzlerschaft an Hitler übertrug, war für meinen Vater erkennbar geworden, dass der so ge-

nannte Nationalsozialismus nicht nur der Feind der Kommunisten, der Juden, der Republikaner, sondern aller Bürger werden würde.

Die Machtübergabe an Hitler erlebte mein Vater während seines letzten Lehrjahres als Graveur. Nach Beendigung der Lehre war er arbeitslos. Gegen den Erlass »Zum Schutz von Staat und Volk« brachen landesweit Widerstandsaktionen los. Mit seiner Jugendgruppe verfasste mein Vater Flugblätter, die im Kaufhaus Brühl und anderen öffentlichen Gebäuden Leipzigs verteilt wurden. Während der Leipziger Frühjahrsmesse gab es immer eine so genannte Kleinmesse mit Rummelplatz, Buden und Karussells. Ein Kettenflieger war besonders gut geeignet, die Flugblätter im Wind flattern zu lassen. Noch ehe festgestellt werden konnte, woher sie kamen, waren die Jugendlichen verschwunden.

Die Verhaftungswelle von KPD- und SPD-Funktionären und Mitgliedern in Leipzig erreichte im August 1933 auch meinen Großvater. Das erste Mal durchsuchte nun die Gestapo rücksichtslos sämtliche Habseligkeiten in der Grubeschenschen Wohnung. Während der etwa dreivierteljährigen Untersuchungshaft meines Großvaters wurde die Wohnung einen Monat nach seiner Verhaftung ein zweites Mal durchsucht. Die Anklage für meinen Großvater lautete »Vorbereitung zum Hochverrat«, das Urteil »Freispruch wegen Mangels an Beweisen«.

Längst waren das Bootshaus des Vereins geschlossen, die Vereinsboote versteckt, die Faltboote in Haushalten untergebracht. Die Zusammenkünfte mit Freunden aus dem Sportverein und dem KJVD gestalteten sich immer schwieriger. Die Zeit nutzte mein Vater, um sich Woche für Woche in der »Städtischen Bücherei« Bücher auszuleihen. Noch existierte der Katalog »Die Welt des Sozialismus«, wo er die Literatur finden konnte, die er zur Vorbereitung auf einen Parteilehrgang benötigte, den die KPD für 1934 in Prag organisierte. Mein Vater fuhr mit der Bahn bis ins Erzgebirge, wo er bei Deutsch-Katharinenberg, getarnt als Wanderbursche, illegal die Grenze passieren konnte. Von Prag zurück gelangte er über Zinnwald, wo die Grenze schon bewacht wurde. Wieder zu Hause, erfuhr er von der Verhaftung seiner Jugendgruppe, auch seines Bruders Erich. Bis zu seiner eigenen Verhaftung 1935 wirkte mein Vater über ein Jahr illegal in Berlin, versorgt von Genossen und Bekannten, bei denen er Unterkunft fand. Seine Aufgabe als Instrukteur des KJVD bestand darin, die Mitglieder in den Berliner Bezirken Wedding, Reinickendorf und Charlottenburg durch regelmäßige Schulungen zur politisch illegalen Arbeit anzuleiten. Mein Vater erinnert sich noch an eine Widerstandsaktion der Jugendlichen. Als beispielsweise die Butter knapp war und »Butterlisten« eingeführt wurden, vertrieben sie kleine Fotos, die mit Texten wie »Schlangen vor den Läden, nicht in Moskau, sondern in Berlin« darauf aufmerksam machten, dass unter der nationalsozialistischen Diktatur in Berlin die Butter ausging, nicht aber unter dem verteufelten Feind Bolschewismus.

Zusammen mit seiner Jugendgruppe wurde mein Vater am 16. Dezember 1935 in einer Wohnung in Berlin-Gesundbrunnen verhaftet und ins Polizeigeängnis am Alexanderplatz eingeliefert. Da er bereits von der Leipziger Polizei gesucht wurde, trennte man seinen Prozess von dem seiner Gruppe ab und überstellte ihn in das dortige Untersuchungsgefängnis in der Leipziger Moltkestraße. Bei einer der ersten Vernehmungen trat ein Polizist hinter meinen Vater und schlug mehrmals so hart zu, dass er jedes Mal unter den Tisch sackte. Wilke, dessen Methoden berüchtigt waren, boxte im Polizei-Sportverein. Es war der einzige Fall grober Misshandlung, die mein Vater selbst erfuhr. Einige Monate später wurde er wieder nach Berlin zurückgebracht, in das Untersuchungsgefängnis in Moabit. Bei seiner Ankunft auf dem Anhalter Bahnhof wurde er an einen Polizisten gekettet, der ihn durch die zu den Olympischen Spielen 1936 in Berlin strebenden Menschen führte. In der Untersuchungshaft in Moabit waren die Häftlinge trotz Einzelhaft von der Außenwelt nicht völlig abgeschnitten, sie konnten Anteil nehmen und jede Gelegenheit von Zusammenkünften zu Diskussionen nutzen, vor allem während der Rundgänge im Freien.

Zur Prozessvorbereitung wurde mein Vater in das Untersuchungsgefängnis nach Dresden, in das so genannte Mathildenschlösschen, kurz »Mathilde« genannt, verlegt. Zusammen mit einem anderen U-Häftling, einem Gärtner aus Freiburg, wartete er in einer elenden, verwanzten Doppelzelle von Dezember 1935 bis Oktober 1936 auf die Verhandlung. Während der Hofgänge konnte man sich kurz verständigen und Nachrichten austauschen, die mein Vater jedoch vorrangig aus den Zeitungen der Häftlingsbücherei bezog. Als Mitte Juli 1936 in Spanien der Freiheitskampf begann, war es sogar die Wachmannschaft, die die Häftlinge informierte. Später, in der Strafanstalt Vechta, entdeckte mein Vater ein Buch über die »Legion Condor«, eine Verherrlichung des deutschen Bombenangriffs auf die baskische Stadt Guernica.

Der Gerichtsprozess gegen meinen Vater fand am 28. September 1936 vor dem Ersten Strafsenat am Oberlandesgericht in Dresden statt. Das Urteil lautete: Sieben Jahre Zuchthaus wegen Vorbereitung zum Hochverrat, eben so viele Jahre Ehrverlust und Polizeiaufsicht. Seine Anklageschrift wurde ihm eine Stunde vor Verhandlungsbeginn vorgelegt, jedoch während der Hauptverhandlung wieder abgenommen. Er hatte nichts weiter getan, als seine Meinung gegenüber einem menschenfeindlichen System zu vertreten und zu äußern.

Mein Vater hatte Glück im Unglück. Er wurde nach seiner Verurteilung in das traditionelle Strafsystem überstellt und kam nicht, wie andere Widerstandskämpfer ohne Prozess und ohne Urteil, sofort in ein Konzentrationslager. Seine Strafe hatte er im Zuchthaus Waldheim in Sachsen anzutreten. Im Gegensatz zu den Konzentrationslagern war die Behandlung durch die Polizei bzw. Justizwachtmeister erträglich. Am Tag banden die Gefangenen in ihren Einzelzellen Besen und fertigten kriegswichtiges Material, sie schnitten Felle,

zertrennten Lumpen für Militäruniformen, flochten Rohr für Matten oder berei- teten Alufolien zum Schmelzen vor. Für Gespräche und Kontakte gab es kaum Gelegenheit. Die Zelle meines Vaters lag neben der von Hans Lauter, dem heu- tigen Vorsitzenden der VVN-BdA Sachsen, der eine Zeit lang als Hilfspacker un- ter anderem die fertigen Arbeiten der Zuchthäusler verpackte. Später war mein Vater mit ihm in einer Zelle. Zu Lauters Aufgaben gehörte, abends die Klapp- betten in den Einzelzellen von der Wand abzuschließen. Bei dieser Gelegenheit konnte er griffbereit unter dem Schloss liegende Kassiber aufnehmen bzw. dort ablegen. Bei der Kontaktaufnahme und Weitergabe von Informationen spielten jene Häftlinge eine wesentliche Rolle, die sich außerhalb der Zellen relativ frei bewegen konnten. Über sie liefen die wichtigsten Fäden des politischen Infor- mationsnetzes, das die Verbindung zur Außenwelt aufrechterhielt und ständig aktualisierte. In diese überaus wichtige illegale Tätigkeit wurde mein Vater über Hans Lauter einbezogen. Anfänglich nahm mein Vater an einem Unterricht teil, der für Gefangene bis zu fünfundzwanzig Jahren einmal wöchentlich von einem ehemaligen Lehrer durchgeführt wurde und dazu dienen sollte, die Jünge- ren für die faschistische Ideologie zu gewinnen. Später nutzte er jede freie Mi- nute, um seine Bildung selbst aufzubessern. Angeregt durch einen Mithäftling und dessen Mathematikbücher, den Leipziger Hans Thiel, der der Sozialisti- schen Arbeiterpartei angehörte und mit der Seydewitz-Gruppe verhaftet wor- den war, paukte er mathematische Formeln.

Am 21. Mai 1935 war das Wehrgesetz verkündet worden, das die Militärdienstpflicht einführte. Die Aufforderung zur Musterung erreichte meinen Va- ter nicht. Aber er wurde 1937 im Zuchthaus Waldheim und im Arbeitslager Walchum (Emsland) während der Haft gemustert. Er erhielt den so genannten blauen Schein, den »Ausschließungsschein«, der ihn als wehrunwürdig er- klärte und ihn bezeichnenderweise vom Wehrmachtsdienst »im Frieden« aus- schloss. Im Kriegszustand hätte er eingezogen werden können.

Im Frühjahr 1939 wurden ausgewählte Häftlinge aus dem Zuchthaus Wald- heim auf einen Transport »ins Moor« geschickt. Vor allem hatte man die Poli- tischen ausgesondert, zu denen mein Vater gehörte. Der Transport dauerte etliche Wochen mit Zwischenaufhalten bis zu mehreren Tagen in verschie- denen Strafanstalten, deren Standort die Häftlinge oft nicht ausmachen konn- ten, da sie meist in der Nacht ankamen. Es war eine Qual, selbst wenn die begleitenden Polizeimannschaften keine Wüstlinge waren. Hunger, Durst, Raumenge, Schlafmangel, Hitze und Kälte setzten allen zu. Schließlich kam mein Vater mit einigen Genossen aus Frankfurt am Main und seinem Zellen- genossen Hans Lauter aus Waldheim in Walchum, Lager 4, an. Walchum gehörte wie Esterwegen und einige andere zu so genannten Justizlagern im Emsland, die eine eigene Einheit bildeten. Die SS hatte diese Justizlager nicht in ihren unmittelbaren Machtbereich einbezogen, doch beaufsichtigten dort ihre Angehörigen zusammen mit Justizbeamten und eine Zeit lang mit der SA

die überstellten Gefangenen. Die Moorlager waren Arbeitslager, und es war harte Arbeit, die dort unabhängig von den Witterungsbedingungen tagtäglich zwölf Stunden geleistet werden musste. Um vier Uhr wurde geweckt, sechs Uhr war Morgenappell, und danach rückten die Arbeitstrupps unter strengster Bewachung ins Moor aus. Bei Fluchtversuchen wurde sofort geschossen. Mein Vater erinnert sich an die Schikanen und Provokationen, denen die Inhaftierten ausgesetzt waren. Wie andere litt mein Vater an der »Moorkrankheit«. Durch die mit der Ruhr vergleichbaren Beschwerden geschwächt, brach er bei Appellen häufig bewusstlos zusammen, trotzdem musste er weiter schwer arbeiten. Walchum, nahe der holländischen Grenze gelegen, wurde vor Kriegsbeginn aus Sicherheitsgründen in hektischer Eile geräumt. Zunächst wurde mein Vater nach Esterwegen, ins Lager 7, gebracht. Am Vormittag des 1. September 1939, dem Tag des Kriegsbeginns, wurde im Lager über Lautsprecher die Rede Hitlers übertragen, in der er erklärte, »seit 5 Uhr 45 [werde] ... jetzt zurückgeschossen«. Den Insassen des Lagers Esterwegen war die Tragweite dieser Worte bewusst.

Etwa zwei Monate später, Ende Oktober, wurde erneut ein Transport zusammengestellt, der meinen Vater und seine Mithäftlinge in eine Strafanstalt nach Vechta bei Oldenburg brachte. Die Bevölkerung des Münsterlandes bestand überwiegend aus Katholiken, die sich mit den nationalsozialistischen Zielen nicht identifizieren konnten. Da die Jüngeren an der Front kämpften, verrichteten überwiegend alte Justizwachtmeister im Gefängnis ihren Dienst, die gegenüber den Politischen keine Vorbehalte hegten. Ein Zahnarzt behandelte turnusmäßig die Häftlinge, so auch meinen Vater. Ins Gespräch gekommen, machte er aus seiner loyalen Haltung selbst gegenüber Kommunisten keinen Hehl. Die Einsamkeit der Einzelhaft in Vechta war nicht nur durch die gemeinsame Arbeit weniger bedrückend, sondern ebenso wegen der sehr gelockerten Arbeitsbedingungen. Die Wachaufsicht oblag einem Korbmachermeister, der anlässlich seines Dienstes am ersten Kriegsweihnachtsabend jedem Häftling ein paar Kekse schenkte. Solche menschlichen Gesten seitens des Wachpersonals waren selten. Er schloss die Gefangenen ohne Bewachung in einen großen Arbeitssaal, wo sie, Körbe flechtend, im Kreis saßen und offen über ihre Situation und politische Ereignisse sprechen konnten. Für meinen knapp sechszwanzigjährigen Vater wurde der Arbeitssaal zur politischen Schule. Die Voraussetzungen für diese solidarische Haftgemeinschaft hatten sich die politischen Häftlinge selbst geschaffen. Auf ihre Forderung nach Lockerung der Einzelhaftbedingungen hatte der Gefängnisdirektor schließlich nachgegeben. Er war ein überzeugter Nationalsozialist und von der Idee geleitet, die antifaschistische Haltung der Politischen beeinflussen zu können. Eines Abends rief Direktor Händel alle Politischen zusammen, um sie über ein neues Vorhaben zu unterrichten. Mittels nationalsozialistischer Schulungen und Vorträgen von NSDAP-Funktionären hoffte er, die Häftlinge von ihren

politischen Auffassungen abbringen zu können. Das absurde Vertrauen des Gefängnisdirektors in die Überzeugungskraft der Kriegsereignisse ausnutzend, verlangten die Häftlinge nach Zeitungen, damit sie sich anhand der Fakten ihre Meinung selbst bilden könnten. Fortan brachte die Anstaltsleitung jeden Sonntag die über eine Woche gesammelten Zeitungen. Im Lesen zwischen den Zeilen geübt, dienten sie der selbstorganisierten politischen Schulungsarbeit. Um sie den Umständen gemäß so effektiv wie möglich zu gestalten, bereitete sich jeweils ein Genosse nachts gedanklich auf ein Thema vor. In freien Abendstunden bemühte sich mein Vater um die Erweiterung seines Wissens. In der Häftlingsbücherei hatte er Bildungsmaterialien sozialdemokratischer Verlage gefunden, unter anderem vier Bände »Die neue Volkshochschule«, eine Darstellung aller Wissenschaftszweige, worin unter der Rubrik »Soziologie« marxistische Auffassungen mit Belegen aus dem »Manifest«, dem »Kapital« und anderen Schriften dargelegt wurden.

Später wurden die jüngeren Häftlinge ins Moor abkommandiert. Einige Wochen lang marschierten sie, mit Rucksäcken und Schlafdecken versehen, jeden Montag für sechs Tage zum Torfstechen zu einem zwei Stunden entfernten Torffeld, das zur Haftanstalt gehörte, bis sie später in einem alten, ausgebauten Bauernhaus untergebracht werden konnten. Dort verbüßte mein Vater den Rest seiner siebenjährigen Zuchthausstrafe.

Im Dezember 1942 wurde er in das Leipziger Gestapo-Gefängnis in der Wächterstraße überstellt. Anfang Februar 1943 wurde ihm eröffnet, dass er mit Schutzhaftbefehl in das KZ Buchenwald eingewiesen sei. Man brachte ihn nach Halle, wo die SS bis auf drei Deutsche einen größeren Transport von etwa achtzig bis einhundert ausländischen Gefangenen, Russen, Polen, Franzosen, zusammenstellte. Auf der Fahrt nach Weimar erfuhr mein Vater, dass einer der Deutschen ein ehemaliger Fremdenlegionär war, der andere, ein alter Mann, hatte beim Luftschutz seinen Unmut über den Krieg geäußert.

Am 6. Februar 1943, zwei Monate nach seinem dreißigsten Geburtstag, passierte mein Vater das Torhaus des KZ Buchenwald, an dem eine holzgeschnitzte Tafel mit der Inschrift »Recht oder Unrecht – mein Vaterland« angebracht war. Auf dem Bahnhof Weimar waren die Neuzugänge oder, wie mein Vater, nach Verbüßung ihrer Strafen nunmehr in »Schutzhaft« Verbrachte, in geschlossene Polizeilastwagen verladen worden. Schrecklicher waren die langen Reihen der Elenden, die den Weg zum Lager mit ihrem Gepäck zu Fuß zurücklegen mussten. Wie beispielsweise jener Pole, der 1943 seinen kleinen Jungen illegal in einem Bündel mitbrachte und der im Gegensatz zu anderen Lagerkindern bis zum Schluss vor der SS versteckt werden konnte. Mein Vater war dabei, als man ihn fand. Der Pole war mit seinem seltsamen Bündel, das er an sich gedrückt hielt, den Politischen sofort aufgefallen. Die erste Nacht verbrachte der Junge im Keller der Effektenkammer. Mehrfach trug auch mein Vater direkt oder indirekt dazu bei, dass dieser Junge überlebte.

Noch ehe die Gefangenen ins Lager kamen, wurden sie von der Politischen Abteilung, die in den Konzentrationslagern die Gestapo vertrat, aufgenommen, es wurde eine Personalakte angelegt. Anschließend mussten sie sich vom Friseur den Kopf scheren lassen, teilweise auch den Körper und danach im Häftlingsbad in einen zwei Meter langen Blechbottich mit scharfer Desinfektionslauge eintauchen. Nach der Dusche, nackt in eine Reihe gestellt, erhielt jeder vom Kommando Effektenkammer seine Häftlingsnummer, mein Vater die 10235. In einem der Sträflinge dieses Arbeitskommandos erkannte mein Vater einen Genossen aus Leipzig, Heinz Mißlitz. Er leitete nicht nur die Information über seine Ankunft sofort weiter. Seiner Mitwirkung verdankte mein Vater die Einweisung in das Kommando Effektenkammer. Normalerweise mussten alle Neuzugänge in den Steinbruch. In der Bekleidungskammer erhielt mein Vater seine Häftlingsbekleidung, eine Zivilkleidung, auf die mit weißer Ölfarbe Streifen gemalt waren, mit rotem Winkel und Stempel – die Zebrakleidung trugen nur noch die Außenkommandos. Bevor er in den Block 39 kam, musste er wie jeder Neuzugang in den Zugangsbereich 17, wo ihn am Abend seines ersten Tages in Buchenwald ein weiterer Bekannter, Hugo Bergmann, aufsuchte. Er brachte ihm einen halben Kanten Schwarzbrot – einer von den Politischen eingeführten und gepflegten Geste gemäß –, die ihm signalisierte, nicht allein, sondern in einer funktionierenden Gemeinschaft angekommen zu sein. Am nächsten Tag kam der Leiter der Arbeitsstatistik, Willy Seifert, dem auch die Einteilung der Häftlinge in die Arbeitskommandos oblag. Einige Tage führte mein Vater das Nummernbuch, in das die Häftlingsnummern eingetragen wurden.

Danach wurde meinem Vater die Arbeit in der Schreibstube der Effektenkammer übertragen. Seine Aufgabe war es, Kleidung und Wertsachen der Neuankommenden zu erfassen und aufzubewahren, die Häftlingsnummern zu vergeben sowie die Häftlingskarteikarten zu führen. Der Leiter des Arbeitskommandos war SS-Oberscharführer Winkler, ein Sudetendeutscher.

Die Strafmaßnahmen der SS reichten vom Essensentzug über Prügelstrafe, Misshandlungen jeglicher Art, wie Baumhängen, vom »Bock« und Bunkerarrest bis zum Erschlagen und Erhängen. Mein Vater wusste dies, hat aber selbst »nur« Bestrafungen wie den »Bock« erlebt. Die Häftlinge hatten zum Selbstschutz und zur Aufrechterhaltung der ungeschriebenen »Grundgesetze« einer Solidargemeinschaft ihrerseits ein Bestrafungssystem entwickelt, das Verstöße vom Diebstahl bis zum Verrat ahndete. Mein Vater erlebte unter anderem, wie ein Häftling, der einem anderen einen Kanten Brot entwendet hatte, von den Mithäftlingen verprügelt wurde. Es war ein Ausländer, er überlebte die Bestrafung nicht. Mein Vater griff nicht ein – das entsprach der allgemeinen Regel bei Vergehen von Gefangenen gegen Gefangene.

Die KPD hatte im Juli 1943 ein illegales Internationales Lagerkomitee (ILK) konstituiert, dessen Leitung Walter Bartel, Ernst Busse und Harry Kuhn bilde-

ten. Zum Vorsitzenden war Bartel bestimmt, der von der Führung der zehn ausländischen Kommunistischen Parteien anerkannt worden war. Danach wurde die schon vor 1941 gegründete Abwehrorganisation in eine illegale Internationale Militärorganisation (IMO) umgewandelt. Das ILK wählte in der Regel auch unter den politischen Häftlingen absolut vertrauenswürdige, verschwiegene, standhafte und wendige Häftlinge für die Innenkommandos, als Kapos und für andere Funktionen aus, die ihre Wahl als politischen Auftrag verstanden. Ebenso betrachtete mein Vater seine allgemeine Aufgabe in der Effektenkammer darin, neben der Pflicht, dafür zu sorgen, dass Kleidung und Wertsachen der Neuzugänge erhalten blieben, zugleich deren Nachrichten von draußen weiterzugeben und unter ihnen für die illegale Parteiarbeit fähige Genossen ausfindig zu machen. Mein Vater traf einige Male mit Walter Bartel zusammen, kannte aber aus Sicherheitsgründen dessen Position im ILK nicht.

Die Parteiorganisation im Lager war nach Bezirken gegliedert, mein Vater gehörte zur Leipziger Zelle. Ihre monatlichen Zusammenkünfte fanden in der Werkstatt der Elektriker statt. Thematisiert wurden in dieser Zeit vor allem die Kriegereignisse, verbunden mit Informationen, die die Neuzugänge mitbrachten. Ab 1944 wurden ständig Radioberichte abgehört, jeder Häftling je zwei Stunden. Die wichtigen Informationen gaben sie an das ILK weiter. Ein Grundsatz des illegalen unerbittlichen Überlebenskampfes war, ein für die SS undurchdringliches Netz aufzubauen, unsichtbar, aber immer wirksam, insbesondere auch gegen die für die SS arbeitenden Spitzel, vorrangig kriminelle oder asoziale Lagerinsassen. Die von ihnen und sonstigen Denunzianten ausgehende Gefahr bestand in den unübersehbaren Folgen für die illegale politische Arbeit – bis hin zum Verrat. So wurde auf Himmlers »Reichsordnung« hin auch in Buchenwald ein Bordell eingerichtet, das vor allem dazu dienen sollte, an Informationen über die Untergrundorganisationen zu gelangen, weshalb die politischen Häftlinge Vortritt erhielten. Auf gemeinsamen Beschluss wurde das Bordell boykottiert und damit die Absicht der SS vereitelt. Diese imaginäre Wand gegenüber der SS war nur mittels einer straffen und einheitlichen Organisation des Lagers durch die Häftlinge aufrechtzuerhalten.

Seit 1943 expandierte die Zahl der KZ-Gefangenen vor allem durch die Einlieferung von sowjetischen Kriegsgefangenen. Im Dezember 1943 befanden sich 37 319 Häftlinge in Buchenwald, trotz der Unzähligen, die an Unterernährung und Krankheiten oder durch Epidemien und trotz des systematischen Vernichtungsprogramms durch Arbeit gestorben waren. Mein Vater konnte anhand der Neuankömmlinge den Kriegsverlauf verfolgen.

Zuerst kamen die Franzosen. Selten, nur in Ausnahmefällen, musste das Kommando Effektenkammer zum Außendienst ausrücken. Als 1943 täglich neue Ausländertransporte auf dem Weimarer Bahnhof vor den Augen der Bevölkerung eintrafen, wurden einige Male die Häftlinge der Effektenkammer zum Ausladen auf den Bahnhof beordert, um das Eigentum der angekomme-

nen Franzosen aufzunehmen. Es waren jeweils eintausend Gefangene, mitunter viertausend, unter ihnen viele Tote, die vom Kommando des Krematoriums abtransportiert wurden. Nach dem Bau einer Eisenbahnlinie, die das im Sommer 1943 errichtete Gustloff-Werk direkt mit Weimar verband, konnten die Neuzugänge im Lager aufgenommen werden. Je mehr französische Sträflinge aus den evakuierten Konzentrationslagern Compiègne, Toulouse und Auschwitz, von dort auch vor allem ungarische Juden, bis Anfang August 1944 eintrafen, desto absehbarer wurde das Kriegsende. Das am 20. Juli gescheiterte Attentat auf Hitler nährte kurze Zeit die Hoffnung auf weiteren Widerstand aus ehemals profaschistischen Kreisen. Der dem fehlgeschlagenen Putsch folgende Verschärfung des Terrors gegen aktive Antifaschisten fiel in jener Zeit auch der Vorsitzende der KPD, Ernst Thälmann, zum Opfer. Am 24. August 1944 wurden die Gustloff-Werke bombardiert, unmittelbar danach fiel der Appell aus, da viele Unterlagen vernichtet worden waren und die SS nicht wusste, wie viele Gefangene sich noch im Lager befanden. Am gleichen Tag veröffentlichte die »Thüringer Gauzeitung« die Nachricht, dass Ernst Thälmann und Rudolf Breitscheid Opfer des Fliegerangriffs geworden seien, was im Lager eine gewaltige Diskussion auslöste. Niemand hatte Thälmann im Lager gesehen oder hatte Verbindung zu ihm aufnehmen können. Ahnend, dass mit Breitscheids tatsächlichem Tod auch die erst später beweisbare, von Hitler und Himmler befohlene Ermordung und Verbrennung Thälmanns am 18. August bemäntelt werden sollte, beschlossen die Häftlinge der Effektenkammer, des toten Vorsitzenden der KPD am 18. September zu gedenken. Mein Vater war als Teilnehmer der ihn tief bewegenden Trauerfeier von seiner Zelle ausgewählt worden. Nachdem ein ungarischer Geiger den russischen Trauermarsch gespielt hatte, hielt Robert Siewert eine kurze Gedenkrede. Geschützt wurde die Veranstaltung, die im Keller der Desinfektion stattfand, durch den Lagerschutz. Jedoch hatte sich unter den Teilnehmern ein Spitzel befunden, der die SS über das illegale Treffen informierte, aber keine Namen angeben konnte. Die anschließende Verhaftungsaktion führte ungeachtet brutaler Quälereien zu keinem Ergebnis. Im Herbst 1944 ließ der SS-Leiter der Effektenkammer alle Papiere der verstorbenen Franzosen sortieren und nach brauchbaren Unterlagen durchsehen. In den Häftlingen keimte die Hoffnung auf ein baldiges Ende – die SS begann, ihren Abzug vorzubereiten.

Dem Leipziger Häftling Herbert Müller, Leiter der Schreibstube der Effektenkammer, gelang es, den Scharführer von der bürokratischen Notwendigkeit zu überzeugen, dass eine Liste der entfernten Papiere angefertigt werden müsse. Nach der Selbstbefreiung des Lagers übergab das ILK einen Durchschlag dieser Liste an die Franzosen.

Im Gegensatz zu den Franzosen durften viele der sowjetischen Kriegsgefangenen gar nicht erfasst werden. Sie waren bereits von der SS »vorsortiert« und wurden sofort zum Schießstand abgeführt, wo das Liquidationskom-

mando »99« seinen grauenvollen Dienst tat. Angehörige anderer Nationalitäten, insbesondere jene, die das »Rote Kreuz« betreute, wurden ausgesprochen human behandelt. Beispielsweise kamen im Herbst 1944 zweitausend dänische Polizisten ins Lager, die ihre Zivilkleidung weiter tragen und ihre Haare behalten durften, nicht arbeiten mussten und auch mit gesondertem Essen versorgt wurden. Fünfhundert norwegische Studenten, die ebenfalls Widerstand geleistet hatten, brachte die SS-Führung in einer eingezäunten Einzelbaracke unter. Ein SS-Offizier war mit der Absicht ihrer Umerziehung zu ihrer Sonderbetreuung abgestellt.

Mit diesen ausländischen Neuzugängen wurden mitunter die Ausweispapiere, Identitätskarten oder Wehrpässe gesondert mitgeschickt. Nachdem das Pariser Gefängnis geräumt und dessen Insassen in Buchenwald eingeliefert worden waren, übernahm mein Vater einen ganzen Sack voller Papiere. Unter den Gefangenen befanden sich Fallschirmjäger, die bei ihrer Ankunft noch ihre Uniform trugen. Sie sollten vom Kommando »99« liquidiert werden. Ihre Namen waren bekannt. Durch Austausch ihrer Häftlingsnummern konnten sie untertauchen. Je weiter die Alliierten ab 1944 von Osten und Westen vorrückten, desto mehr Konzentrationslager und Gefängnisse wurden aufgelöst und deren Insassen bzw. die Überlebenden der Evakuierung auch in Buchenwald untergebracht. Anfang 1945 kamen die Transporte aus Auschwitz, fast verhungerte Elendsgestalten, bei minus 10° C in Lumpen gehüllt, viele barfüßig und mit blutig gelaufenen Füßen. Auch die Außenlager von Buchenwald wurden jetzt geräumt. Einen der durch Arbeit »Verschrotteten«, der ins Hauptlager zurückkam, konnte mein Vater nicht vergessen. Er entschlief im wahrsten Sinne des Wortes vor Erschöpfung unter der Dusche.

Seitdem täglich Tausende von der Effektenkammer aufgenommen und registriert werden mussten, wurde Tag und Nacht gearbeitet. Damit sie ständig einsatzbereit war, richtete man in den Kellern des Gebäudes Schlafräume ein und überantwortete SS-Oberscharführer Winkler die morgendliche und abendliche Häftlingszählung. Von diesem Zeitpunkt an blieb meinem Vater der Appellplatz erspart, der morgendliche, insbesondere aber der gefürchtete abendliche Zählappell, denn fehlte jemand, hatte das mitunter stundenlange Stehen den Tod mancher völlig Erschöpften zur Folge.

Am 3. April 1945 fand der letzte Appell in Buchenwald statt. Der Kommandant Pister verkündete in seiner Ansprache, dass er den Befehl empfangen habe, das Lager nicht zu evakuieren, sondern ordnungsgemäß zu übergeben. Die deutschen politischen Häftlinge hatte er gesondert in die Kinobaracke eingeladen und sie aufgefordert, gemeinsam gegen die Ausländer Front zu machen, woraus mein Vater schloss, dass die Tage in Gefangenschaft gezählt waren. Die letzten Tage vor der Selbstbefreiung Buchenwalds verbrachte mein Vater mit einem Mithäftling unter dem Dach der Effektenkammer. Es war das größte Gebäude. Sie suchten mit einem Feldstecher die Waldseite westlich des

Lagergeländes ab. Am 8. April war schweres Geschütz zu hören, das mit jedem Tag lauter wurde, am 10. konnte er bereits das Knattern von Gewehrfeuer ausmachen. Am entscheidenden Tag, am 11. April, es war ein Mittwoch, als die von ihnen beobachteten Panzer der US-Armee die Linie zwischen Hottelstedt und Ottstedt überschritten hatten, waren alle Bedingungen für einen bewaffneten Aufstand gegeben. Gegen 11.50 Uhr löste die SS erstmals die Sirene »Feindalarm« aus, viele SS-Leute flüchteten. Um 14.30 Uhr erteilte der Leiter der Internationalen Militärorganisation (IMO) auf Weisung des ILK den Befehl zum Aufstand. Dem Angriffsplan entsprechend, erstürmten die militärischen Gruppen das Haupttor, durchschnitten den Stacheldraht, besetzten die Wachtürme und hissten die weiße Fahne. Der Widerstand der SS war gegen 16.00 Uhr im ganzen Lager gebrochen, zweihundertzwanzig SS-Angehörige waren inhaftiert und im Block 17 unter strenge Bewachung gestellt. 21 000 Häftlinge waren gerettet. Sie wurden aufgefordert, Ordnung zu halten und den Anordnungen des ILK und der IMO Folge zu leisten. Am Abend wurde mein Vater in eine Nachtwache eingeteilt, die vor möglicherweise zurückkommenden SS-Angehörigen warnen sollte. Das erste Mal in seinem Leben hatte er einen Karabiner in der Hand, er, der einst als eine Gefahr für Staat und Volk gesucht, verfolgt, gefangen genommen und schließlich in Schutzhaft verwahrt worden war. Die nächsten Tage bewachten die ehemaligen Gefangenen auch die Effektenkammer gegen Plünderungen und gaben bereits erste Sachen für diejenigen aus, die ihre Entlassungspapiere vorlegen konnten, in den ersten Tagen zumeist an Franzosen. Die deutschen politischen Häftlinge erhielten ihre Entlassungspapiere als letzte.

Am 13. April übernahm eine Abteilung der 3. US-Armee das befreite Lager. Einer ihrer ersten Befehle lautete, auf dem Appellplatz anzutreten und dort alle Waffen abzulegen. Es war ein riesiger Berg, der einige Jahre Hoffnungen auf eine würdevolle Selbstbefreiung in Wehrhaftigkeit gegenüber undenkbarer unmenschlicher Gewalt barg. Die Würde war geblieben, die zu deren Durchsetzung notwendigen Waffen, fast alle illegal von Buchenwaldhäftlingen gefertigt oder in das Lager geschleust, nun wieder unter Zwang aus der Hand genommen. Es war eine bittere Erfahrung, die Mittel der soeben erkämpften Freiheit ausliefern zu müssen. Die amerikanischen Soldaten waren ihrerseits zutiefst erschüttert über die unmenschlichen Zustände im Lager. Ihr Kommandant ordnete an, dass eintausend Weimarer Männer und Frauen – symbolisch für alle, die von den grausamen Vorgängen auf dem Ettersberg nichts gesehen, gerochen oder gehört haben wollten – durch das KZ Buchenwald, am Krematorium vorbei, gehen mussten.

Am dritten Tag nach der Befreiung passierte mein Vater als einunddreißigjähriger Mann, nach einer Haftzeit von neun Jahren und vier Monaten erstmals wieder auf freiem Fuß, mit einem Passierschein das jetzt von amerikanischen Posten besetzte Tor von Buchenwald und ging nach Weimar, vorbei an

vielen noch nicht geborgenen Leichen an Wald- und Straßenrändern, vorbei an einem Sportplatz, wo amerikanische Soldaten eine große Zahl deutscher Soldaten bewachte. Die Zeit der Gewaltherrschaft ging ihrem endgültigen Ende entgegen. Am 16. April hielten die deutschen Kommunisten zu Ehren Ernst Thälmanns eine Feierstunde ab, an der das halbe Lager teilnahm. Anlässlich der am 19. April abgehaltenen Totenfeier für die in Buchenwald und seinen Außenlagern ermordeten Häftlinge leisteten die 21 000 Buchenwaldhäftlinge feierlich den Buchenwaldschwur:

»Die Vernichtung des Nazismus mit seinen Wurzeln ist unsere Losung. Der Aufbau einer neuen Welt des Friedens und der Freiheit ist unser Ziel.«

Mein Vater hielt ihn bis auf den heutigen Tag.

Noch etwa einen Monat lebte er im Lager. Die Lagerleitung der KPD hatte Hermann Axen – getreu dem Buchenwaldschwur – mit dem Aufbau der Jugendarbeit in Weimar beauftragt, in die er meinen Vater einbezog. Eine Woche nach der Befreiung begannen sie sich aus Gründen »sozialer Bedürftigkeit«, so lautete die offizielle Begründung gegenüber dem amerikanischen Lagerkommandanten, um die Jugendlichen zu kümmern. Sie gründeten ein Jugendheim im Haus der Frau von Stein, richteten ein Zimmer ein, in dem sich die Jugendlichen zum Tischtennis und zu Heimatabenden trafen sowie zu ersten Versammlungen, auf denen sie nach den Ursachen des Krieges, dem Kampf der Antifaschisten und dem KZ Buchenwald zu fragen begannen. Etwa Mitte Mai erhielt mein Vater seine Entlassungspapiere, die Leipziger Gruppe hatte einen Bus organisiert. Rechtzeitig vor der Sperrzeit kamen sie auf dem Lindenauer Straßenbahnhof an, ihrer ersten Übernachtungsstation außerhalb des Lagers. Zwei Tage später fand er auf dem Weg nach Dresden zu seinen Eltern einen Lastwagen, der Bier nach Grimma transportierte und ihn mitnahm. In Grimma meldete er sich beim Landrat – er brauchte Lebensmittelkarten. Die Muldebrücke war noch gesperrt, ein Junge setzte ihn in einem Boot über.

Seine erste zivile Tätigkeit nahm er im Dresdner Polizeipräsidium auf. In Vorbereitung eines Prozesses ermittelte er, unter anderem im ehemaligen Gestapo-Lager Radeburg, gegen hohe NS-Funktionäre und Kriegsverbrecher. In dieser Zeit traf er in der Justizverwaltung mit dem von der sowjetischen Besatzungsmacht akzeptierten ersten Generalstaatsanwalt Schröder zusammen. Bis zum Beginn des ersten Richterlehrgangs, für den sich mein Vater angemeldet hatte, um sich entsprechend seines Schwurs nach jahrelang erlittenem Unrecht an der Entwicklung eines humanistisch geprägten Rechtsverständnisses beteiligen zu können, baute er auch in Dresden die Arbeit mit Jugendlichen auf, die ihnen Hoffnung und politische Erklärung der Kriegswunden, insbesondere der Zerstörung ihrer Stadt geben konnte. Inzwischen vertraut mit den Problemen der Nachkriegsjugend, hielt er in Bad Schandau anlässlich der 1. Maikundgebung als Vertreter der Jugend eine Rede. Der Richterlehrgang, den er gemeinsam mit meiner Mutter besuchte, die er dort kennenlernte,

wurde von März bis Oktober 1946 in Bad Schandau abgehalten. Unmittelbar nach Beendigung des halbjährigen juristischen Intensivlehrganges wurde er 1946 zum Staatsanwalt, meine Mutter zur Richterin ernannt. In einem seiner ersten Prozesse hatte mein Vater Kriminelle anzuklagen, die auf dem damaligen Schwarzmarkt gegenüber vom Leipziger Hauptbahnhof agierten. In einem anderen Fall, einem Mordfall, musste er zwei junge Männer anklagen, ehemalige U-Boot-Matrosen, die gemeinsam mit einem Freund aus ihrer Wehrmachtszeit beschlossen hatten, aus Deutschland auszuwandern. Der Freund schien über Geld zu verfügen, das für die Realisierung ihrer Pläne nützlich war. Sie brachten ihn um. Für solche Straftaten sah das damals gültige Strafrecht die Todesstrafe vor. Eingedenk der Jugend der Täter, die überdies während ihrer Wehrmachtszeit zum Töten, nicht zur Achtung vor dem Leben ausgebildet worden waren und eingedenk der Erfahrungen meines Vaters in der Arbeit mit nach dem Kriegsende teilweise verstörten und ziellosen Jugendlichen, beantragte er nicht die Todesstrafe, sondern lebenslänglich. Das ermöglichte, im Bewährungsfall, nach der Haftzeit den Aufbau eines normalen Lebens. Nach der Urteilsverkündung bedankte sich der Anwalt bei meinem Vater dafür. Ein weiterer Mordfall erforderte, einer unklaren Beweisführung wegen, eine Begehung des Tatortes. Es war der strenge Winter 1946/47. Ein Mann sollte seine Frau ins Wasser gestoßen haben. Der eisige Wind vor Ort setzte allen zu, besonders meinem Vater, der nur ein Stirnband hatte. Wenige Tage später schenkte ihm die Parteileitung einen Hut, der ihm allerdings nicht passte. Er wäre sowieso niemals ein Hutträger geworden. Aber meine Mutter ließ ihn sich ändern.

Beim Leipziger Oberstaatsanwalt, Dr. Hirche, klagte er bis 1949 vornehmlich NS- und Kriegsverbrecher an – gemäß dem »Befehl 201« der sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD), der auf Grundlage alliierter Beschlüsse erlassen worden war und der den deutschen Justizorganen diese Aufgabe übertrug. Er gehörte damit zu jenen mit der Ahndung von Naziverbrechen berufenen Staatsanwälten, die aus den Konzentrationslagern in die Gerichtssäle kamen. Seine Arbeit wurde häufig durch juristische Weiterbildungslehrgänge in Kloster Zinna unterbrochen.

In dieser Zeit fand 1947 das erste Buchenwaldtreffen statt, auf dem er viele seiner ehemaligen Mithäftlinge wiedersah. Das Lager, in dem jetzt auf der Basis von Beschlüssen des Alliierten Kontrollrats NS-Verbrecher inhaftiert waren, stand noch unter dem Kommando der Sowjetarmee. Seither arbeitete mein Vater im Komitee der Widerstandskämpfer mit und sprach unzählige Male in Schulen über seine Erfahrungen mit dem deutschen Faschismus.

1950 wurde er nach Berlin zur Obersten Staatsanwaltschaft der DDR berufen und 1952 von der Stadtverordnetenversammlung zum Generalstaatsanwalt von Groß-Berlin gewählt. Er war für die Ostberliner Staatsanwaltschaft zuständig, nicht für die Westberliner, mit der jedoch in bestimmten Fällen direkt

oder indirekt verhandelt wurde. Westberlin hatte sich bereits 1948 mit eigenem Magistrat, Senat und eigener Gerichtsbarkeit von Groß-Berlin abgespalten.

1968, bereits in Invalidenrente, wurde mein Vater aufgefordert, im Staatsarchiv Gestapoakten, Wehrmachtsakten, wie Kriegstagebücher von Divisionen, und Akten vom Auswärtigen Amt, die die Amerikaner in den USA verfilmt hatten und vom Staatsarchiv der DDR sukzessive gekauft wurden, durchzusehen, zu archivieren und dabei nach Kriegsverbrechern zu suchen. In den Akten fanden sich unbekannte Informationen. Beispielsweise wurden aus den Gestapo-Berichten, von der SS beschlagnahmten Materialien und Flugblättern bis dahin unbekannte Tätigkeiten der Kommunisten in Estland nachvollziehbar. Ein anderer Fall, den die Urkunden bezeugten: Die österreichische SS-Division »Prinz Eugen« hatte 1943 die kroatische Küste bewacht, als italienische Truppen den Krieg beendeten. In zwei Erschießungsaktionen wurden fünfzig der befehlsgewandten Offiziere hingerichtet. In den Akten der Zivilverwaltung in Frankreich stieß mein Vater auf 1940 abgegebene Willenserklärungen weißgardistischer Garnisonen, gegen die Bolschewisten kämpfen zu wollen. Eine deutsch-amerikanische Kommission sorgte später für Schadensbegleichung in einigen Fällen.

Nach der »Wende« 1990 eröffneten die bundesdeutschen Justizbehörden, genauer: die Arbeitsgruppe »Regierungskriminalität«, zwei Ermittlungsverfahren gegen meinen Vater wegen seiner Tätigkeit als Staatsanwalt, die ohne Begründung eingestellt wurden.

*Beate Behrens, geborene Grube*

*Der Text wurde von Otto Grube 2005 autorisiert.*

Gerhard Zschocher, Foto: privat

# Gerhart Zschocher

**Geboren am 12. Januar 1914**

**Buchenwaldhäftling Nummer 5590**

Am 2. Oktober 1931 fand im großen Saal des Leipziger Zoos eine Großveranstaltung der Kommunistischen Partei Deutschlands statt. Der Politische Sekretär des Parteibezirks Sachsen, Fritz Selbmann, leitete die Kundgebung. Hinter dem Präsidium hatte sich eine Gruppe von dreizehn Mitgliedern der Sozialistischen Arbeiterjugend aus Leipzig-Reudnitz aufgestellt, die ihren Übertritt zum Kommunistischen Jugendverband Deutschlands (KJVD) verkündete. Gerhart Zschocher war einer der dreizehn. In seinen Erinnerungen vermerkte er lakonisch: »Der Saal tobte.« Leichtgefallen war ihm und seinen Freunden die Entscheidung keineswegs.

Geboren am 12. Januar 1914 in Leipzig-Reudnitz, wuchs er in einem von sozialdemokratischem Denken und Handeln bestimmten Milieu auf. Seinen Vater hatte er nicht kennengelernt. Der aktive Partei- und Gewerkschaftsfunktionär Richard Zschocher musste zu Beginn des Krieges Soldat werden und fiel 1916 an der Westfront. Seine Mutter, Frida, auch Mitglied der SPD, musste für drei Söhne, Richard, Helmut und Gerhart allein sorgen. Ihrer fürsorglichen Erziehung ist es zu verdanken, dass die Kinder in den sozialdemokratischen Organisationen eine politische Heimat fanden. 1930 waren alle Mitglieder der SPD.

In einem Lebenslauf würdigte Gerhart seine Mutter mit den Worten: »Während meiner Inhaftierung von 1934 bis 1945 war sie mein bester Kamerad.«

In Reudnitz besuchte Gerhart die Volksschule, die er nach acht Jahren 1928 verließ. Der Wunsch, Schaufensterdekorateur zu werden, ließ sich nicht erfüllen. Stattdessen erlernte er das Polsterer-, Tapezierer- und Dekorateurhandwerk und besuchte gleichzeitig die Tapezierfachschule in Leipzig. Die Lehrzeit war wesentlich beeinflusst von der Weltwirtschaftskrise. Millionen Arbeiter und Angestellte waren arbeitslos. So war es nicht ungewöhnlich, dass Gerhart, nachdem er 1932 seine Gesellenprüfung bestanden hatte, mit dem Gesellenbrief auch die Entlassungspapiere erhielt. Bis zu seiner Verhaftung 1934 blieb er erwerbslos.

Schon in seiner Schulzeit bekam Gerhart durch seine Mutter Kontakt zur sozialistischen Kinderorganisation, den Roten Falken. Der Übergang zur Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ) war die logische Folge politischer Entwicklung in der organisierten Arbeiterbewegung. Die Teilnahme am »Internationalen Jugendtag« 1929 in Wien prägte sich ihm als besonders erlebnis- und erkenntnisreich ein. Schon die Fahrt mit seinen Freunden in einem Sonderzug, aber noch mehr die Kundgebungen und Treffen mit den Jungsozialisten aus anderen Ländern beeindruckten ihn stark.

In der Reudnitzer SAJ-Gruppe, zu der Gerhart gehörte, stand nicht – wie in anderen – das Wandern und die Geselligkeit im Vordergrund. Die Älteren, die das Sagen hatten, legten großen Wert auf politische und weltanschauliche Bildung. Gemeinsam lasen und diskutierten sie die »Grundsätze des Kommunismus« von Friedrich Engels und das »Manifest der Kommunistischen Partei«. Begriffe wie Klasse, Klassenkampf und viele andere erhielten für die jungen Leute in diesen Debatten realen Inhalt.

Politische Fragen, die sich aus der aktuellen Situation ergaben, wurden in seiner Gruppe ebenso gründlich diskutiert. Besondere Aufmerksamkeit kam den Herrschaftsmethoden des Faschismus in verschiedenen europäischen Ländern zu. Das Ziel des Ringens um Wissen bestand darin, in Veranstaltungen aufzutreten und die Gefahr des Faschismus in Deutschland, im Vergleich zu faschistischen Spielarten der Machtausübung in anderen Ländern, aufzuzeigen. Nach sechs Monaten hatten Gerhart und seine Kameraden viel Material gesammelt und aufbereitet, so dass sie in verschiedenen Sälen Leipzigs erfolgreich auftreten konnten. Weil führende Leipziger SPD-Funktionäre solche politischen Aktionen nicht guthießen, wandten sich Mitglieder der Gruppe, wenn auch anfangs zögerlich, Institutionen der KPD zu. Der Besuch einer kommunistischen Bücherstube wurde zur »Mutprobe«, denn der Kontakt zu Kommunisten war untersagt. Ähnlich verhielt es sich mit dem Belegen eines Kurses an der Marxistischen Arbeiterschule (MASCH), einer Bildungseinrichtung der KPD. Durch den Erfolg mit den Veranstaltungen über den Faschismus beflügelt, bereitete die Gruppe weitere zum Thema »Sowjet-Russland« vor. Im Frühjahr 1931 war die Materialsammlung der Jungsozialisten beendet. Der Vorstand der Leipziger SPD verlangte die Vorlage. Die Gruppe wurde verwart und vor die Alternative gestellt, entweder einige Passagen zu streichen oder sich auf Konsequenzen einstellen zu müssen.

Die Reaktion auf diese Drohung bestand in der Suche nach Kontakten zu Max Seydewitz, der mit anderen im Oktober 1931 die linksorientierte Sozialistische Arbeiterpartei (SAP) gegründet hatte. Kontaktbestrebungen zu Kommunisten wurden ebenfalls unternommen. Die Positionen der SAP überzeugten nicht. Die Aussprachen mit einem Kommunisten über strittige Probleme, die es zwischen den beiden großen deutschen Arbeiterparteien gab, führten zu dem Entschluss der dreizehn, in den Kommunistischen Jugendverband einzutreten. So beendete Gerhart Zschocher seine Mitgliedschaft in der SPD, der er seit einem Jahr angehört hatte. Er war nun Mitglied der KPD.

Später wertete er diesen Schritt so: »Bei mir – und wahrscheinlich ging es den meisten Jugendlichen so, soweit sie durch ihre Familie mit der SPD verbunden waren – war dieser Schritt vom Verstand, von der Erkenntnis diktiert, während das Herz, das Gefühl vorerst zu schweigen hatten, denn: Von einer Jugendorganisation in eine andere, dieser Wechsel von einer Partei in eine andere, das war ein quälender Prozess. Aus der Sicht der Sozialdemokratie war

es: Die Aufgabe der Geborgenheit, der Übertritt zu den Verfemten, den Unruhestiftern, der Abfall auf die Stufe des Lumpenproletariats – die Gosse, die Aufgabe der Kultur, das Eingeständnis, nicht mehr gesellschaftsfähig zu sein, die Lösung von den sozialdemokratischen Arbeitern. Ich war also jetzt das ›Enfant terrible‹ der Familie, mit dem man sich abfinden musste.«

Die Arbeit in der neuen Partei verlangte schnell den ganzen Mann. Seine Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten erkennend, wurde Gerhart von den Genossen mit unterschiedlichen Funktionen betraut. So übernahm er Verantwortung in seiner Parteizelle und im Stadtteil. Er verteilte Flugschriften in Leipzig und in den umliegenden Dörfern und arbeitete an der Herausgabe von Betriebszeitungen mit.

Nach der Errichtung der Nazidiktatur baute er mit seinen Genossen illegale Dreiergruppen auf. Um den willkürlichen Verhaftungen in den ersten Monaten nach der Machtübergabe an die Nazis am 30. Januar 1933 zu entgehen, unternahm er eine mehrmonatige Wanderung durch die Tschechoslowakei, Österreich, die Schweiz und Frankreich. Zurück in Leipzig, begann er als Instrukteur wieder mit der illegalen Arbeit, die vorrangig darauf gerichtet war, die Hitlerherrschaft zu entlarven.

Am 12. Juli 1934 wurde Gerhart Zschocher verhaftet. Flugschriften der SPD, die sein Bruder aus der ČSR mitgebracht hatte, wurden bei der Hausdurchsuchung gefunden und als belastendes Material gegen ihn verwendet. Bei den Vernehmungen wandte die Gestapo physischen und psychischen Terror an, um belastende Informationen zu erlangen. In seinem Prozess, der in Dresden vor dem Oberlandesgericht gegen ihn und sechs Jugendgenossinnen und fünfundzwanzig Jugendgenossen stattfand, wurde er zu fünf Jahren Zuchthaus wegen Vorbereitung zum Hochverrat verurteilt. Die Strafe musste er in der Landesstrafanstalt Waldheim verbüßen.

Über seine Zeit im Zuchthaus schrieb er später: »Wir konnten uns auf keine Konfrontation mit den Vertretern des faschistischen Gewaltapparates einlassen, weil für uns der innere Auftrag bestand, diese Zeit möglichst gesund an Körper und Geist zu überstehen, um draußen als Genossen wieder unseren Mann zu stehen. Wir mussten es vermeiden, uns demütigen zu lassen und waren somit gezwungen, die Anforderungen, die der Drill an uns stellte (es waren oft idiotische Anforderungen) ohne Beanstandungen seitens des Wachpersonals zu erfüllen. Eine gegenseitige Unterstützung der politischen Gefangenen war nur durch ein paar Worte, manchmal nur durch einen Blick beim zufälligen Zusammentreffen oder wenn man zusammen auf einer Saalbelegschaft war, durch vorsichtigen kurzen Gedankenaustausch möglich. Deswegen wurde die Verbindung mit ›draußen‹ so intensiv wie möglich mit Hilfe des Briefwechsels auf- und ausgebaut.«

Am 14. Juli 1939 öffneten sich für Gerhart die Tore des Zuchthauses. Die bange Frage, ob er wirklich frei sein würde oder in ein Konzentrationslager

käme, beschäftigte ihn intensiv. Man ließ ihn unbehelligt nach Hause fahren. Die Zeit der Freiheit währte jedoch nur kurz. Bereits am 1. September, am Tag des Überfalls der deutschen Wehrmacht auf Polen, wurde er, wie Tausende in Deutschland, die von den Nazis als potentielle Gegner klassifiziert wurden, verhaftet. Gerhart kam zusammen mit anderen Leipziger Kommunisten in das Konzentrationslager Buchenwald. Damit begann für ihn jene schwere Zeit, die im Buchenwald-Lied mit den Versen:

»O Buchenwald, ich kann dich nicht vergessen,  
weil du mein Schicksal bist«,  
umschrieben wird.

Nach Erledigung der Aufnahmeformalitäten, die ohne Schläge erfolgten, was ungewöhnlich war, kam Gerhart Zschocher, der die Häftlingsnummer 5590 erhalten hatte, in den Block 29, eine ebenerdige Holzbaracke. Später erlebte er die Blöcke 40, 4, 9 und den B-Flügel des Blocks 38, der den Vorzug hatte, dass in ihm nur politische Häftlinge untergebracht waren. Sein erstes Arbeitskommando war das Schachtkommando III. Schon nach kurzer Zeit waren seine Kraftreserven erschöpft.

Nur die Solidarität seiner Kameraden ließ ihn diese Phase überstehen. Es gelang mit Hilfe seiner Genossen, in das Strumpfstopfer- und dann in das Strohsackstopferkommando zu kommen. So hatte er während des Tages ein Dach über dem Kopf. Als dann im Kommando für die Kommandanturgaragen ein Autosattler gesucht wurde, schickten die erfahrenen »alten Lagerhasen« Gerhart zum Kapo des Kommandos, der ihn auch für die spezielle Arbeit nahm. In diesem Kommando blieb er bis zur Selbstbefreiung der Häftlinge.

Im Rückblick auf diese Jahre erinnerte er sich: »Nicht zu jeder Sekunde war der Wille durchzustehen, zu überleben so stählern, dass man nicht doch zwischendurch einmal an die Grenze zur Resignation gelangte. Um gleich die Frage zu beantworten: Nein, ein Bedauern, gegen die Nazis gekämpft zu haben, gab es bei mir zu keiner Zeit. Auch habe ich niemals geglaubt, dass unser Kampf, unser Einsatz gegen die Faschisten, ihre Auftraggeber und Hintermänner sinnlos gewesen wäre. Das gilt nicht nur für meine Zuchthauszeit, sondern auch – und das erst recht – für meine Zeit in Buchenwald von 1939 bis 1945. Was mich manchmal ärgerte, war die Erkenntnis, draußen nicht noch mehr, nicht noch aktionsreicher gewirkt zu haben.«

Und er machte auf Unterschiede der Haftbedingungen im Zuchthaus und im Konzentrationslager aufmerksam: »Damals im Zuchthaus waren die Isoliertheit und die minütlich ausgeübte persönliche Kontrolle durch das Wachpersonal das, was am meisten bedrückte und zeitweise zermürben konnte. Eine unmittelbare Lebensbedrohung gab es dort nicht. Man wusste nicht nur auf den Tag, sondern auf die Stunde genau, wann sich das Tor öffnen wird, um in die ›Freiheit‹ zu kommen ...

Im Konzentrationslager war man dieser quälenden Isoliertheit ledig. Man konnte mit vielen Menschen reden oder sich in seiner Freizeit, die es auch gab, unter den Tausenden Häftlingen einige Freunde suchen. Man war zwar vor plötzlich auftauchenden SS-Leuten nie sicher, aber man stand nicht mehr unter ständiger Beobachtung. Dafür gab es für keinen einzigen Häftling auch nur irgendeine Sicherheit, den Tag oder den kommenden Tag gesund oder überhaupt zu überleben. Man war eine Nummer, eine Kreatur, die von einer Minute zur anderen je nach Laune oder dem Willen der SS, ja selbst einzelner SS-Leute, ausgelöscht werden konnte. Dieser Gefahr nach Kräften entgegenzuwirken, auch kollektiv, war eine hohe nervliche Anspannung. All diese Jahre lebten wir mit der Ungewissheit, ob wir jemals wieder die Freiheit erlangen würden.«

Im August 1944 hatte Gerhart Zschocher ein Erlebnis, das nur wenigen Häftlingen vergönnt war. Am 5. August besuchte ihn sein Bruder. Er hatte die Aufgabe, einen Transport mit Arzneimitteln vom Zentralsanitätspark der SS in Berlin nach Buchenwald zu begleiten und die Erlaubnis bekommen, den Bruder zu sehen und zu sprechen. Gerhart kannte den Termin vorab und hatte arrangiert, dass sie nach dem angewiesenen Treffen in der Politischen Abteilung in seinem Kommando ohne Aufsicht miteinander reden konnten. In der Politischen Abteilung konnte er seinen Bruder über Ereignisse im Lager informieren. Der wollte erfahren, ob seine Andeutungen und Umschreibungen in seinen Briefen an die Mutter richtig verstanden würden. Als sie später allein im Keller der Truppengaragen waren, berichtete er seinem Bruder über die ihm bekannten Verbrechen der SS im Lager sowie in den Außenkommandos, beispielsweise in Mittelbau-Dora. Gerhart erlebte, dass sein Bruder zu all dem schwieg, was nicht auf die Müdigkeit von der langen Fahrt zurückzuführen war. Es war auch nicht Erschütterung über das Gehörte. Es war das Nicht-hörenwollen, was Gerhart zutiefst enttäuschte.

Am 11. April 1945 musste Gerhart Zschocher, obwohl die meisten Kommandos an diesem Tag nicht mehr zur Arbeit ausrückten, an seinen Arbeitsplatz. Es sollte die volle Einsatzbereitschaft des Fuhrparks gewährleistet sein. Als die Lage günstig war, lief er ins Lager zurück und bangte mit seinen Kameraden der Freiheit entgegen.

Hier hörte er die Durchsage des Lagerältesten Hans Eiden, der alle Häftlinge über die Selbstbefreiung informierte. Natürlich jubelte auch Gerhart mit seinen Genossen und Kameraden. Zum Wohle der befreiten Häftlinge setzte er jetzt seine Arbeit im Garagenkomplex fort. Die noch vorhandenen Fahrzeuge mussten für die Versorgung bereit sein. Die Heimkehr der ehemaligen Gefangenen in ihre Heimatländer war sicherzustellen. Selbstverständlich beteiligte er sich am politischen Leben im Lager. Er nahm an den Kundgebungen auf dem Appellplatz teil und leistete mit den 21 000 Kameraden den Schwur von Buchenwald.

Anlässlich einer dienstlichen Fahrt nach Leipzig am 8. Mai 1945 konnte er nach vielen Jahren seine Mutter wieder in die Arme schließen. Am 28. Mai kam er nach elf Jahren Haft nach Hause zurück.

Wie viele andere Genossen stellte sich Gerhart seiner Partei zur Verfügung und begann in ihren Reihen mit der Arbeit. Das Leben musste wieder in Gang gebracht, die öffentliche Ordnung und Sicherheit schrittweise hergestellt und die Versorgung einer Großstadt organisiert werden. Eine wichtige Aufgabe bestand darin, die Menschen über die Zeit des Faschismus aufzuklären und sie für den Aufbau einer Welt des Friedens und der Freiheit, wie er es am 19. April auf dem Ettersberg geschworen hatte, zu gewinnen.

1946 vereinten sich in Leipzig die beiden Arbeiterparteien, wozu auch Gerhart Zschocher seinen Anteil geleistet hatte.

Der Schwur von Buchenwald, in dem es heißt:

»Die Vernichtung des Nazismus mit seinen Wurzeln ist unsere Lösung. Der Aufbau einer neuen Welt des Friedens und der Freiheit ist unser Ziel.«, bestimmte sein weiteres Leben.

In der neu geschaffenen Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands wirkte er als Sekretär der Kreisleitung Leipzig. Er bildete sich an der Landespartei-schule Ottendorf weiter und arbeitete dann als 2. Kreissekretär der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes Leipzig für seine antifaschistischen Ideale. Kurze Zeit war er Leiter der Personalabteilung der Vereinigung Volkseigener Betriebe Musik-Kultur Klingenthal und Plauen.

Die entbehrungsreichen, lieblosen Haftjahre hatten in ihm eine starke Sehnsucht nach familiärer Geborgenheit entstehen lassen. Seine erste Ehe, 1946 geschlossen, brachte nicht die erwartete Erfüllung seiner Hoffnungen. Sie wurde 1950 geschieden. Zwei Jahre später heiratete er die Frau, mit der er sein Leben gemeinsam meisterte und glückliche Zeiten verbrachte. Ihre drei Kinder bereicherten das Familienglück.

Im Jahre 1950 kam er nach Hennigsdorf. In der Personalabteilung des Stahl- und Walzwerkes »Wilhelm Florin« erhielt er eine Aufgabe, die er bereits nach zwei Jahren wieder aufgab, um als Politleiter einer Maschinen-Traktoren-Station in den Kreisen Oranienburg und Nauen aktiv zu sein.

In diese Zeit fiel ein Zerwürfnis mit seiner Partei, das ihn, wie er Jahrzehnte später schrieb, »immer wieder in Unruhe versetzt«. Die Mitgliederversammlung seiner Parteioorganisation hatte ihm eine strenge Rüge als Parteistrafe erteilt. Das Büro der Kreisleitung Nauen verschärfte die Strafe und schloss ihn aus der SED aus. Dagegen legte Gerhart Zschocher Widerspruch ein. Nach Aussprachen in der SED-Bezirksleitung Potsdam hob diese den Beschluss der Kreisleitung Nauen auf. Gerhart Zschocher wurde im Lokomotivbau Elektrotechnische Werke (LEW) »Hans Beimler«, Hennigsdorf eingesetzt. 1956 wurde

die Parteistrafe gelöscht. Diese Erlebnisse haben sich tief in sein Bewusstsein eingeprägt. Die ungerechte Behandlung durch die Funktionäre der SED-Kreisleitung traf ihn schwer. Seine antifaschistische und sozialistische Grundhaltung konnten sie jedoch nicht anfechten.

Für die kommenden Jahrzehnte wurden die LEW Gerhart Zschochers betriebliches Zuhause. In der Abteilung Arbeit und soziale Fragen oder als Arbeitsdirektor und als Mitglied seiner Partei leistete er seinen Beitrag, um die Ideale zu verwirklichen, denen er sich in seiner Jugend zugewandt und für die er Zuchthaus und Konzentrationslager durchlitten und durchkämpft hatte. Sein Betrieb gab ihm die Möglichkeit, sich zu qualifizieren. Neben seinen beruflichen Aufgaben legte er 1960/61 als Externer an der Fachschule für Arbeitsökonomik Halle die erforderlichen Prüfungen ab und erwarb den staatlichen Titel Arbeitsökonom.

Zu seinen Aufgaben gehörte es, für die Kinder der Werksangehörigen frohe Ferientage zu organisieren. 1958 erwarb der Betrieb in Lenz am Plauer See ein Grundstück, auf dem in mehreren Jahren zuerst ein Kinderferienlager und dann ein ganzes Urlauberdorf für die Betriebsangehörigen der LEW »Hans Beimler« entstand. Aus seinen Aufzeichnungen, die Jahrzehnte später entstanden, liest man den Stolz auf diese Leistung.

Neben der betrieblichen Tätigkeit erfüllte Gerhart Zschocher vielfältige gesellschaftliche Aufgaben. Immer wieder war er als Zeitzeuge gefragter Gesprächspartner. Ob bei Hörern der Kreispartei- und Kreispartei- oder bei Schülerinnen und Schülern, die sich auf die Jugendweihe vorbereiteten, bei Soldaten und Offizieren, in den Betrieben oder in den Wohngebieten Hennigsdorfs – immer wandte sich Gerhart Zschocher den Menschen zu.

Mit zweiundsechzig Jahren, am 31. August 1976, verließ Gerhart seinen Betrieb und wurde Rentner. In der DDR konnten Opfer des Faschismus im Alter von sechzig Jahren aus dem Berufsleben ausscheiden. Dass er sich zur Ruhe setzte, erwartete man aber nicht von ihm. Und so kümmerte er sich zunächst weiterhin mehrere Jahre um die Urlauber- und Ferienbetreuung der LEW. Daneben war er für die Betreuung älterer Parteimitglieder verantwortlich und wirkte als stellvertretender Vorsitzender des Kreiskomitees der antifaschistischen Widerstandskämpfer im damaligen Kreis Oranienburg. Seit 1983 ist er Mitglied der Lagerarbeitsgemeinschaft Buchenwald-Dora. Soweit seine Kräfte reichen, tritt er im Kreise seiner Kameraden für die Vermittlung des antifaschistischen Erbes, um den Erhalt des antifaschistischen Charakters der Gedenkstätte Buchenwald und die Bewahrung des Vermächtnisses der vielen Kameraden ein.

Sehr bewusst nahm er die politischen Verwerfungen wahr, die nach dem Ende der DDR herbeigeführt wurden, weshalb er dem Mühen um eine »Welt des Friedens und der Freiheit« nach wie vor absolute Priorität einräumt. In diesem Sinne verwirklichte er ein Projekt, das ihn lange Zeit beschäftigt hatte.

Über Jahre schrieb er in seiner kargen Freizeit an einem Buch. Seine Biografie, seine reichen Lebenserfahrungen wollte er mit eigenen Briefen aus dem Zuchthaus und dem Konzentrationslager, mit Briefen, die an ihn gerichtet waren, mit Tagebuchaufzeichnungen einer Tante zu einem zeitgeschichtlichen Dokument montieren. In den Jahren der DDR war das Buch, aus welchen Gründen auch immer, nicht gewollt. Jetzt war von ihm alles zum wiederholten Male durchgesehen. Unter dem Titel »Zeichen aus dem Zuchthaus« veröffentlichte er im Jahre 2000 sein Buch.

*Erhard Pachaly/Gerhard Hoffmann*

*Der Text wurde von Gerhart Zschocher im November 2006 autorisiert.*

Foto: privat

Häftlingsjacke von Reinhold Lochmann, mit der er nach der Selbstbefreiung  
das KZ Buchenwald verließ

# Reinhold Lochmann

**Geboren am 5. Februar 1914**

**Buchenwaldhäftling Nummer 2455**

Sechzig Jahre nach ihrer Zerstörung erhielt im November 2005 die wiederaufgebaute Frauenkirche in der Altstadt Dresdens ihre Weihe. Reinhold Lochmann verfolgte im Fernsehen dieses Ereignis, betraf es doch seine Geburtsstadt. Er hörte den Satz, mit der Frauenkirche hätte Dresden seine Seele wieder erhalten. Einem derart überschwänglichen Gedanken mochte er nicht folgen. Der über Neunzigjährige, in Dresden vor Beginn des Ersten Weltkrieges Geborene, hatte an den Universitäten des Lebens eine andere Anschauung von der Welt erworben. Sachlich beurteilte er die ingenieurtechnische Leistung und das hervorragende handwerkliche Können, das dieses Bauwerk wiedererstehen ließ. Die Seele Dresdens aber, diese Überzeugung würde sich Reinhold Lochmann nie nehmen lassen, waren, sind und werden die Menschen der Stadt sein. Sie räumten nach der sinnlosen Zerstörung der Stadt die Trümmer weg, bargen, was zu retten war, erhielten, was zu erhalten war und schufen Voraussetzungen, damit wieder Menschen in der Stadt leben konnten. Die Fähigkeit, sich immer neuen Herausforderungen zu stellen, zeichnet Menschen aus, das ist eine Lebenserfahrung Reinhold Lochmanns.

Er ist ein der Technik zu sehr verbundener Mensch, als dass er das Aufbauwerk nicht zu schätzen vermochte. Er ist aber auch ein politischer Mensch, den nach wie vor bewegt, dass es nicht gelang, den deutschen Faschismus zu bändigen und so den Krieg, die Ursache für Leid und Zerstörung, zu verhindern. Wehmütig war das Gefühl, das ihn beschlich. Alter und Gesundheitszustand hinderten ihn, Dresden heute anzusehen und leichtfertig dahin Gesprochenes mit eigener Erfahrung zu berichtigen. Es fiel ihm ungeheuer schwer, das Alter zu akzeptieren.

Gerade war ihm der Dank seiner Kameraden von der Lagerarbeitsgemeinschaft Buchenwald-Dora übermittelt worden und herzliche, kameradschaftliche Grüße. Eine Tagung hatte es gegeben, und es war seinem Wunsch entsprochen worden, ihn als Vorsitzenden der Lagerarbeitsgemeinschaft abzulösen, weil Gesundheit und Alter es erforderten. Die Kameraden sprachen mit großer Achtung davon, dass er sich nie geschont hätte, dem Schwur von Buchenwald gerecht zu werden und so das Vermächtnis der Buchenwalder weiterzugeben.

Als zweites Kind des Töpfers Bruno Lochmann und seiner Frau Antonie wurde er am 5. Februar 1914 geboren. Am Neustädter Markt, in Dresdens Neustadt, einem Proletarierviertel, wuchs er auf. Die bescheidenen Verhältnisse entsprachen denen der Arbeiterhaushalte während und nach dem Ersten Weltkrieg. Am Lebensnotwendigsten mangelte es häufig, selbst Brot fehlte oft,

so dass die Kinder nur selten satt wurden. Mit seinem Spielkameraden erschloss sich Reinhold Lochmann die Stadt in sich stetig erweiternden Kreisen. Erkundeten die Kinder zunächst ihr Umfeld, fand man sie bald am Neustädter Markt, in den Gassen und Straßen der Neustadt, bald am Ufer der Elbe.

So, wie sich der Gesichtskreis der Kinder erweiterte, kamen sie mit der Arbeiterbewegung in Berührung. Vater Bruno war in den Zwanzigerjahren Funktionär der Kommunistischen Partei Deutschlands. Seine politische Arbeit wirkte in die Familie, so dass die Kinder frühzeitig an Kundgebungen, Demonstrationen und anderen Veranstaltungen der organisierten Arbeiter teilnahmen. Überdies hinterließen Repressivmaßnahmen, wie Hausdurchsuchungen der Polizei, starke Eindrücke, und bei den Kindern bildete sich eine zunächst noch ungefestigte politische Haltung heraus.

Zu einem gravierenden, lebensbestimmenden Ereignis kam es für Reinhold Lochmann 1924. Die Internationale Arbeiterhilfe<sup>1</sup> hatte organisiert, dass Kinder von in Deutschland inhaftierten Arbeiterfunktionären zur Erholung geschickt werden konnten. Reinhold Lochmann durfte von Januar bis April 1924 in die Schweiz reisen. In Binningen, Landkreis Basel, sorgten Pflegeltern für ihn. Diese waren Pionierleiter einer in Basel-Land bestehenden kommunistischen Kindergruppe. Reinhold Lochmann wurde so in das Leben der Roten Jungpioniere einbezogen, er nahm an ihren Zusammenkünften teil, wanderte mit der Gruppe, erlebte größere Veranstaltungen. Nach Lenins Tod am 21. Januar 1924 fand in Basel eine Gedenkfeier statt, die ihn stark beeindruckte und die prägenden Einfluss auf ihn ausübte. Erholt, mit unvergesslichen Erlebnissen angereichert, trat er die Heimreise an.

Zurückgekehrt, trat er der Kommunistischen Kinderorganisation<sup>2</sup> in Dresden bei. Sein erster Pionierleiter wurde der spätere Reichstagsabgeordnete der KPD, Karl Barthel.

Für Reinhold Lochmann begann die Zeit der Einbeziehung in die politische Arbeit der Kommunisten. Die Mitwirkung an der Gestaltung der Pionier-nachmittage, die Wanderungen, Agitationseinsätze, der Verkauf der Zeitung »Trommel«, das Verteilen von Flugblättern hatte wesentlichen Einfluss auf die Bewusstseinsentwicklung des Jungen. Als die KKG in den Jung-Spartakus-Bund umgewandelt wurden, gehörte Reinhold Lochmann zu den Teilneh-

1 Internationale Arbeiterhilfe (IAH), 1921 entstandene Organisation zur internationalen Unterstützung der russischen Arbeiter und Bauern. Trotz Verboten und Schikanen gingen von der IAH bedeutende und umfangreiche Hilfsmaßnahmen für streikende, kämpfende und inhaftierte Arbeiter in verschiedenen Staaten aus. Besondere Unterstützung erhielten deutsche Antifaschisten nach 1933. Unterstützungsaktionen organisierte die IAH bei Naturkatastrophen, um die Not der betroffenen Menschen zu mildern.

2 Kommunistische Kindergruppen (KKG), 1919/1920 entstandene Erziehungseinrichtung der organisierten Arbeiterbewegung. Die KKG traten unter Führung der KPD für die sozialen, politischen und kulturellen Rechte der Arbeiterkinder ein. Ihr Ziel bestand in der Heranbildung selbstbewusster revolutionärer Persönlichkeiten. Ab 1924 Jung-Spartakus-Bund (JSB).

mern am entscheidenden Kongress in Weißenfels. Gegenüber der Schule sicherte die Notlüge, er müsse zum Schlachtfest seiner Großeltern, um dort zu helfen, dass er zur 4. Reichskonferenz der Kommunistischen Kindergruppen fahren konnte. An den Schulen waren kommunistische Aktivitäten nicht wohlgefallen. Reinhold Lochmann erfuhr in der 4. Volksschule Dresden, wo er in seiner Klasse der einzige Jungpionier war, Schikanen und Missgunst von Lehrern und Mitschülern.

Als Vierzehnjähriger erhielt er die Jugendweihe im Dresdener Filmtheater Schauburg. Der würdigen Feierstunde waren interessante Jugendstunden vorausgegangen, bei denen fortschrittliche Lehrer Wesentliches zur weltanschaulichen Bildung und Wissensvermittlung geleistet hatten.

Als zum Ende der Volksschule die Berufswahl anstand, gab es für Reinhold Lochmann eine klare Entscheidung: Radiomechaniker sollte sein Beruf werden. Schon als Zwölfjähriger hatte er sich der technischen Seite des neuen Mediums Radio zugewandt. In eine Zigarrenschachtel baute er sein erstes Radio. Den Ortssender konnte er damit empfangen. In seiner Freizeit beschäftigte er sich mit technischen Daten, um dem rasanten Fortschritt auf diesem Gebiet annähernd gewachsen zu sein. Literatur, die ihm zugänglich wurde, studierte er. Die besten Voraussetzungen für diesen Beruf schienen gegeben. Die Handwerksmeister der neuen, sich profilierenden Innung schienen jedoch die Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten des Jungen weniger zu interessieren. Für sie war wesentlich, dass der bekennende Atheist keine Zensur für das Fach Religion hatte. Überdies wollte keiner den in der Stadt nicht mehr unbekanntem Jung-Spartakisten in seine Werkstatt aufnehmen. Es ergab sich nur die Möglichkeit, Fahrradmechaniker zu werden. Er erlernte diesen Beruf, und als er zum Gesellen freigesprochen war, wurde er arbeitslos.

Aber da war die Leidenschaft für das Radio. Im Arbeiter-Radio-Bund qualifizierte er sich und sammelte Erfahrungen. Dort traf er auf den Sozialdemokraten Alfred Althus, der später von den Nazis wegen angeblichen Hoch- und Landesverrats zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde.

Der Arbeiter-Radio-Bund stillte jedoch nicht den Bildungshunger des Jugendlichen. Bücher waren ihm wichtig, und wo immer sich die Möglichkeit ergab, las er. Trotz äußerst spärlichen Einkommens gelang es ihm immer wieder, neue Bücher zu kaufen, die zu kennen ihm wichtig erschien. Da waren die so genannten Elementarbücher des Kommunismus oder Haeckels »Welträtsel« oder Darwins »Entstehung der Arten«. Er hatte Vorträge von Hermann Duncker zu dialektischem und historischem Materialismus gehört und später Arbeiten von Kant und Hegel gelesen. Die Veranstaltungen der Marxistischen Arbeiterschule (MASCH) nutzte er, um sich Wissen anzueignen. Und wenn in der Dresdener Semperoper noch eine Karte für den »Stehrang« zu bekommen war, opferte er die letzten Pfennige. Nahezu unbändig war sein Drang nach Wissen, und dieser wurde wohl zu keiner Zeit seines Lebens tatsächlich gestillt.

Seit 1928 gehörte Reinhold Lochmann dem Kommunistischen Jugendverband Deutschlands (KJVD) an. Zunächst wurde er Literaturobmann und war dann verantwortlich für Agitation und Propaganda. Wo er aufgewachsen war, in der Dresdener Neustadt, wurde er Politischer Leiter des KJVD, bevor er diese Funktion in der Altstadt ausübte und in die Bezirksleitung Sachsens gewählt wurde. Als junger kommunistischer Funktionär war er sich bewusst, dass mit der Machtübergabe an die Nazis im Januar 1933 eine katastrophale Entwicklung eingeleitet worden war.

Schon im April 1933 geriet er zum ersten Mal in die Fänge der Nazis. Die Polizei wollte seinen Vater festnehmen, und weil sie seiner nicht habhaft werden konnte, nahm sie willkürlich den Sohn mit. In einer SA-Kaserne tobten sich die faschistischen Schläger an ihm aus. Schließlich inhaftierte man ihn im Dresdener Polizeigefängnis, wo ihm der Schutzhaftbefehl verkündet wurde. Bis zum 24. Dezember 1933 musste er in das Schutzhaftlager Hohenstein in der Sächsischen Schweiz. Sieben Monate, allein, weil er anders dachte und handelte als die Nazis. Zynisch stellte ihm das Sozialamt nach der Haftentlassung eine Rechnung über eintausend Reichsmark zu, er sollte die Haftkosten in Hohenstein bezahlen.

Wieder in Freiheit, setzte Reinhold Lochmann den antifaschistischen Widerstand fort. Horst Sindermann, Erich Bär, Erich Stephan und er arbeiteten konspirativ, stellten unterbrochene Verbindungen wieder her, vertrieben illegale Publikationen, entwickelten Flugblatttexte, druckten und verteilten Flugblätter, sie stellten sich der ganzen Vielfalt der illegalen Arbeit, mutig, unerschrocken und zuversichtlich.

Am 13. Februar 1935 wurde Reinhold Lochmann erneut festgenommen. Jetzt griff die Geheime Staatspolizei nach ihm. Weber und Geißler, diese Namen brannten sich in sein Gedächtnis, standen vor der Wohnungstür. In der Folgezeit ließen die beiden nichts unversucht, den Jungkommunisten in die Knie zu zwingen. Vernehmungen mit Schlägen, Isolationshaft, ständige Handfesseln sollten ihn zerbrechen. Es gelang nicht. Ende November 1935 verhandelte das Oberlandesgericht Dresden gegen Reinhold Lochmann und weitere neun Jungkommunisten. Wegen Vorbereitung zum Hochverrat wurde er zu drei Jahren und vier Monaten Zuchthaus verurteilt. Er kam in das Zuchthaus Zwickau. Nach Wochen Einzelhaft verlegte man ihn in die 9. Belegschaft, in der sich überwiegend kommunistische und sozialdemokratische Antifaschisten befanden, so dass aufgrund politischer Übereinstimmung Gemeinsames unternommen werden konnte. Sein Kamerad wurde der Kommunist Erich Bauer, und mit ihm kam er im Juni 1937 ins Aschendorfer Moor, einer Vorstufe der Konzentrationslager, mit schonungsloser Ausbeutung durch Arbeit, schikanöser Behandlung und Willkür durch die Angehörigen der Wachmannschaften. Dem gegenüber entwickelten sich im Lager Formen politischer Organisation und kameradschaftlicher Solidarität.

Am 30. Juni 1938 wäre die Haftzeit für Reinhold Lochmann beendet gewesen, aber er wurde nicht in die Freiheit entlassen. Vom Aschendorfer Moorlager überführte man ihn zum Amtsgericht Papenburg im Emsland, wo ihm der Schutzhaftbefehl aus der Berliner Gestapo-Zentrale verkündet wurde, und das bedeutete Einlieferung in das Konzentrationslager Buchenwald. Mitte Juli ging er »auf Transport« und traf am 28. Juli 1938 im KZ Buchenwald ein. Nach der entwürdigenden Aufnahme war er der Häftling Nummer 2455, und über dem roten Winkel an seiner Häftlingsjacke hatte er einen roten Querbalken aufzunähen, weil er ein »Rückfälliger« war. In den »Rückfälligen« sah die SS Freiwild, es galten verschärfte Haftbedingungen für sie.

Obwohl den Lageralltag brutaler Terror, Willkür, unmenschliche Quälerei, Folter und Mord kennzeichneten, begannen die zahlreichen politischen Häftlinge wichtige Häftlingsfunktionen zu besetzen. Reinhold Lochmann traf viele Genossen, die er aus gemeinsamer politischer und illegaler Arbeit kannte, so unter anderen seinen ersten Pionierleiter Karl Barthel. In den Blocks 3, 9 und später im Block 40 spürte er die Hilfe und Solidarität der Kameraden, die schon längere Zeit im KZ Buchenwald waren.

Unter dem Vorwand der Prüfung seiner persönlichen Sachen rief man Reinhold Lochmann wenige Tage nach seinem Eintreffen in Buchenwald zur Effektenkammer. Dort führten zwei Kameraden ein längeres Gespräch mit ihm und fragten ihn nach seinem Prozess, nach der Haft im Zuchthaus Zwickau und im Aschendorfer Moor. Seine politische Entwicklung interessierte die beiden, und für ihn wurde deutlich, dass er nicht unbekannt war. So wurde er aufgenommen in den Kreis jener Kameraden, die sich organisiert dem SS-Terror widersetzen, die in scheinbar aussichtsloser Lage mit unbeugsamem Lebenswillen Zweifelnde aufrichteten, die unter den unmenschlichen Bedingungen des Lagers Menschlichkeit verbreiteten, deren Solidarität Leben rettete, obwohl sie dadurch vielfach das eigene Leben gefährdeten.

Reinhold Lochmann wurde auf Betreiben von Kommunisten in Häftlingsfunktionen, die ihren Einfluss geltend machten, in das Elektrikerkommando eingegliedert. Langfristig und zielstrebig wurde daran gearbeitet, den Radioamateur so zu einzusetzen, dass er für die illegale Arbeit der Partei im KZ Buchenwald den größten Nutzen erbringen konnte. Albert Kuntz, Karl Barthel, Walter Jurich gehörten zum Kreis jener Kommunisten, die den Einsatz von Reinhold Lochmann vorbereiteten und davon wichtige Ergebnisse erwarteten.

In einer biografischen Skizze schrieb Reinhold Lochmann: »Ich bin heute noch stolz darauf, dass es mir gelang, von 1939 an, wenn auch anfangs noch nicht so kontinuierlich und umfassend, bis 1945 innerhalb der Radiowerkstatt ausländische Nachrichten in deutscher Sprache u. a. vom Sender Moskau, London, Nationalkomitee ›Freies Deutschland‹, Beromünster und vom Deutschen Volkssender abzuhören und den Inhalt dieser Meldungen täglich Genossen der Leitung der illegalen Parteiorganisation im Lager zu übermitteln,

so zum Beispiel Genossen Harry Kuhn, Albert Kuntz, in der Regel aber Walter Bartel.«<sup>3</sup>

Umsichtig widmete sich Reinhold Lochmann der organisatorischen und technischen Lösung der übertragenen Aufgaben. Ideenreich, klug und immer die Sicherheit kalkulierend, wendete er seine Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten auf radiotechnischem Gebiet an, um den stabilen Nachrichtempfang ausländischer Sendungen zu gewährleisten. Die Gefahr des Entdecktwerdens war ständig gegenwärtig, und den Beteiligten war bewusst, dass sie im Interesse der Erfüllung des Auftrags ihr eigenes Leben riskierten. Dennoch wurden immer neue Wege beschritten. Um von den Dienstgeräten und den Apparaten der SS unabhängig zu werden, gelang es Reinhold Lochmann, sich technisch so zu qualifizieren, dass er 1942 einen Kleinstempfänger aus Miniaturbauteilen bauen konnte. Jede sich bietende Möglichkeit wurde genutzt, um den unabhängigen Radioempfang zu sichern. Reinhold Lochmann und andere, mit dem Empfang oder Senden von Nachrichten befasste Kameraden leisteten einen wesentlichen Beitrag im Widerstand der Häftlinge gegen die SS-Schergen im KZ Buchenwald.

Walter Bartel, ab 1943 Vorsitzender des illegalen Lagerkomitees im KZ Buchenwald, stellte fest: »Ich gehörte nicht zu den Hörern, sondern zu den Verbreitern der abgehörten Nachrichten; meine unmittelbare Quelle war Reinhold Lochmann. Es war natürlich verständlich, dass wir hauptsächlich zuerst interessiert waren an den unmittelbaren politischen Nachrichten und besonders Frontnachrichten, denn jeder – auch der kleinste – Erfolg an der Front war oft wichtiger als ein Stück Brot oder eine Zigarette ...«<sup>4</sup>

Dass Nachrichten von außerhalb des Lagers wichtiger als ein Stück Brot oder eine Zigarette sein konnten, hatte Reinhold Lochmann verinnerlicht, und so war er zu einem sicheren, belastbaren Glied in der Kette des Widerstands im KZ Buchenwald geworden. Wer wie er mit Hingabe Widerstand geleistet hatte, war am 11. April 1945, dem Tag der Selbstbefreiung der Häftlinge des Lagers, von triumphaler Freude erfüllt.

Die Jahre in der Gefangenschaft der deutschen Faschisten und des aufopferungsvollen Widerstands hatten seine Persönlichkeit entscheidend geformt und zugleich den brennenden Wunsch entstehen lassen, am Bau eines friedlichen und demokratischen, eines neuen Deutschlands mitzuwirken.

Mitte Mai 1945 konnte sich Reinhold Lochmann mit Kameraden aus Halle und Dresden auf den Weg nach Hause begeben. Mit einem Lastkraftwagen fuhren sie, unter ihnen Robert Siewert, der nur durch die Selbstbefreiung des Lagers vor dem Erschießen gerettet worden war. In Städten, in denen Kame-

3 Lochmann, Reinhold: Biographie des antifaschistischen Widerstandskämpfers Reinhold Lochmann. Keine weiteren Angaben. Privatbesitz der Tochter Gisela Plessgott.

4 Zitiert nach: Drews, Manfred: Oberst der VP a. D. Reinhold Lochmann, in: Leben und Kampf im Dienst des Volkes. Literarische Porträts. Band 3. Ministerium des Innern, Berlin 1989, S. 193 ff.

raden verabschiedet wurden, führten sie kleine Kundgebungen durch, auf denen sie über die Verbrechen der deutschen Faschisten sprachen. In Weißenfels hielt Robert Siewert die Rede und wurde dabei von Angehörigen der US-amerikanischen Kommandantur verhaftet, angeblich wegen des bestehenden Verbots politischer Betätigung. Der energische Protest der Buchenwalder erzwang schließlich seine Freilassung. Die Empörung war gewaltig, für Reinhold Lochmann wurde der Vorgang zum Signal, den Schwur von Buchenwald zur Lebensmaxime werden zu lassen.

Das erste Ziel für Reinhold Lochmann war Meuselwitz, hier lebten Verwandte seines Vaters. Der Vater und seine Familie waren Opfer des Bombenangriffs auf Dresden im Februar 1945 geworden, von der Mutter hatte er lange nichts gehört.

In Meuselwitz lernte er seine Liesbeth kennen. Die junge Frau kam aus proletarischen Verhältnissen und arbeitete als Haushaltshilfe. Die in Meuselwitz entstandene Zuneigung der beiden blieb bis heute beständig.

Von Meuselwitz ging Reinhold Lochmann weiter nach Waldheim, weil dort seine Schwester mit ihrem Mann lebte. In Waldheim fasste er Fuß, beteiligte sich am Aufbau der Ortsgruppe der KPD und nahm als Verantwortlicher für Personalfragen der Landesanstalt Waldheim Einfluss auf die Neubildung staatlicher Organe. Vor allem galt es, aktive Nazis aus den Verwaltungen zu entfernen und so Voraussetzungen für eine demokratische Verwaltung zu schaffen. So ungewöhnlich es für ihn war, Verwaltungsarbeit zu leisten, er stellte sich der Aufgabe und wurde 1946 stellvertretender Bürgermeister von Waldheim.

Im Januar 1946, im sehr kalten Winter, war das erste gemeinsame Kind, die Tochter Gisela, geboren worden. Stolz waren Liesbeth und Reinhold Lochmann und froh, diese schönen neuen Pflichten erfüllen zu dürfen. In dem Bewusstsein, mit diesem Schritt dazu beizutragen, dass ihre Kinder in einer umsorgten und friedlichen Welt aufwachsen könnten, wurden die jungen Eltern im April 1946 Mitglieder der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands.

Von seiner Selbstverwirklichung hatte Reinhold Lochmann etwas andere Vorstellungen. Als ihm vorgeschlagen wurde, die Partei wolle ihm die Möglichkeit eröffnen, Lehrer an einer der zu bildenden Kreisparteischulen zu werden, stimmte er freudig zu. Von Lehrern wie Fred Oelßner, Wilhelm Koenen und Hans König ausgebildet, begann er selbst Anfang 1947 mit der Lehrtätigkeit, dabei ständig Lernender bleibend. Sein Wissen, seine Erfahrungen kameradschaftlich weitergebend, Kenntnisse aus der Geschichte für die Lösung der Aufgaben in der Gegenwart vermittelnd, fühlte sich Reinhold Lochmann wohl. In diesem Verständnis stellte er sich selbst immer wieder neuen Herausforderungen. In der Tradition seiner Lehrer an der MASCH, Hermann Duncker, und im KZ, Theodor Neubauer, lehrte er jetzt, wandte er sich besonders den jungen Hörern an der Kreisparteischule Kriebetal zu. Mit der Philosophie und der Geschichtswissenschaft, so hoffte er im Stillen, ließe sich sein Lebensplan verwirklichen.

Aber da waren ehemalige Buchenwalder, Kameraden, die sich einer anderen Aufgabe zugewandt hatten. Leander Kröber, Chef der Volkspolizei im Land Thüringen, Rudi Menzel, Alfons Flechtner, Ernst Braun meinten, Reinhold Lochmann wäre der richtige Personalchef für die Thüringer Polizei. Reinhold Lochmann verhehlte nicht, andere Vorstellungen von seinem Lebensplan zu haben, übernahm jedoch den neuen Auftrag, den seine Partei ihm antrug. So wurde er Anfang 1949 höherer Polizeioffizier.

Die vierköpfige Familie, Regina, die zweite Tochter, war 1948 geboren, trat den Umzug von Waldheim nach Weimar an. Während Reinhold Lochmann sich unverzüglich in die Arbeit stürzte, meisterte Liesbeth Lochmann die vielfältigen familiären Verpflichtungen.

Eine Phase ständigen Lernens begann, denn die neuen Anforderungen verlangten neues Wissen. Zeit, die der Familie hätte zugewendet werden können, verbrachte Reinhold Lochmann mit intensivem Studium. Zugleich ergaben sich hier weitreichende und vielfältige Kontakte mit ehemaligen Buchenwaldern in Weimar und im Land Thüringen.

Nach Jahren in Weimar und Gera wurde Reinhold Lochmann als Mitarbeiter der Politischen Verwaltung 1960 zum Ministerium des Innern nach Berlin versetzt. Während der Geraer Zeit hatte er das Fernstudium an der Hochschule der Partei begonnen und 1960 als Diplom-Gesellschaftswissenschaftler erfolgreich beendet.

Berlin veränderte ihr Leben erneut. Wieder lag die Hauptlast der Sorge für familiäre Harmonie bei Liesbeth Lochmann. Tochter Gisela begann mit dem Besuch der Erweiterten Oberschule, die Wohnverhältnisse in Berlin hatten sich zunächst gegenüber Gera verschlechtert, und wieder hatte sich der Vater Neuem zu stellen, das zu durchdringen für die Lösung der anderen Arbeitsaufgaben erforderlich war. Seit 1958 war Buchenwald Nationale Mahn- und Gedenkstätte, woraus sich vielfältige Verpflichtungen ergaben. Trotz dieser umfangreichen Belastungen gelang es ihm, seine stille Liebe zu bewahren, die Radiotechnik. Einerseits baute er nach, was er in Buchenwald geschaffen hatte, zum anderen publizierte er seine Erfahrungen, vor allem aber wandte er sich den Neuerungen zu, und der Klang der jetzt produzierten Radios begeisterte ihn genau wie die immer raffinierter werdende Technik. Wenn in der kärglichen Freizeit Musik von Ludwig van Beethoven erklang, geriet sein ganzer Körper in Spannung. Solche Momente wurden Ruhepunkte in der sonst so unruhigen Zeit. Und als dann das erste Fernsehgerät bei den Lochmanns stand, war es verbindliche Verpflichtung, zu Weihnachten die Operaufführung anzusehen.

In der Politischen Verwaltung des Ministeriums des Innern machte sich Reinhold Lochmann um die Traditionsarbeit verdient. Hier verknüpfte er sein starkes Interesse für Geschichte mit den dienstlichen Aufgabenstellungen. Die Beendigung seiner Dienstzeit bei der Volkspolizei war keineswegs gleichzusetzen mit dem Eintritt in den Ruhestand. Mit der ausgeprägten Gabe, geduldig und sensibel sein Wissen, seine Erfahrungen und die seiner Kampfgefährten unaufdringlich zu verbreiten, nahm er immer wieder seine Verantwortung wahr. Wichtig blieb für ihn die Vermittlung von Erfahrungen aus dem antifaschistischen Widerstand. Besondere Aufmerksamkeit widmete er dem Lehrkurs der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte Buchenwald. Über viele Jahre hielt er den Vortrag am Eröffnungstag des Lehrkurses und war gefragter Gesprächspartner der Pädagogen. Bei Führungen durch die Gedenkstätte wandte er sich einfühlsam besonders jungen Menschen zu.

Für die Lagerarbeitsgemeinschaft Buchenwald wirkte er als deren Vorsitzender im Geist des Schwurs von Buchenwald gemeinsam mit seinen Kameraden. Zugleich nahm er seine Aufgaben als Mitglied des Internationalen Komitees Buchenwald-Dora wahr. Bis ins hohe Alter reiste er nach Paris, um an den Beratungen des Internationalen Komitees teilzunehmen.

Immer blieb es ihm wichtig, Impulse zum weiteren Denken zu vermitteln, und dazu nutzte er die vielfältigsten Möglichkeiten. Als politischer Funktionär hatte er sich ständig mit den politischen Ereignissen zu befassen, und das machte schließlich sein Leben aus.

Mit großer Freude sah er die Entwicklung der Töchter, anerkennend, dass seine Frau die Hauptlast bei der Erziehung getragen hatte. Gisela hatte das Abitur und eine Lehre als Elektromonteur abgeschlossen und war dann an der

Berliner Humboldt-Universität Diplom-Lehrerin geworden. Regina studierte an der Verkehrshochschule Dresden und wurde Diplom-Ingenieur-Ökonom. Beide Töchter gründeten Familien. Liesbeth und Reinhold Lochmann erlebten die Freuden von Großeltern, und beider Begeisterung war groß, als ein Urenkel geboren wurde.

Die 1964 von der Familie bezogene Wohnung in der Nähe des Berliner Tierparks bewohnen Liesbeth und Reinhold Lochmann noch heute. Sie war und blieb eine bekannte und beliebte Adresse für Freunde, Genossen, Kameraden aus Buchenwald. Sie war und blieb ein Ruhepunkt, und nicht selten waren aus ihr Klavierklänge zu vernehmen, Klänge der Appassionata von Ludwig van Beethoven, der »leidenschaftlichen« Klaviersonate.

Die einschneidenden gesellschaftlichen Veränderungen nach dem Oktober 1989 nahm der Kommunist mit großem Schmerz wahr. Dass Richtiges dem geopfert werden musste, was in der Geschichte immer wieder seine Menschenfeindlichkeit unter Beweis gestellt hatte, wurde zu einer bitteren Erfahrung. Am schmerzlichsten empfand Reinhold Lochmann, dass sich Deutsche wieder an Kriegen beteiligten und dass junge Menschen erneut der faschistischen Ideologie aufsaßen. Der Schwur von Buchenwald hatte im sechzigsten Jahr der Befreiung vom Faschismus nichts an seiner Bedeutung verloren.

Seine Töchter waren an seiner Stelle zum sechzigsten Jahrestag der Selbstbefreiung des Konzentrationslagers Buchenwald auf dem Ettersberg, und Gisela berichtete ihm, dass auf dem ehemaligen Appellplatz Vertreter der Enkelgeneration erklärten, das Vermächtnis der Buchenwalder übernehmen und entsprechend handeln zu wollen. Die deutsche Erklärung, das erfreute ihn, gab der Enkel seines Genossen, des Buchenwaldkameraden Klaus Trostorff.

Reinhold Lochmann ist sicher, in seinem Leben etwas bewirkt zu haben.

Wieder wenden sich seine Gedanken der Dresdener Frauenkirche zu. Voll ist der Klang der Glocke und mahnend wie der der Glocke vom Ettersberg. Schön wäre, diese Kirche würde tatsächlich ein Ort der Versöhnung, der Völkerverständigung und des Friedens. Dazu müsste der Gedanke an Ursachen und Zusammenhänge wachgehalten werden, die Terror, Krieg, Vernichtung und auch die Zerstörung dieser Kirche bewirkten – im Sinne eines »Historischen Gedächtnisses«.

*Gerhard Hoffmann*

*Der Text wurde von Reinhold Lochmann 2006 autorisiert.*

Alle Fotos: privat

Angehörige eines Transportkommandos der Internationalen Brigaden vor Madrid 1936,  
2. v. r. Kurt »Julio« Goldstein mit Mercedes Bernal

# Kurt Julius Goldstein

**Geboren am 3. November 1914**

**Auschwitzhäftling Nummer 58866**

**Buchenwaldhäftling**

Geboren bin ich am 3. November 1914 in Hamm in Westfalen. Ich kann also als ein Zeuge des 20. Jahrhunderts gelten. Als jüngstem Sohn einer jüdischen Kaufmannsfamilie war es mir nicht an der Wiege gesungen, dass ich Kommunist werden würde. Mein Vater starb 1920 an den Folgen seiner Verletzungen im Ersten Weltkrieg, in den er als Freiwilliger gezogen war. Wir hatten ein Kaufhaus in einem Ort mit dem bedeutungsvollen Namen Scharnhorst. Meine Mutter konnte auf Dauer das Geschäft allein nicht bewältigen, und so zogen wir 1923 nach Hamm, wo sie ein Handarbeitsgeschäft eröffnete. In Hamm musste ich in der Schule zum ersten Male wütende antisemitische Ausfälle eines Lehrers ertragen. So wurde ich früh erwachsen und hatte Gründe, darüber nachzusinnen, warum es in der Welt so viel Ungerechtigkeit gibt. Dazu kam, dass ich schon als Kind engen Kontakt mit einer Bergarbeiterfamilie hatte, aus der mein Kindermädchen stammte. Als Mitglied der jüdischen Jugendbewegung »Kameraden« erfuhr ich mit Befremden, dass die Kinder der »Ostjuden« von denen der »Alteingesessenen« als nicht ebenbürtig angesehen wurden. So kam es, dass ich mich als Dreizehnjähriger der sozialdemokratischen Sozialistischen Arbeiterjugend anschloss. Bis dahin war das noch keine außergewöhnliche Entwicklung. Aber dann kam 1928 der Knackpunkt. Die SPD und auch die KPD traten im Wahlkampf gegen den Panzerkreuzerbau auf, unter der übereinstimmenden Losung: »Gegen Panzerkreuzer – für Kinderspeisung«. Nach der Wahl war das für die SPD Schall und Rauch. Das Kabinett des sozialdemokratischen Reichskanzlers Herrmann Müller-Franken beschloss den Bau des Panzerkreuzers A.

Dieser Verrat empörte mich. Ungeachtet aller Vorbehalte ging ich schließlich ins Büro des Kommunistischen Jugendverbandes in Hamm und verlangte jemand von der Leitung zu sprechen. Max Reimann empfing mich und bestätigte mir, was ich aus seinem Munde bereits als Zuhörer am Rande einer Kundgebung vernommen hatte. Die Kommunisten blieben dabei: »Kinderspeisung statt Panzerkreuzer!« So wurde ich im September 1928 als erster Oberschüler in Hamm Mitglied des KJVD. Dieser Schritt sollte sich als Entscheidung für das ganze Leben erweisen.

Es ging nicht ohne Konflikte in der Verwandtschaft ab, die zwar nicht ausgesprochen religiös, aber doch den traditionellen jüdischen Riten aufrichtig verpflichtet war. Schärfer waren die Folgen, als an der Schule ruchbar wurde, ich sei Kommunist geworden. Schließlich wurde ich relegiert, hatte aber zum

Glück die Möglichkeit, mich auf einer anderen Schule im benachbarten Münster weiterhin auf das Abitur vorzubereiten.

Seit 1930 bin ich Mitglied der Partei. Als Unterbezirkssekretär des Kommunistischen Jugendverbandes in dieser Bergbaugegend hielt ich es für unverzichtbar, die Arbeitsbedingungen unter Tage kennenzulernen. Getarnt fuhr ich mit ein in Schächte der Zeche de Wendel. Damals wusste ich nicht, dass mir und vielen anderen die dort erarbeiteten Kenntnisse Jahre danach das Leben retten würden.

Im Februar 1933, kurz nach Hitlers Machtantritt, habe ich in Hamm einen SA-Mann niedergeschlagen, der mich zuvor in unflätigster Weise als Jude, Ungeziefer und rotes Gesindel beschimpft hatte. Ich musste weg, denn nun drohte Verhaftung. Meinen Bruder haben sie an meiner Stelle ins KZ gesteckt. Mir ist es dagegen gelungen, bei der Festnahme zu fliehen. Mit viel Glück landete ich schließlich in Luxemburg bei Verwandten. Mit Lotta, meiner ersten großen Liebe, bereitete ich mich darauf vor, nach Palästina zu gehen. Nach Zwischenspielen in Frankreich und der Schweiz war es schließlich so weit: Das Zertifikat für die Einreise ins Heilige Land lag im Juni 1935 vor, und wir fuhren nach Triest, um dort ein italienisches Schiff zu besteigen, das uns in Haifa an Land setzte. Wie es sich für einen Kommunisten gehört, meldete ich mich dort bei der KP Palästinas zur Mitarbeit. Gearbeitet habe ich auf dem Bau mit dem Presslufthammer auf hartem Gestein und dabei nicht schlecht verdient. Aber als im Sommer 1936 Franco in Spanien gegen die Republik putschte, zog es mich mit Gewalt in den Kampf. Lotta blieb zurück, und ich gelangte über Marseille nach erheblichen Schwierigkeiten schließlich im November 1936 nach Spanien. In Albacete, der Basis der Internationalen Brigaden, war ich endlich am Ziel. Ab jetzt hieß ich Julio. Da ich in Haifa die Fahrprüfung für Busse abgelegt hatte, wurde ich einem Transportregiment zugeteilt. Meist nachts, wegen der feindlichen Flieger, fuhren wir in langen Konvois zwischen den Mittelmeershäfen und Madrid und transportierten alles, was die bedrohte Hauptstadt brauchte. Nach schwerem Malta-Fieber und Lazarettaufenthalt wieder beim Regiment, fuhren wir Nachschub für die Front bei Brunete. Wir wurden von Jagdfliegern angegriffen. Das war die Feuertaufe.

Es folgte eine Ausbildung zum Artilleristen. Als Richtschütze in der Batterie »Ana Pauker« ging es in Richtung Teruel. Ich wurde zum politischen Kommissar der Batterie ernannt, nicht zuletzt wegen meiner Sprachkenntnisse, die in dieser vielsprachigen Einheit wichtig waren. Mein Bruder, dem die Flucht nach Palästina geglückt war, hatte mir geschrieben und bezweifelt, dass es richtig sei, wenn die Kommunistische Internationale ihre besten Kader in Spanien »verheize«. Ich habe ihm geantwortet: Wer in einem Augenblick, da man dem Todfeind der Menschheit endlich mit der Waffe in der Hand gegenübersteht, sagt, kehr um, bedenke, alle deine Mühe ist vergebens, kann mein Freund und Bruder nicht mehr sein.

Von einer Splitterbombe deutscher Produktion wurde ich nahe der Einmündung des Guadelpo in den Ebro verwundet. Nach der Operation lag ich wieder im Lazarett. Anschließend wurde ich als Kommissar in das Hospital von Santa Coloma kommandiert. Dort erhielten wir die Weisung des Ministerpräsidenten der spanischen Republik, Juan Negrín, über den sofortigen Abzug der Internationalen Brigaden. Nach letzten Kämpfen ging es im Februar 1939 über die Grenze nach Frankreich, dann folgte die Internierung im berüchtigten Lager von Saint Cyprien an der Mittelmeerküste. Dort gab es zunächst nichts als Sand und Stacheldraht. Schließlich landete ich im Lager Gurs. Ende September 1939 wurde ich mit fünfzig anderen Interbrigadisten unter dem absurden Verdacht, Spione des faschistischen Deutschlands zu sein, nach Le Vernet gebracht. Nach der Niederlage Frankreichs verpflichtete sich die Vichy-Regierung, die in ihrem Herrschaftsbereich lebenden Juden an Hitlerdeutschland auszuliefern. Über das Lager Drancy ging es in Pferdewaggonen nach Osten. Die Endstation hieß Auschwitz. Im Juli 1942 erlebte ich die »Selektion« auf der Rampe von Birkenau. Der SS-Arzt schickte, wie so viele meiner Kameraden, den Interbrigadisten Gustav Hartog mit einer Daumenbewegung sofort ins Gas. Er war wie ich achtundzwanzig Jahre alt. Aber er hatte eine Glatze. Mich wies der Daumen auf die andere Seite. Die Nummer, die mir in den linken Unterarm tätowiert wurde, war die 58866.

Karl Sutor, Interbrigadist wie ich und nun Kapo in Auschwitz, machte mich ausfindig und gab mir den Tipp, mich beim Frühappell zu einem »Grubenkommando Jawischowitz« zu stellen, um so aus dem Stammlager Auschwitz wegzukommen. Im Lager Jawischowitz angekommen, mussten wir nackt auf dem Appellplatz vor SS-Führern, dem Grubendirektor, dem Grubenbetriebsführer, dem Fahrsteiger und dem Lagerältesten antreten. Jeder Einzelne musste vortreten und seinen Beruf angeben. Die Reaktion waren übelste antisemitische Beschimpfungen. Ich erinnerte mich an meine Untertagearbeit zwölf Jahre zuvor und sagte, ich sei »Püttmann«, wie im Ruhrgebiet Bergleute genannt werden. Der Grubendirektor wurde aufmerksam und fragte mich, wo ich gearbeitet hätte. »In Herringen, Zeche de Wendel, Schacht Franz und Schacht Robert« war meine Antwort. Jetzt galt ich als Facharbeiter im Bergbau, und von denen gab es fast keine. So wurde ich schließlich der einzige jüdische Kapo. Dieses Unikum nannten die SS-Leute in Jawischowitz den »Judenkönig«.

Als ehemaliger Kapo kann ich bezeugen, was es bedeutete, als politischer Häftling eine solche Lagerfunktion auszuüben. Es ging darum, mitten in der Hölle ein Minimum an Verbesserungen für die Häftlinge des Kommandos zu erkämpfen. Dabei musste natürlich stets bei der SS der Eindruck erhalten bleiben, der Kapo handele ausschließlich in ihrem Interesse, er Sorge für straffe »Ordnung« und höchste Arbeitsleistungen. Es war ein Drahtseilakt, täglich und stündlich. Der geringste Fehler führte unweigerlich zum Tod.

Ein Drahtseilakt. Der SS-Arzt Dr. Fischer, später vom Obersten Gericht der DDR nach seiner Enttarnung zum Tode verurteilt und hingerichtet, kontrolliert. Ich hatte zu melden: Nachtschicht Jawischowitz, Block soundso mit so-and-soviel Mann angetreten. Und Karl Polak stand mit in der Reihe. Ich zu ihm: »Du bist Stubendienst, mach, dass du in die Baracke kommst.« Aber Polak versteht mich nicht und bleibt stehen. Ich weiß keine andere Rettung, gehe schimpfend auf ihn los, trete ihm in den Hintern und schreie, damit der sich nähernde SS-Arzt es ja hört: »Du Faulpelz, mach, dass du in die Baracke kommst. Geh an deine Arbeit als Stubendienst.« Erst jetzt begriff Karl Polak, dass er versteckt werden soll vor den Augen des Mannes, der zum Tod selektiert, und stolpert in die Baracke.

Dreißig Jahre später veröffentlichte Karl Polak seine Erinnerungen »Zeugenberichte über sieben Jahre Verfolgung«. Auf einem Umweg über ein Treffen mit Jawischowitzern in Paris erfuhr er meine Adresse und schrieb mir: »Ich wusste nicht, dass du überlebt hast, Du findest dich wieder auf Seite 24. Dort steht, dass ich dem Kapo Goldstein mein Leben zu verdanken habe. Ich hatte mich mit einer Bartflechte, einem bläschenhaften Gesichtsausschlag, infiziert, und damit hätte ich auch andere anstecken können. Bei einer der Selektionen, die alle zwei Wochen stattfanden, erlaubte mir Goldstein, mich unter den Betten in einem Block zu verstecken, der schon besichtigt und von seinen Bewohnern geräumt worden war.«

Als ich das las, sagte ich, dass es nicht so war. Wenn Selektion war, wusste die SS auf den Mann genau, wie viele Leute in der Baracke sein mussten. Es wurde abgezählt, da konnte sich keiner unter den Betten verstecken. Der fehlte dann, wurde gesucht und gefunden. Karl Polak hat, als wir uns trafen, zu mir gesagt: »Das weiß ich doch auch, wie es war. Aber sollte ich hinschreiben, der Kapo Goldstein hat mich in den Hintern getreten, dann hätten die Antisemiten gesagt: Guck, so sind die Juden untereinander, so sind sie, einer tritt den anderen in den Hintern. Oder die Antikommunisten hätten gesagt: Jetzt will er der große Kommunist sein, aber im Lager, da hat er seine Kameraden geschlagen und getreten.«

Die meisten Konzentrationslager, so auch Auschwitz, waren »grüne« Lager, das heißt, die wichtigsten Häftlingsfunktionen waren mit Kriminellen besetzt. Oft waren das Schwerverbrecher, in ihrer Mentalität der SS näher als ihren Mitgefangenen. Im Kontrast dazu habe ich Buchenwald erlebt. Am 17. Januar 1945, einem eisigen Tag mit meterhohem Schnee, wurde Auschwitz vor dem Ansturm der Roten Armee von der SS geräumt. Wir wurden auf den Evakuierungsmarsch getrieben. Nach drei Tagesmärschen verlud man uns auf einem kleinen Bahnhof auf Kippwaggonen, eingerichtet zum Transport von Kohle und Koks. Es folgten drei Tage und zwei Nächte in einem Dämmerzustand zwischen Leben und Tod auf den Gleisen der Reichsbahn. Dreitausend waren wir am Beginn des Marsches in Auschwitz. Gerade noch lebend kamen fünfhun-

Delegiertenkonferenz KPD-Bezirk Ruhrgebiet, Gelsenkirchen 1946.

Am Rednerpult Max Reimann, Vorsitzender der KPD, daneben 1. v. l. Kurt Julius Goldstein

dert von uns in Buchenwald an. Wir schlepten uns unter dem Gebrüll der SS vom Bahnhof zum Lagertor. Und die zu Tode Erschöpften hörten endlich das erste menschliche Wort. Die »Roten Kapos« nahmen sich der von Kälte Gezeichneten brüderlich an. Wer nicht mehr laufen konnte, den stützten sie. Sie führten uns unter die Duschen. Dabei sagten sie uns, wir sollten keine Angst haben, in Buchenwald gäbe es keine Gaskammern und aus den Duschen käme wirklich Wasser. Lange ließen sie lauwarmes Wasser über uns rieseln, die wir sechs Tage und fünf Nächte die eisige Kälte ausgehalten hatten. So halfen sie uns Geschundenen zu neuem Leben.

Dann führten sie uns in den Speisesaal. Jeder bekam ein Stück Brot, größer als die Ration, die ich von Jawischowitz her kannte. Töpfe mit warmem, süßem Tee standen auf den Tischen. Die Buchenwaldkameraden gingen durch die Reihen, und sie sagten: »Esst langsam, Kameraden, sonst verdaut ihr das nicht. Trinkt einen Schluck Tee dazu. Aber trinkt langsam.« Das Letzte, was ich unterwegs als Flüssigkeit aufgenommen hatte, war eine Handvoll Schnee.

Die SS brachte uns im »Kleinen Lager« unter, notdürftig waren hier Baracken aufgestellt worden. Erbärmliche Behausungen, in die schon Menschen über Menschen eingepfercht waren. Wir Neuangekommenen sollten registriert werden. Beim Aufbruch in Auschwitz hatten die SS-Bewacher die Kartothek mit dem Verzeichnis der Häftlinge liegen lassen. Ich überlegte: Diese SS-Leute hier in Buchenwald können nicht wissen, wen sie vor sich haben. Wir wurden in einen großen langen Raum geführt. An einem Tisch saßen zwölf oder fünfzehn Häftlinge. Am Eingang und am Ausgang stand ein SS-Mann. Einer nach dem anderen musste eintreten, Namen nennen, Nationalität, Heimatort und Geburtsdatum. Soll ich dem Registrierenden sagen: Julius Goldstein aus Hamm? War Hamm in diesem Augenblick der Aufnahme in eine neue Kartothek mein Heimatort? Das war doch die Stadt, wo ein SA-Mann namens Reckert verkündet hatte: »Jetzt haben wir die rote Sau, den Goldstein, den schlagen wir tot.«

Der zum Registrieren eingerichtete Raum, die Effektenkammer, war schmal. Die SS-Bewacher trieben die aus Auschwitz Gekommenen zur Eile an. Ich wurde hineingestoßen. Ich wollte nicht noch zuletzt den Mördern als Jude in die Hände fallen. Plötzlich wusste ich, wer ich sein könnte. Ein Bauer aus Südfrankreich. Mit ihm war ich im Weinberg gewesen, als ich mich beruflich auf die Auswanderung nach Palästina vorbereitete. Name und Adresse existierten ja. Sie müssten schon genau nachforschen, die Geburtsdaten vergleichen, wenn sie darauf kommen wollten, dass etwas nicht stimmte. Außerdem hatte ich in Auschwitz gehört, die Alliierten waren schon 1944 in der Normandie gelandet. Der Wirrwarr musste dort in Frankreich so groß sein, dass es unmöglich sein würde, eine Nachfrage aus Buchenwald zu beantworten. Da ich das Französische wie meine Muttersprache beherrschte, sagte ich dem registrierenden Häftling Namen, Ort und Nationalität, wie ich es mir nun ausgesucht hatte.

Angetrieben zur Eile, ging ich dem Ausgang zu. Da hörte ich die Stimme des Häftlings, der soeben meine Angaben aufgeschrieben hatte. Er flüsterte: »J'ai compris, Julio.« Ich habe verstanden, Julio.

So war ich in Spanien genannt worden. Entsetzen packte mich. Ich konnte nicht stehen bleiben, mich umschauen, wer mich erkannte hatte. Hier stand der eine SS-Mann, dort der andere. Was geschieht, wenn der Häftling, der meinen Namen genannt hat, jetzt aufsteht, zu einem der SS-Leute geht und sagt: Dieser Mann hier hat falsche Angaben gemacht? Er hat gesagt, er ist ein Franzose. Aber er ist ein deutscher Jude. Ich habe sehr aufrecht den Raum verlassen.

Auf der Treppe, abwärts von der Effektenkammer stand ein Häftling, ein groß gewachsener Mensch, eingehüllt in eine Decke. Er ging auf mich zu und umarmte mich. Das war der Interbrigadist Doktor Serge aus Jugoslawien. Im Lager Le Vernet hatten wir uns kennengelernt. »Julio«, sagte er, »es ist gut, dass du hier bist.« Darauf ich: »Hör mal, was mir eben passiert ist. Ich habe eine andere Identität angegeben. Und der Häftling, der mich registriert hat, weiß, dass meine Angabe zur Person nicht stimmt. Kannst du mir sagen, wer da oben in der Effektenkammer an den Tischen sitzt?« »Nein«, sagte Doktor Serge. Aber ich werde die deutschen Genossen aus Le Vernet informieren, dass du hier bist.«

Zwanzig Jahre später sollte mir das »J'ai compris, Julio« noch einmal genauso überraschend in den Ohren klingen. Es war 1966, der dreißigste Jahrestag der Bildung der Interbrigaden. Wir Interbrigadisten aus der DDR hatten unsere Kameraden aus allen Ländern nach Berlin eingeladen. Am Vorabend des Ereignisses ging ich mit meiner Frau in den Johannishof, das Regierungshotel, um alte Freunde wiederzutreffen. In der Eingangshalle saßen am Tisch vier italienische Kameraden. Wir begrüßten uns. Da sagt einer: »J'ai compris, Julio, wann hast du das schon einmal gehört?« »In Buchenwald. Bei der Ankunft. In der Effektenkammer«, sagte ich nach kurzem Überlegen. »Aber ich weiß bis heute nicht, wer es war. Im Halbdunkel der Effektenkammer, in der Eile und vor allem mit dem Schrecken, erkannt zu sein, konnte ich nicht sehen, wer der Schreiber war.« »Das war ich«, sagte da der, den ich aus La Vernet als Zarpi kannte und der jetzt als Renato Bertolini und Leiter der Sektion der italienischen Interbrigadisten zu diesem großen Treffen nach Berlin gekommen war.

In diesem Januar 1945 aber wusste Doktor Serge nicht, wer da in der Effektenkammer als Schreiber arbeitete. Und ich machte mich zurück auf den Weg in die bedrückende Enge des »Kleinen Lagers«. In den hoffnungslos überfüllten Baracken hatte man altes verfaultes Stroh als Unterlage auf Holzgestelle geworfen. Die Nacht verbrachte ich ohne Schlaf. Am nächsten Morgen kam einer in der dunklen Uniform des Lagerschutzes in die Baracke und blickte sich aufmerksam um. Er ging mit schnellen Schritten auf mich zu.

Also doch. Man hatte mich verraten. Nun kam der von der Lagerpolizei, mich zu holen. Ich stand auf. Schweigend. Der andere in der dunklen Uniform

sagte: »Ja, kennst du mich denn nicht?« Ich war mir nicht sicher. Der andere hatte mich auf Deutsch angededet. Ich wollte nicht in dieser Sprache antworten. Aber war es überhaupt sinnvoll, am Französischen festzuhalten? Ich schwieg. Der andere sagte: »Ich bin Kurt Vogel, Interbrigadist. Erinner dich.«

In diesem Augenblick habe ich begriffen, dass ein Teil der Lagerpolizei in den Händen der Männer war, die in Spanien als Freiwillige für die Freiheit gegen die Faschisten gekämpft hatten.

Kurt Vogel gab mir Brot. »Hier, nimm. Jetzt weiß ich, wo du bist. Ich komme nachher und hole dich hier raus.« Später am Tag hat er mich zu den Genossen in das »Große Lager« gebracht. Wir haben überlegt: Ich trug ja den roten Winkel mit einem F, dem Zeichen für einen Politischen aus Frankreich. Aber viele, mit denen ich aus Auschwitz gekommen war, hatten mich doch mit dem Judenzeichen gesehen. Es brauchte also nur einer zu fragen, hat der nicht einen falschen Winkel?

Ein Ausweg wurde gefunden. Die Funktionshäftlinge hatten die Möglichkeit, mich in ein kleines Nebenlager von Buchenwald zu schicken. Das war das Arbeitslager Siebel-Junkers in der Nähe von Halle. Dort wurden Junkers-Flugzeuge gebaut, weiterentwickelte der Art, deren Splitterbomben mich in Spanien getroffen hatten. Ich wurde als Blockältester in einem Block französisch Sprechender eingesetzt, als französische Funktionskraft mit deutschen Kenntnissen. Die Franzosen hielten mich dort offenbar für einen Belgier und die Belgier für einen Franzosen.

Ende März wurden fast alle Nebenlager ins Hauptlager zurückgeführt. Ich wurde ins Lebensmittelmagazin zur Arbeit eingeteilt, in das Kommando von Erich Loch. Möglichst wenige sollten mich mit dem falschen Winkel sehen. Erich Loch, Jungkommunist aus dem Ruhrgebiet, war einer der Leiter der dreiundzwanzig illegalen militärischen Häftlingsgruppen, die untereinander Verbindung hielten.

Am 4. April 1945 hatte die SS-Lagerführung beschlossen, alle Juden zu erfassen. Sie sollten abtransportiert werden. Der Lagerälteste, der kommunistische Häftling Hans Eiden aus Trier, wurde ans Lagertor gerufen, dort wurde ihm der Befehl erteilt, er müsse dafür sorgen, dass der Abtransport der Juden gesichert sei. Über Lautsprecher wurde aufgerufen, die Juden sollten antreten. Aber niemand kam. Emil Carlebach, Blockältester im »Judenblock«, wies an: »Reißt die Judensterne ab. Versteckt euch in den anderen Blöcken. Geht nicht aus den Baracken heraus. Die SS will uns Juden evakuieren – ermorden.« Die Kartotheke mit den Namen von achttausend Juden wurde zerstört.

Wieder wurde Hans Eiden an das Lagertor gerufen. Er habe den Befehl sabotiert. Und er stand vor den SS-Bewachern, bereit, sein Leben für seine Kameraden zu opfern, entschlossen, die SS so lange wie möglich hinzuhalten.

Die Ereignisse der folgenden Tage sind hinlänglich bekannt. Wir warteten auf die 3. US-Armee. Doch sie kam nicht. Jeder Tag kostete ermordete Häft-

linge. Um das Leben der Häftlinge zu schonen, musste weiter auf das Heranrücken der amerikanischen Streitkräfte gewartet werden. Das illegale Internationale Lagerkomitee beschloss in der Nacht vom 10. zum 11. April den bewaffneten Aufstand für den 11. April. Die illegalen Militäreinheiten wurden in Alarmbereitschaft gesetzt. Angesichts der für sie bedrohlichen und unbegreiflichen Entschlossenheit der Häftlinge floh um die Mittagszeit die Führungsspitze der SS. Aber die Wachtürme blieben besetzt, um das Lager wurden SS-Postenketten gezogen. 14.30 Uhr erteilte der Leiter der illegalen Militärorganisation in Übereinstimmung mit dem illegalen Internationalen Lagerkomitee den Befehl zum Losschlagen. Die SS-Leute auf den Wachtürmen wurden überwältigt. Zweihundertzwanzig SS-Leute wurden gefangen genommen. Aus dem Lautsprecher, bis dahin Instrument der Mörder, hörten wir die Stimme des Lagerältesten Hans Eiden. Seine Worte machten klar: Wir sind frei! Die gequälten Menschen fielen sich in die Arme. Sie stürmten aus den Baracken.

Vierzig Stunden später wurde das Konzentrationslager von einer Abteilung der 3. US-Armee übernommen. Von Captain Milton D. Shur, dem Intendantenoffizier, bekam das Kommando Lebensmittelmagazin, dem ich angehörte, Bezugsscheine und Fahrbefehle. Die Versorgung des Lagers musste sichergestellt werden. Erich Loch und ich waren im Thüringer Land unterwegs, um das Nötige zu beschaffen. Wir fuhren mit einem Auto. Da haben uns auf den Straßen immer mal Leute, Weiblein und Männlein in Wehrmachtsuniform, angesprochen, die wollten ein Stück mitgenommen werden, oder – ich rauchte – sie fragten, ob sie die Kippe haben könnten oder eine Zigarette oder ein Stück Brot. In den ersten Tagen ignorierten wir derartige Ansinnen beharrlich. Wir haben die noch als unsere Feinde betrachtet. Und dann, so am zweiten, dritten oder vierten Abend, wir lagen im Bett nebeneinander, der Erich und ich, da haben wir darüber gesprochen, ob unser Verhalten denen gegenüber richtig ist. Und das Ergebnis dieses Gesprächs von zwei Buchenwaldern war, dass unser Verhalten nicht richtig ist, denn wir würden nicht ewig da oben auf dem Berg bleiben. Wir wollten aus dem Lager raus, in unsere Heimat, und da mussten wir mit diesen Menschen das neue Deutschland aufbauen, das neue, bessere. Also konnten wir nur versuchen, sie für uns zu gewinnen, das hieß, mit ihnen zu reden und sie als Landsleute anzusehen, und das haben wir dann gemacht.

Es geht um das Problem Vaterland, das mich schon seit Jahrzehnten bewegt. 1947 bin ich mit einem Kreis Auschwitz-Überlebender zusammen gewesen, und wir wollten das Internationale Auschwitz-Komitee gründen. Da waren zwei Kameraden, einer stammte aus Polen, der andere aus Frankreich, und ich war da als Deutscher. Und dann sagte einer von den beiden zu mir: »Kurt, wir kennen dich ja, tut uns ganz leid – aber du als Deutscher bist hier nicht richtig.« Da stand ein anderer Kumpel daneben und sagte: »Du musst doch wohl nicht richtig ticken im Kopf. Wenn der nicht in Jawischowitz gewesen wäre, dann würden wir nicht leben.«

Also, ich habe erlebt, wie man als Deutscher nach 1945 völlig zu Recht im Ausland angesehen war. 1971 oder 1972 habe ich als Vizepräsident des Internationalen Auschwitz-Komitees in Frankfurt am Main in einem evangelischen Gemeindehaus gesessen. Es begrüßte uns ein Oberkirchenrat und sagte, wir Deutschen seien das Volk der Mörder. Da hat es bei mir getickt. Wir Deutschen das Volk der Mörder! Da habe ich mich beim Herrn Oberkirchenrat entschuldigt dafür, dass ich ihm widersprechen muss:

»Herr Oberkirchenrat, ich bin Deutscher, Jude und Kommunist. Und ich bin einmal ausgebürgert worden. Ausgebürgert von den Nazis. Ich will das kein zweites Mal erleben. Wenn also wir Deutschen das Volk der Mörder sind, was bin ich dann da? Auch einer von den Mördern? Ich bin doch ein Opfer. Also können wir uns darauf verständigen, dass es leider viele in Deutschland gab, die das Morden mitgemacht haben, aber dass es auch nicht so wenige gab, die sich denen in den Weg gestellt haben; dass, als die Nazis ihr Pogrom gemacht haben, es dort eine Partei in Deutschland gab, die einen Beschluss ›Gegen die Schmach der Judenpogrome‹ gefasst hat, gegen dieses verbrecherische Tun der Nazis. Die Kommunistische Partei, die aufgerufen hat: ›Helft unseren gequälten jüdischen Mitbürgern mit allen Mitteln! Isoliert mit einem Wall der eisigen Verachtung das Pogromistengesindel von unserem Volke! Klärt die Rückständigen und Irreführten, besonders die missbrauchten Jugendlichen, die durch die nationalsozialistischen Methoden zur Bestialität erzogen werden sollen, über den wahren Sinn der Judenhetze auf!‹ Und das haben deutsche Genossinnen und Genossen in den Städten verteilt, diesen Aufruf der Partei, und sind dafür in das KZ und auch aufs Schafott gegangen. Das sind auch Deutsche gewesen.«

So viel Verständnis ich auch für andere Gefühle hinsichtlich der Deutschen habe, denn die deutschen Militaristen und Faschisten haben ja Tausende unserer Genossinnen und Genossen umgebracht, so ändert das doch aber nichts daran, dass, wenn wir in diesem Land etwas ändern wollen, wir die Menschen für uns gewinnen müssen. Dieses Land, da können wir nichts dran ändern, in dem sind wir geboren, das ist unser Vaterland, meine Heimat.

Wer 1945 geglaubt hat, jetzt sind wir befreit vom Faschismus und dann die ganze Zeit in diesem Land in den westlich besetzten Zonen – amerikanische, englische, französische Zone – gelebt hat, bevor er dann in die DDR übersiedelte, der hat dort erlebt, wie es in der Bundesrepublik gekommen ist, dass die ersten Organisationen, die dort wieder erlaubt worden sind, die Unternehmerverbände waren. Ich bin im März 1946 in meine Heimat, ins Ruhrgebiet, zurückgegangen und habe das dann dort erlebt. Ich kam aus der sowjetischen Besatzungszone und hatte gerade hier die ersten Schritte hin auf die Vereinigung von SPD und KPD mitgemacht. Ich muss sagen, ich habe bei den Sozialdemokraten erlebt, dass die große Masse der sozialdemokratischen Genossinnen und Genossen und Funktionäre das mitgemacht haben und dass es auch

einige gab, die das nicht wollten, die von Hannover aus, von Kurt Schumacher, beeinflusst waren. Und dann bin ich in den Westen gekommen, und wir haben die Vereinigung vorbereitet. Dort gab es auch eine Bewegung in diese Richtung. An der Spitze stand der Sozialdemokrat Kupsch, seine rechten und linken Mitarbeiter waren junge Leute aus der SPD. Jedenfalls hatten wir für Solingen eine Konferenz der Vereinigung von KPD und SPD vorbereitet, und die haben die Engländer verboten. Daran muss ich denken, weil es ja vor einigen Jahren zu diesem Thema wieder Diskussionen gegeben hat und Petra Pau eine alte SPD-Genossin fand, die ihr vorweinte, wie schlimm es damals gewesen sei, und die liebe Petra Pau hat das geglaubt, hat der mehr geglaubt als uns, die wir das ja auch miterlebt haben. Aber das gehört alles zu den Erfahrungen, die man so mit sich rumschleppt und die einen dazu bringen, hinsichtlich der nationalen Frage eine ganz bestimmte Position einzunehmen, und ich bleibe dabei: Wir haben in Spanien recht gehabt, als wir gesungen haben: »Wir im fernen Vaterland geboren ...« Und im anderen Lied haben wir gesungen: »... doch wir haben die Heimat nicht verloren.« Deutschland ist immer noch unser Vaterland geblieben. Wir sind dahin zurückgekommen, wir wollten das Hakenkreuz im Vater Rhein versenken, wie es in einem unserer Lieder heißt. Das ist uns nicht ganz gelungen, sonst hätten wir ja nicht den Ärger mit den Nazinachfolgern.

Wenn es um mein Leben geht, dann muss ich unbedingt von meiner Frau sprechen. Kennengelernt haben wir uns zu Pfingsten 1950 beim Deutschlandtreffen der FDJ in Berlin. Sie war dort als Dolmetscherin. Ich stellte mich vor: »Kurt Berger. Eigentlich Julius Goldstein. Also: Kurt Julius Goldstein. Hier in Berlin in verantwortlicher Funktion für die FDJ aus Westdeutschland.«

Und sie: »Ich bin Margot Wilhelm, auch Margot Fritz, aber in Wirklichkeit Margot Wloch. Hier eingesetzt als eine, die sich in der russischen Sprache auskennt.« Wir haben uns schließlich gefunden. Ich erfuhr, dass auch sie Schweres hinter sich hatte. Mit ihren Eltern, deutschen Kommunisten, aus Hitlerdeutschland geflohen, musste sie erleben, wie 1937 ihr »Vatchen« spurlos aus dem Kominternhotel »Lux« in Moskau verschwand. 1940 waren Mutter und Tochter gezwungen, die Sowjetunion zu verlassen und von Ostpreußen aus direkt nach Hitlerdeutschland einzuweisen. Margot wurde zur »Umerziehung« in ein Heim bei Rheinsberg eingewiesen, eingerichtet für Kinder, deren Eltern in irgendwelchen Kolonien lebten. Getrennt von ihrer Mutter, überlebte sie den Krieg.

Wir haben uns vor mehr als einem halben Jahrhundert gefunden und sind seitdem sehr glücklich miteinander. Wir haben die gleiche Überzeugung. Wir sind der Meinung, dass wir uns stets für die richtige Sache eingesetzt haben. Und wir wissen, dass es sich lohnt zu kämpfen. Es wird eine bessere Welt geben!

Diesem Bericht von Kurt Julius Goldstein ist hinzuzufügen, dass zur Ehe der beiden fünf gemeinsame Kinder gehören. Kurt Julius Goldstein siedelte 1951

in die Deutsche Demokratische Republik über. Er nahm verantwortungsvolle Aufgaben im Zentralkomitee der SED wahr, bevor er journalistisch beim Deutschlandsender und später als Intendant des Senders »Stimme der DDR« tätig wurde.

Ab 1976 war er Vizepräsident des Internationalen Auschwitzkomitees und ist heute dessen Ehrenpräsident. Von 1982 bis 1991 wirkte er als Sekretär der Fédération Internationale des Résistants (FIR). Kurt Julius Goldstein ist Ehrenvorsitzender der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten der BRD (VVN-BdA) und seit 1996 Ehrenbürger Spaniens.

Als ihm 2005 das »Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland« verliehen werden sollte, meinte er, lange überlegt zu haben, ob er angesichts neofaschistischer Entwicklungen im Lande und ihrer vielfachen Tolerierung die Ehrung annehmen solle.

*Götz Dieckmann/Peter Hochmuth*

*Der Text wurde von Kurt Julius Goldstein im November 2006 autorisiert.*

*Unter Verwendung von:*

*Rosemarie Schuder, Rudolf Hirsch: Nummer 58866 Judenkönig, Berlin 1996.*

*Wir sind die letzten – fragt uns. Kurt Goldstein – Spanienkämpfer, Auschwitz- und Buchenwald-Häftling, Bonn 1999.*

Alle Fotos: privat

Stolpersteine in Berlin für Mutter, Vater und Bruder von Werner Krisch am Standort der letzten Berliner Wohnung der Familie Krisch, Foto: privat

# Werner Krisch

**Geboren 14. Juli 1919**

**Auschwitzhäftling Nummer 143 116**

**Buchenwaldhäftling Nummer 61 971**

Geboren wurde ich in Berlin am 14. Juli 1919. Ein denkwürdiger Tag ist der 14. Juli in der Weltgeschichte. Die Bürger von Paris stürmten 1789 die Bastille, befreiten ihre Gefangenen, machten Revolution. Meine Eltern, Hermann und Marie Krisch, lebten als jüdische Bürger in Berlin. Unser Vater war Sozialdemokrat. Mein Bruder Berthold wurde 1915 ebenfalls in Berlin geboren. Wir waren in unserer Familie keine gläubigen Juden. Erst die Nazis zwangen uns, über unsere Herkunft nachzudenken.

Ich empfand schon die Jahre vor 1933 bedrohlich. Obwohl ich ein junger Mensch war, bemerkte ich, wie sich Brutalität in der Gesellschaft entwickelte. Wenn SA-Kolonnen in ihren braunen Uniformen kamen, die Hitlerjugend und das Nazi-Jungvolk mit Trommeln und Fahnen, hatten die Passanten den Arm zum Gruß zu erheben. Wer das nicht machte, wurde von Schlägern verprügelt. Was tat ich, wenn sie kamen? Ich bin in den Hausflur gerannt und habe gewartet, bis sie weg waren.

An Folgendes erinnere ich mich genau. In unserer unmittelbaren Nachbarschaft wohnte ein junger Mensch. Der war in der SA. Eines Tages fuhren SA-Leute wild schreiend in offenen Autos durch die Straßen des Bötzw-Viertels. Bei uns gab es an der einen Straßenecke das Lebensmittelgeschäft »Nordstern«. Auf der anderen Seite befand sich »Reichelt«, ebenfalls ein Lebensmittelgeschäft. Die Lebensmittelkette »Nordstern« hatte einen jüdischen Inhaber. Ich sah, wie der SA-Mann aus meiner Straße aus einem der Autos in die Schaufenster von »Nordstern« schoss. Das waren für mich die ersten Schüsse, die ich erlebte.

In unserer Nähe befand sich der Saalbau Friedrichshain, eine bekannte Versammlungsstätte. Am 22. Januar 1931 sollte eine Diskussion zwischen dem Kommunisten Walter Ulbricht und dem Nazi Joseph Goebbels stattfinden. Es kam nicht dazu. Die Versammlung artete in eine große Prügelei aus. Berittene Polizei hatte in der Bötzwstraße und an anderen umliegenden Straßen alles abgesperrt. Ich war mit meinen Spielgefährten im Friedrichshain unterwegs gewesen, und wir gerieten in die heftige Auseinandersetzung. Ich bekam von der berittenen Polizei einen Hieb mit einem Säbel übers Kreuz. Dieser Säbelhieb hat mich in meinem späteren Leben, so glaube ich, in eine bestimmte Richtung gewiesen.

Die Zeit der Weimarer Republik ist nicht spurlos an mir vorübergegangen. Nach 1933 zogen wir um. Unsere Wohnverhältnisse verbesserten sich. Die neue

Wohnung war komfortabler. Meine Eltern waren keine armen Leute. Sie gehörten zum Mittelstand. Sie hatten ein Geschäft für Textilien in der Greifswalder Straße, das dann 1938 enteignet wurde. Es war schön, in einem Haus zu wohnen, in dem es warmes Wasser gab und nicht mehr geheizt werden musste und wo ein Teppich im Hausflur lag. Es war eine Dreieinhalb-Zimmer-Wohnung.

Zu unseren neuen Nachbarn hatten wir ein gutes Verhältnis. Da gab es zwei Künstlerfamilien, Zirkuskünstler. Die einen, »die Romanows«, waren ganz bekannte Sarasani-Artisten gewesen. Die Frau hat uns eigentlich immer sehr bewusst begrüßt, wenn wir kamen. Die über uns wohnten, waren auch beim Zirkus. Auch diese Nachbarn haben wir sehr geschätzt. Wir spürten, die Artisten waren Menschen, die von den Nazis nichts wissen wollten. Zu den anderen, die im Haus lebten, hatten wir ein sehr freundliches Verhältnis.

1933 war ich vierzehn Jahre alt. Ich besuchte die Schule, wie jeder andere erst die Volksschule, dann die Königsstädtische Oberrealschule. 1936 musste ich meine Schule verlassen. Es war für jüdische Schüler Selbstverständlichkeit geworden, dass etwas gegen sie passierte. In meiner Klasse waren wir damals zwei Juden. An der Oberrealschule war in der Nazizeit die Prügelstrafe wieder eingeführt worden, die in der Weimarer Zeit verboten war. So war ich ganz froh, als ich da weg kam. Die Atmosphäre gegen mich war aufgeheizt und so unangenehm, dass ich kein Interesse verspürte, weiter dort zur Schule zu gehen. Mit Befremden hatte ich zur Kenntnis zu nehmen, wie viele meiner Mitschüler sich ganz schnell den veränderten Verhältnissen angepasst hatten.

Trotzdem verlief meine Jugendzeit noch unbeschwert. Ich konnte weiter Sport treiben. 1934 war ich Mitglied des Berliner Ruderclubs »BRC Trithon«. Später war ich beim »BRC Undine«. Ich hatte im Ruderclub meine Kameraden, meine Sportfreunde. Im Sommer unternahmen wir wunderbare Wanderfahrten mit dem Ruderboot. Es zeichneten sich jedoch Veränderungen ab, und nach und nach hörte das bisher unbeschwerte Leben auf.

Mein Berufsleben begann an der Kunstschule, wo ich das Zeichnen erlernte. Bühnenbildner wollte ich werden. Aber daraus wurde nichts. Modezeichner wurde ich. Ich arbeitete als Modezeichner in einer Konfektionsfirma. 1938 wanderten die Inhaber des Konfektionsgeschäfts aus. Vom Arbeitsamt wurde ich zu körperlicher Arbeit zwangsverpflichtet, bis zur Deportation. Es gab in Berlin ein Arbeitsamt, wo die arbeitslos gewordenen Nichtarier aus den Betrieben registriert wurden. Dieses Arbeitsamt verpflichtete die Nichtarier zu Schwerarbeit in Straßenbaubetrieben in Tiefbaubetrieben zu arbeiten. Im Winter, wenn kein Tiefbau im Gange war, musste ich auf die Güterbahnhöfe, um Kohlezüge zu entladen oder in Kohlenhandlungen zum Kohleaustragen gehen. Im Laufe der Jahre hatte ich verschiedene Stellen, jedoch nicht in meinem Beruf. Als Modezeichner bekam ich nirgendwo mehr Arbeit.

Gemäß einer Anweisung hatten wir die gelben Davidsterne zu kaufen, an die Kleidung zu nähen und zu tragen, weithin sichtbar, auf der linken Brust-

seite. Für die Eintragung im Ausweis, im Pass, mussten Juden den zusätzlichen Namen Israel oder Sarah angeben. Ich hieß fortan Werner, Israel Krisch. So steht es in meiner Deportationsurkunde. Meine Mutter bekam den Namen Sarah verpasst: Marie Mechli Sarah Krisch. Ich habe einmal an die Allgemeine Ortskrankenkasse geschrieben und mit Werner Krisch unterschrieben. Einen Monat später bekam ich vom Gericht ein Urteil zugeschickt. Ich wurde zu fünfzehn Tagen Haft verurteilt, weil ich nicht mit dem Namen Israel unterschrieben hatte. Die Haft musste ich nicht absitzen. Das Urteil war mir kurz vor der Deportation ausgehändigt worden. Dafür war ich bis 1945 vier Jahre in Arbeits- und Konzentrationslagern.

Nach der Pogromnacht 1938 und dann seit Beginn des Krieges konnte man als Jude eigentlich nirgendwo mehr hingehen. Es gab eine Tanzschule, in die ich oft und gern ging. Mit Kriegsbeginn wurde sie geschlossen. Schon in der Vorkriegszeit durften Juden nicht ins Kino. Wir sind trotz des Verbotes gegangen. Wir waren gelegentlich sogar in der Staatsoper. Eine Woche vorher stellten wir uns an der Kasse an, um Stehplätze ganz oben zu bekommen. Die Staatsoper hatte einen Portier mit Klingelstock. Wenn ein hoher Besucher kam, stand der Portier auf und kündigte an, der Herr ... kommt. Wenn in die Oper eine von den Nazigrößen kam, stand der Mann auf und rief in den Saal: »Alle Juden raus, es kommt ...« Es ist aber keiner aufgestanden, keiner ging.

Vater hatte daran gedacht, gleich nach der Machtübergabe an die Nazis auszuwandern. Das ging jedoch so einfach nicht. Sportfreunde aus dem Ruderclub diskutierten den Auswanderungsgedanken. Wir dachten, nach Spanien oder nach Übersee zu gehen, wo Spanisch gesprochen wird. Mein Bruder, mein Freund und ich bereiteten uns ernsthaft vor auszuwandern. Beim Arzt ließen wir uns auf Tropentauglichkeit untersuchen und gegen Typhus, Paratyphus, Bauchtyphus und Flecktyphus impfen. Das hat mir wahrscheinlich später geholfen zu überleben, als ich 1944 Bauchtyphus bekam.

Aber die Auswanderung gelang nicht. Nachdem mein Bruder und ich nicht mehr in unseren Berufen tätig sein konnten, versuchten wir, Deutschland illegal zu verlassen. Unsere Eltern waren im Bilde. Sie sollten gegebenenfalls nachkommen. Bei dem Versuch, illegal nach Belgien zu kommen, wurden wir in Köln bei einer Razzia festgenommen, zum Glück aber nach einer Nacht wieder freigelassen. Der Versuch, in Hamburg auf einem Schiff anzuheuern, misslang ebenfalls. Es vergingen noch zwei Jahre mit verschiedenen Versuchen, Deutschland zu verlassen.

Am 27. Oktober 1941 wurden mein Vater, meine Mutter, mein Bruder Berthold und ich deportiert. Das Geschäft meines Vaters war schon nach der Pogromnacht im Oktober 1938 enteignet worden. Wir wurden aus der Wohnung herausgeholt. Es waren zwei bewaffnete Beamte, zwei Gestapoleute in Zivil, die uns abholten. Es hieß: »Schnell, schnell, einpacken, einpacken!« Wir durften nur notdürftig Kleidungsstücke einpacken und ein bisschen zum Essen mitnehmen.

Alles Übrige mussten wir stehen und liegen lassen. Die Schlüssel waren den abholenden Beamten der Gestapo zu übergeben. Wir wurden auf ein Polizeirevier gebracht und von dort in die Synagoge, ich glaube in der Levetzowstraße im Bezirk Tiergarten. Dort wurden wir nochmals gefilzt. Wieder wurden uns Sachen aus dem Koffer genommen. Geld mussten wir vorzeigen. Zehn Reichsmark, die uns nichts nützten, durften wir mitnehmen. Mit dem Rest der Sachen, die uns geblieben waren, ging es am nächsten Tag vom Bahnhof Berlin-Grunewald mit dem Personenzug in das Generalgouvernement, wie das 1939 von den Nazis besetzte Polen genannt wurde, nach Litzmannstadt, das war der nazideutsche Name für Łódź.

Trüb war der Tag, die Atmosphäre bedrückend, als wir im Ghetto ankamen. Uns beherrschte nur der Gedanke, so schnell wie möglich wieder aus dem Ghetto herauszukommen. Als Ordner beauftragte Ghetto-Bewohner hatten uns vom Bahnhof abgeholt. Sie führten uns durch Hinterhöfe in alte Häuser. Dort sollten wir uns einrichten. Man war da und wurde getrieben. Zu Essen gab es kaum etwas. Für mittags und abends hatten wir in Berlin-Grunewald noch ein paar Schnitten bekommen, von Mitgliedern einer Hilfsorganisation der Jüdischen Gemeinde. Die hatten das organisiert und gesagt: »Nehmt mit, nehmt mit! Ihr werdet schon sehen.« Wir antworteten: »Das können wir doch nicht alles essen.« Im Ghetto haben wir dann gemerkt, warum sie uns das mitgegeben hatten.

Mein Bruder und ich versuchten, aus dem Ghetto herauszukommen. In einem deutschen Arbeitslager sahen wir die mögliche Lösung. Deshalb meldeten wir uns gemeinsam mit anderen jungen Berlinern zur Zwangsarbeit. Wir kamen in ein Zwangsarbeitslager nach Rawitsch (Rawicz). Die Stadt liegt zwischen Posen (Poznań) und Breslau (Wrocław). Unter Bewachung waren wir dort bei Dränagearbeiten eingesetzt, für die die Wasserbau-Inspektion verantwortlich war. Entlohnt wurden wir für die Arbeit nicht. Zu essen bekamen wir, damit die Arbeitskraft erhalten blieb. Gelegentlich kamen SS-Leute, um unsere Bewachung zu kontrollieren. In diesem Arbeitslager wurden manchmal Leute wegen Nichtigkeiten angezeigt. Mit der Behauptung, sie wären in einem Prozess zum Tode verurteilt worden, hängte man sie auf. Im Wald wurde eine Stange zwischen zwei Bäume gebunden, Stricke darüber geworfen, und dann hängte man gleich fünf Männer. Wir mussten zusehen. Ich erlebte so etwas zum ersten Mal 1941 vor Beginn des Winters. Ich hatte bis dahin noch keine Toten gesehen und konnte das nicht ertragen. Weil ich nicht zu den Gehenkten hinauf sah, schlug mir ein SS-Mann mit dem Gewehrkolben die Zähne ein. Und immer wieder wurde gehenkt. Mein Bruder hatte sich geweigert, Mitgefangenen den Strick um den Hals zu legen. Er wurde daraufhin von den SS-Leuten so geschlagen, dass er an den Folgen verstarb. In meine Erinnerung hat sich der Name des Oberbauleiters eingebrannt, Grashorn hieß er und kam aus Norddeutschland. Wenn er beim Hängen dabei war, frohlockte er, es wäre für

ihn direkt eine Wohltat, die Juden hängen zu sehen. Nach den schlimmen Erfahrungen hatte sich bei mir ein starker Überlebenswille entwickelt. Den Bruder hatte ich verloren, die Eltern waren im Ghetto zurückgeblieben, ich wusste nicht, wie es ihnen ergangen war. Ich wollte überleben.

Ab Januar 1942, nach der so genannten Wannsee-Konferenz, betrieben die Nazis die »Endlösung der Judenfrage« mit noch größerer Energie. Infolge der Auflösung der Arbeitslager wurden wir aus Rawitsch nach Auschwitz gebracht. Der Zug endete auf einem Güterbahnhof, wo die Menschen die Waggons verlassen mussten. Die Waggontüren wurden aufgerissen. Die SS-Leute schrien: »Alles liegen lassen! Nichts mitnehmen! Keine Sachen mitnehmen! Alles drinnen liegen lassen! Aussteigen, aussteigen! Schnell, schnell! Aufstellung nehmen.«

Wir sprangen runter und stellten uns auf. Dann gingen die SS-Leute durch und haben geguckt. Wir hörten: »Wer nicht laufen kann, kann nach vorne gehen. Da stehen Lastwagen. Da kann er raufsteigen.«

Ich hatte das Gefühl, da ist etwas nicht in Ordnung. Ich bin immer, wenn gesagt wurde: »Nach vorne gehen!« lieber einen Schritt nach hinten gegangen. Damals gab es in Birkenau noch nicht die so genannte Todesrampe. Wir wurden ins KZ-Lager getrieben. Nackt ausziehen mussten wir uns. Es wurden die Personalien aufgenommen: Name, Geburtsdatum, Wohnort.

Dann wurde uns eine Nummer tätowiert. Ich hatte einen »Künstler«, der machte sie schön klein. Auf meinem Unterarm kann man sie heute noch sehen: 143 116. Weiter wurden wir in eine so genannte Waschhalle zum Duschen getrieben. Wir wurden durchsucht, ob wir nicht doch etwas versteckt hätten, Geld oder Wertsachen. Den After haben sie durchsucht, ob sich jemand dort etwas hineingeschoben hat.

Am nächsten Morgen bekamen wir Häftlingskleidung: eine Hose, eine Jacke und eine Mütze. So wie wir waren, ohne Schuhe, sind wir dann in das Quarantänelager nach Birkenau gebracht worden. Erst als es kälter wurde, haben wir Holzpantinen bekommen. Ohne Schuhe herumzulaufen über diese Steinchenwege, das schmerzte mächtig. Immer musste schnell gelaufen werden. Es wurde alles daran gesetzt, uns das Leben schwer zu machen, uns das Leben zu vergällen. Das war im Quarantänelager. Viele überlebten es nicht. Ständig kam der so genannte Lagerarzt zu Selektionen durch die Baracke. Er suchte die Leute heraus, die von SS-Leuten »Muselmänner« genannt wurden, und er bestimmte, wer in die Gaskammer geschickt wurde.

Seit dem Tag meiner Ankunft hatte ich in der Ferne ständig drei Schornsteine gesehen, die mächtig qualmten. Ich fragte einen Kameraden, was dort wäre. »Ja, da ist eine Bäckerei und das andere ist eine Werkstatt, da wird gearbeitet«, bekam ich zu hören. Was das für eine Bäckerei war, bemerkte ich am nächsten Tag, als Hautfetzen von verbrannten Leichen durch die Luft flogen und ein entsetzlicher Gestank von dort herüberkam. Jeder begriff, dass Menschen vernichtet wurden. Hier war ein Lager, in dem gemordet wurde. Man

hat nicht viel gesprochen, aber das Empfinden war eindeutig. Jeder war mit sich beschäftigt. Ich weiß nicht einmal mehr die Namen derjenigen, die neben mir geschlafen haben. Keiner hat sich um den anderen gekümmert. Die Frage war immer nur: Wie groß wird das Stück Brot sein, das man uns gibt? Abends, wenn wir in den Block kamen, gab es ein Stück Brot, ungefähr 200 Gramm, darauf im Höchsthalle ein bisschen Marmelade. Manchmal gab es am Wochenende noch eine Scheibe Blutwurst dazu. Einmal am Tag gab es Suppe, ungefähr einen halben bis dreiviertel Liter, schlecht gekocht, die wurde aus Blechschüsseln geschlürft. Keiner hatte einen Löffel. Häftlinge brachten das Essen in großen Holzbottichen, die Blockältesten hatten eine Ein-Liter-Schöpfkelle, mit der sie die Suppe schöpften und dem Häftling in die Blechschüssel schütteten. Meistens machte der Blockälteste das so, dass immer noch ein Rest der Suppe in der Kelle übrig blieb. Verlangte der Häftling mehr, bekam er die Kelle auf den Kopf gehauen mit dem Zeug, was da noch drinnen war. Weil es nicht genug Schüsseln gab, mussten die anderen warten, bis der Vordermann seine Portion geschluckt hatte. Jeder versuchte auszulecken und auszukratzen, was noch zu essen in der Schüssel war. Da gab es unter den Häftlingen Mord und Totschlag, nur um eine Schüssel zu kriegen. Das war so schrecklich. Mir fehlen heute noch die Worte, dieses Grauen zu beschreiben.

Lagerkommandant des KZ Auschwitz-Birkenau war Hauptsturmbannführer Rudolf Höß, der später in Polen zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde. Lagerältester im Lager Birkenau war Danisch, ein Verbrecher, wie es keinen vergleichbaren gab. Die Funktion wurde von einem Häftling wahrgenommen. Als das Lager Auschwitz aufgebaut wurde, kamen ehemalige BVer aus den Konzentrationslagern Sachsenhausen, Buchenwald und Dachau. Das waren Häftlinge in befristeter Vorbeugehaft, die im täglichen Sprachgebrauch Berufsverbrecher genannt wurden. Ihnen waren die Häftlingsfunktionen übertragen worden. Die, die Häftlingsfunktionen hatten, waren manchmal noch schlimmer und brutaler als die SS-Bewacher.

Ich hatte einen roten Winkel mit einem gelben Dreieck, weil ich aus dem besetzten Gebiet kam, aus dem Ghetto Litzmannstadt und diesem Arbeitslager Rawitsch. Vom Quarantänelager, dem Lager A, wo es sehr schlimm war, kam ich nach Birkenau II in den Abschnitt A. Der Abschnitt B, das war das so genannte Familienlager. Da waren tschechische Familien, Juden aus dem Ghetto Theresienstadt, untergebracht. Dann gab es ein Lager C, da waren die Ungarn eingesperrt. Das Lager D war das Arbeitslager, aus dem die Arbeitskommandos zur Arbeit geholt wurden. Daran schloss sich das Zigeunerlager, das Lager E, an. Das Lager F war der Häftlingskrankenbau. Das Lager G, Kommando »Kanada« genannt, war die Effektenkammer, wo sämtliche Bekleidung, aller Schmuck und die weiteren Dinge von denen, die ankamen und von den Ermordeten, deponiert wurden. Die Häftlinge des Kommandos »Kanada« mussten das übrig gebliebene Hab und Gut der Ermordeten sortieren und alle mög-

lichen anderen Arbeiten verrichten. Ein Häftling von Kommando »Kanada« hat uns damals erzählt, es hätte manchmal Zeiten gegeben, da seien sie durch Brillanten gewatet.

Vor dem Stacheldrahtzaun gab es eine einfache Lagerstraße. Einmal sah ich, wie ein Lastwagen vorbeifuhr, vorn beladen dicht an dicht mit nackten Frauen. Hinten auf dem Hänger stand ein SS-Mann, der diese nackten Frauen mit dem Revolver in Schach hielt. Ein Anblick, den ich nie vergessen werde. Wie ein Geisterzug fuhr dieser LKW mit Hänger an mir vorbei und weiter die Strecke bis zum Krematorium.

1944 gab es in Auschwitz-Birkenau eine Rebellion, einen Aufstand im Krematorium Nr. 4. Häftlinge hatten herausbekommen, dass sie vergast werden sollten. Diese Häftlinge hatten illegal Waffen. Sie töteten SS-Leute und verbrannten sie im verhassten Krematorium. Danach steckten sie das Gebäude in Brand. Ich selbst war zu dieser Zeit in der Werkstatt und sah die Flammen. Wir merkten, dass irgendetwas Ungewöhnliches los war und hörten Schüsse. Die aufständischen Häftlinge wurden von der SS verfolgt. Keiner blieb am Leben.

Ich war dem Kommando Häftlingsschlosserei zugeteilt, das Ota Kraus leitete, er war ein guter Kamerad. In unserem Arbeitskommando gab es warmes Essen, wenn man dorthin zur Arbeit kommandiert war. Die Häftlinge mussten umsonst arbeiten. Wer krank wurde, kam nach Birkenau ins Lager und wurde vergast und verbrannt. Die Arbeitskraft der Häftlinge wurde ausgenutzt bis zum letzten Tag. Selbst Leichen wurden noch verwertet. Die Goldzähne wurden herausgerissen, hatten sie noch einen Ring am Finger, wurde dieser abgeschnitten und der Goldring abgezogen. Die Haare hat man restlos abgeschnitten. Sie wurden an die Industrie geschickt, für Stoffe, für die Füllung von Matratzen. Am Ende wurde die Leichenasche noch für die Chemieindustrie zusammengefeßt. Ich habe im Krematorium Nr. 4 gesehen, wie dort die Arbeitshäftlinge mit Stampfern die Knochen klein stampfen mussten, sie in Säcke füllten und zum Abtransport verluden. Man hat einen staatlich organisierten Raubmord durchgeführt. Das bewegt mich jetzt noch, das sehe ich immer wieder vor mir. Aber es gibt wieder Leute, alte und junge, die das damalige Geschehen jetzt öffentlich nicht mehr wahrhaben wollen.

Auch als ich 1995 mit jungen Leuten zu einem Besuch im Lager war, habe ich im Geiste einige Szenen wieder erlebt, die mir eigentlich schon in Vergessenheit geraten waren. Ich dachte, ihnen noch ein paar Überreste von der Schlosserei zeigen zu können. Es war aber nur ein Abdruck der Fundamente in der Erde erkennbar, wo die Baracke einmal stand. Gras war darüber gewachsen.

Damals war der Stacheldrahtzaun elektrisch geladen. Innerhalb gab es davor einen tiefen Graben, vor dem aufgerollter Stacheldraht lag. Wenn von den SS-Posten, die oben auf den Wachtürmen saßen, einer Langeweile hatte, schoss er auf Häftlinge, die gerade auf der Lagerstraße entlanggingen. Es war für sie ein Spaß, dort Menschen abzuschießen.

Im Januar 1944 war wieder eine Selektion im Block 16, in dem ich untergebracht war. Da wurde ich mit anderen ausgesucht und für die Vergasung aufgeschrieben, zum so genannten Sondertransport. Ich wollte mich nicht so leicht umbringen lassen, leben wollte ich! Zwischen zwei Blöcken gab es einen so genannten Holzhof. Dort befand sich eine Sandkuhle. Stubbenholz wurde über dieser Sandkuhle gelagert. Sie war damit verdeckt. Ich war damals ein schmales Bürschchen. Dadurch gelang es mir, mich durch das Stubbenholz, durch die Wurzeläste in das Sandloch hindurchzuschlängeln. Dort habe ich mich am Abend nach der Selektion versteckt. Morgens beim üblichen Appell merkte man, dass einer fehlte. Es wurde Alarm ausgelöst, die Sirenen heulten. Dann galt für alle Blöcke »Blocksperr«. Keiner durfte den Ort verlassen. Die Häftlinge mussten »Appell stehen«, so hieß das. Es war im Januar, kalt, ein paar Grad unter Null, und alle mussten stehen, weil ich mich nicht vergasen lassen wollte. Man hat mich außerhalb des Lagers gesucht, mit einer Hundestaffel. Nach fünf Stunden vergeblichen Suchens wurde der Stehappell aufgehoben.

Von meinem Versteck aus konnte ich sehen, wie die ausgesuchten Häftlinge, die wie ich aufgeschrieben waren, abends in einen leerstehenden Block geführt wurden. In der Nacht kamen die Lastwagen gefahren, um sie abzuholen. Die wussten alle: Es geht in den Tod. Die frommen Juden beteten das Totengebet. Die Männer wurden vergast. Unbeschreiblich. Ich habe das gesehen, gehört, erlebt und habe gedacht: Du wärst jetzt dabei. Es war eine bedrückende Atmosphäre. Ich spürte, dort draußen ist eine Menschenmasse, wie in einer Synagoge, wie in einer Kirche. Ich wusste genau, jetzt sind sie vor dem Krematorium, jetzt müssen sie sich ausziehen, jetzt gehen sie rein, jetzt sind sie vergast. Das mitzuerleben war furchtbar.

Ich konnte mich in diesem Loch vierzehn Tage lang versteckt halten, bis man mich fand.

Manchmal bin ich nachts in die Werkstatt geschlichen. Ich wusste von illegal aufbewahrten Lebensmitteln in der Schlosserei, da versorgte ich mich. Die Häftlinge der Schlosserei haben nicht gewusst, dass ich mich ganz in ihrer Nähe versteckt hielt. Sie haben nur mit der Zeit gemerkt, dass immer mal ein paar Lebensmittel fehlten. Einmal fand ich auf dem Holzhof eine Häftlingsjacke mit der Häftlingsnummer eines Griechen. Er war wahrscheinlich vergast worden. Die griechische Häftlingsnummer habe ich in der Schlosserei, in der ich Nähzeug fand, oben auf die Brustseite meiner Häftlingsjacke genäht. Mit der griechischen Nummer auf der Brust bin ich dann jeden Morgen nach vorne gegangen, wo auf dem Appellplatz die Arbeitskommandos zusammengestellt wurden. Die Kapos hatten zu protokollieren, wer rausgeht aus dem Lager. Sie notierten die Nummern der Häftlinge. Als Grieche habe ich mich angestellt. Als Grieche, der kein Wort Deutsch versteht, marschierte ich in einem Arbeitskommando hinaus, um zu versuchen, aus dem Lager zu flüchten.

Das gelang nicht. Doch für die Häftlinge des Arbeitskommandos gab es jeden Tag einmal warmes Essen. Das brauchte ich, um am Leben zu bleiben. Eines Tages, ich wollte gerade wieder aus meinem Sandloch, entdeckte man mich. Von dort, wo sie mich gefunden hatten, wurde ich an das Lagertor gebracht. Der Blockälteste vom Block 16 traktierte mich mit Fußtritten, bis wir am Lagertor ankamen. Ich musste mich mit Blick zum Lager hinstellen und strammstehen.

Wie in den anderen Lagern war es in Auschwitz-Birkenau üblich, einen aufgefundenen Flüchtigen neben dem Lagertor aufzustellen. Er bekam ein Schild umgehängt mit der Aufschrift »Ich bin wieder da«. Wir Häftlinge wussten, stand einer neben dem Tor mit dem Schild vor der Brust, wurde er zwei Tage später aufgehängt. Mich hatte man erst einmal ohne Schild dort hingestellt, wohl, weil ich ja immer da war. Von der Gestapo wurde ich verhört. Wahrscheinlich wollte man Hintermänner finden. Doch es war keiner hinter mir. Ich hatte mich ohne die Hilfe anderer Häftlinge versteckt. Ich glaubte, meine letzte Stunde hätte geschlagen. Ein SS-Mann, ein noch jüngerer Mensch, führte mich ab. Er zog seinen Revolver und hielt ihn in der Hand. Mein Gedanke war, wenn der einen Schritt weitergeht in Richtung Krematorium, greife ich ihn an. Aber es lief alles friedlich ab. Mir schien, einige SS-Leute betrachteten meine Aktion als eine Art Husarenstreich. Dass sich einer im Lager versteckte, dass der nicht gefunden werden konnte und noch dazu arbeiten ging, konnten die nicht begreifen. So bin ich am Leben geblieben.

Im Januar 1944 fühlte ich mich, als wäre ich neu geboren. Damals habe ich nie geglaubt, lebend aus dem Lager herauszukommen, dennoch habe ich meine Überlebenshoffnung behalten. Ich wurde verurteilt, in das Strafkommando zu gehen und kam in den Strafkommando-Block, den Block 11. Blockältester war der Herr Betnarik gewesen, einer der berüchtigtsten Schläger im Lager Auschwitz. 1968 war er in Frankfurt am Main Angeklagter im Auschwitzprozess. Für ihn war ich ein »i. L.« (im Lager)-Häftling. Auf der Brustseite meiner Häftlingsjacke hatte ich mir eine Marke »i. L.« anzuheften. Ich durfte nicht in einem Außenkommando arbeiten. Das Strafkommando war in Auschwitz ein Todeskommando. Als »i. L.«-Häftling hielt ich mich im Block 11 auf und arbeitete weiter in der Schlosserei. Das hat mir das Leben gerettet.

Im Lager hat man als Häftling, ob es Sommer oder Winter war, immer gefroren. Mir war immer kalt, durch die Unterernährung, durch das Gefühl, eingesperrt zu sein, nicht als Mensch, sondern als eine Nummer angesehen zu werden. Ich träumte, wie andere Häftlinge auch: Wenn ich aus diesem Lager käme und frei sein würde, ginge ich gleich wieder arbeiten. Dann verdiente ich in der Woche fünfzig Mark. Ich kochte einmal in der Woche einen großen Topf Erbsensuppe. Davon konnte ich jeden Tag essen. Das war für jeden von uns, der die Kraft dazu aufbrachte, der letzte Hoffnungsschimmer, der ihn am Leben hielt. Wärme und Essen.

Im Schlossereikommando waren wir eine Art illegale Gruppe: Erich Kulka (Erich Schön), Ota Kraus<sup>1</sup>, Horst Jonas und ich. Meine Kameraden hatten die Möglichkeit, weil wir Schlosser waren, überall im Lager herumzukommen. Nur ich, als »i. L.«, durfte aus dem Lagerabschnitt nicht heraus. Durch unsere Verbindung mit einigen polnischen Zivilarbeitern waren wir in der Lage, bei der Vorbereitung von Fluchten zu helfen. Häftlinge, die dafür ausersehen waren, halfen wir auszustatten und kleideten sie als SS-Leute ein. Einige SS-Leute trugen Blechschilder vor der Brust, wie sie auch die Feldgendarmerie der Wehrmacht hatte. Darauf stand »Lagerpolizei«. Solch ein Blechschild habe ich aus einer alten Lötlampe aus Messing nachgebaut und die Kupferschriftzeichen »Lagerpolizei« darauf gelötet. Wie ich später hörte, kam ein Häftling als unechter SS-Mann aus dem Lager heraus, ohne dass er wiedergefunden wurde. Der brachte Schriftmaterial aus dem Lager, was zum Teil weiter nach England geschafft wurde. Im Herbst 1944 wurde ich mit einem Häftlingstransport zum KZ Sachsenhausen geschafft und kam krank dort an. Gemeinsam mit Ota Kraus gelangte ich nach Oranienburg, wo wir in den Heinkel-Flugzeugwerken ausgeladen wurden. Ihm habe ich es mit zu verdanken, dass ich am Leben geblieben bin. Ich hatte mich wahrscheinlich schon in Birkenau mit Bauchtyphus infiziert. In Oranienburg sorgten die Kameraden dafür, dass ich mit dem Krankenwagen, einem SS-Auto, in das Stammlager des KZ Sachsenhausen gebracht wurde. Im Häftlingskrankenbau lag ich bis Ende 1944. Ich wurde von SS-Ärzten, auch von Häftlingsärzten, ich glaube, sie waren Norweger, untersucht. Sie hatten eine Blutprobe genommen und den Bauchtypus festgestellt. Einer von ihnen sorgte dafür, dass ich in die Isolierbaracke verlegt wurde. Ich muss dort zeitweise ohne Bewusstsein gelegen haben, denn der Krankenpfleger dieser Isolierbaracke, ein polnischer Häftling, sagte mir später: »Weißt du, du hast von Auschwitz erzählt. Wir haben dir nicht glauben wollen, was du alles dort mitgemacht hast, bis jetzt einige kamen, die auch zum Transport nach Sachsenhausen gehörten und es bestätigt haben.«

Von Sachsenhausen kam ich dann im Januar 1945 nach Küstrin. Dort wurde ein Stickstoffwerk gebaut. Ich wurde als Schmied eingesetzt, weil ich angegeben hatte, im Arbeitskommando Schmied und Schlosser gewesen zu sein. Dort war ich, bis sich die Rote Armee kurz vor der Oder befand. Plötzlich stand ein Güterzug am Lager, und die Häftlinge des Küstriner Außenlagers mussten, jeweils etwa einhundertfünfzig, in die Viehwaggons klettern. Am

1 Ota Kraus und Erich Kulka gehörten einer tschechischen Widerstandsgruppe im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau an. Sie überlebten das Lager und erwarben sich mit vielfältigen Veröffentlichungen zu den Vorgängen in Auschwitz-Birkenau bleibende Verdienste als Zeitzeugen. Ota Kraus und Werner Krisch verbanden nach der Befreiung freundschaftliche Beziehungen.

Vgl.: Auschwitz. Nationalsozialistisches Vernichtungslager. Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau, 1997.

Ota Kraus, Erich Kulka: Die Todesfabrik Auschwitz. Berlin 1991. Ota Kraus, Eric Kulka: Tovarna na smrt. Dokument o Osvetimi. Praha 1956. Ota Kraus, Erich Kulka: Noc a mlha. Praha 1958.

3. Februar ging es ab, vier Tage lang, bis nach Buchenwald. Unterwegs starben viele Häftlinge. Die Toten blieben im Waggon liegen, bis wir in Buchenwald ankamen. Ich glaube, es überlebten etwa zweihundert den Transport.

Als ich in Sachsenhausen aus dem Krankenbau kam, hatte ich einen roten Winkel auf der Brust. Kein Mensch hatte danach gefragt, wer oder was ich bin, warum oder als was ich ins Lager gekommen war. Ich blieb politischer Häftling mit der Buchenwald-Häftlingsnummer 61971.

Die Lager-Atmosphäre war eine ganz andere als in Auschwitz. Kam einem hier beispielsweise auf der Lagerstraße ein SS-Mann entgegen, ging man als Häftling an dem vorbei, als ob da irgendein anderer liefe. Ich war überwältigt, auch von der Art des Umgangs der Häftlinge untereinander. Wie der Blockälteste die Häftlinge ansprach, das war mir neu. Im Block herrschten Kameradschaft und Menschlichkeit. In Auschwitz war jeder des anderen Teufel. Jeder musste für sich allein versuchen, irgendwie zu überleben und wenn es auf die brutalste Art und Weise gegen seinen Nachbarn war. Dort hatte ich erlebt, wie Menschen zu Bestien wurden, die vorher in ihrem Leben vielleicht die friedlichsten Bürger gewesen waren.

In Buchenwald hatten es die politischen Häftlinge, die Kommunisten, Sozialdemokraten, die eingesperrten Partisanen und Widerstandskämpfer aus den besetzten Ländern Europas, nach und nach verstanden, die brutalen kriminellen Elemente beiseite zu drücken und als politische Häftlinge die Lagerfunktionen zu übernehmen. Damit wurde das Leben für die Häftlinge im Lager erträglicher. Hatte in Buchenwald ein politischer Kapo jemanden geschlagen, wurde er von den anderen politischen Häftlingen zur Rechenschaft gezogen. Bestimmend wurde unter den Häftlingen eine humane Atmosphäre. Das hat dazu beigetragen, dass viele überlebt haben.

Als es dann im Frühjahr 1945 in Buchenwald dem Ende zuging, hatte ich große Hoffnung, die Freiheit zu erleben. Aber ich war schwach, hatte kaum Kraft, zu überleben. Ich hörte, die Amerikaner wären in der Nähe. Einer in unserem Block hatte illegal eine Landkarte von Deutschland und sie an der Wand der Baracke befestigt und abgesteckt, wie weit die amerikanische Front entfernt war. Wenn die SS kam, wurde alles abgenommen. Aber die SS kam nicht mehr. Irgendwie konnten die Kameraden illegal die Wehrmachtsberichte im Radio abhören und an uns weitergeben, wie weit die Amerikaner waren.

Anfang April wussten wir: Jetzt müssen sie bald auftauchen. Wir Lagerhäftlinge von Buchenwald konnten vom Ettersberg aus weit ins Land sehen. Und es kam der Tag, da wir die US-Armee-Konvois sahen, wie sie unten im Tal, aber in Richtung Nordosten, vorbeiziehen wollten. Zu diesem Zeitpunkt nahm der illegale Häftlings-Funker mit dem US-Kommandanten Verbindung auf. Er bat, von den US-Truppen möge ein Trupp Soldaten zum Lager Buchenwald geschickt werden, weil Gefahr bestände, dass alle Häftlinge umgebracht werden. Zu dieser Zeit war die SS innerhalb des Lagers kaum noch aktiv ge-

worden. Unsere Bewacher hatten Angst. Sie wussten, es sind Waffen im Lager. Sie wussten auch, dass etwas passieren wird. Das trat am 11. April 1945 ein, als bewaffnete Häftlingstrupps das Lagertor stürmten und vor dem Eintreffen der Amerikaner das Lager selbst befreiten. Ich befand mich an dem Tag in der Häftlingsbaracke und war am Aufstand nicht beteiligt.

Kameraden, mit denen ich Verbindung hatte, waren Menschen, von denen ich wusste, die helfen einem, die zeigen, was man im Lager wissen muss. Ich lernte neue politische Häftlinge kennen. Unter ihnen waren Herbert Gute und Kurt Krautter. Mit ihnen habe ich viel diskutiert und gefragt, das war schon nach der Befreiung. Wir redeten darüber, wie wir uns bei einem Neuanfang einbringen wollten. Man musste ja nach dem totalen Zusammenbruch 1945 etwas tun in Deutschland. Es durfte nichts vom Nazismus bleiben. Wir Häftlinge hatten unter uns das politische Miteinander zu klären. Was war vor dem Krieg, was vor 1933, welche Unterschiede gab es zwischen SPD und KPD? Hätte man die Hitlerzeit verhindern können, wenn beide Parteien einig gewesen wären? Hätte es dann keinen Hitler gegeben? Die Kameraden haben mit mir über das Wesen des Kapitalismus gesprochen und von der Rolle der Arbeiterklasse. Ich hatte keine Ahnung davon, was überhaupt Kapitalismus ist, wie die Menschen ausgebeutet werden. Sie haben mir aufgezeigt, dass die KPD die konsequenteste Partei war, die gegen Hitler gekämpft und im antifaschistischen Widerstand auch die meisten Opfer gebracht hatte. Folgerichtig entschied ich mich, Mitglied der KPD zu werden. Meine Hoffnung war, etwas Neues, etwas Besseres zu schaffen als das, was wir bis dahin hatten.

Drei Tage, nachdem wir uns befreit hatten, wurde im Untergrund der Wehrwolf aktiv. Das waren Nazi-Jugendliche, die den totalen Zusammenbruch des Hitler-Reiches nicht begreifen konnten. Die hatten das Wasserwerk, das uns mit Wasser versorgte, in die Luft gesprengt. Dadurch hatten wir oben im Lager Buchenwald kein Wasser mehr. Der USA-Kommandant ordnete daraufhin an, dass die Bauern uns mit Milch zu versorgen hätten. Mit Milch haben wir uns sogar gewaschen, während es unten in den Dörfern nichts zu essen und zu trinken gab.

Dann hieß es, sämtliche kranken Häftlinge werden zur Behandlung in einen Block geschafft. Es kamen amerikanische Ärzte, um zu helfen. Kameraden vom Küchenkommando hatten es gut gemeint und Schweine, die für die SS-Mannschaften gehalten worden waren, geschlachtet. Sie kochten ein schönes Gulasch. Das Gulasch wurde ausgeteilt, aber die fette Suppe wirkte auf die halb verhungerten Menschen verheerend. Viele der Häftlinge, die in diesem Block lagen, sind an dem guten Essen gestorben.

Von den Amerikanern wurde viel im Lager fotografiert. Es galt für sie das Wort: Es darf keinen US-Soldaten geben, der das Lager Buchenwald nicht gesehen hat. Täglich wurden Soldaten in Gruppen nach Buchenwald geführt. Im Krematorium lag von den verbrannten Menschen ein Knochenhaufen. Der

Haufen war verschwunden, nachdem die letzten Amerikaner raus waren. Die GIs hatten sich davon Knochenstücke als Andenken mitgenommen.

Der amerikanische Kommandant hatte befohlen, dass alle Nazis der Gegend und Einwohner Weimars nach Buchenwald kommen müssten, das Lager zu besichtigen. Die Männer mussten alle verwesenden und halb verwesenen Leichen, die nicht verbrannt werden konnten, in ein Massengrab tragen. Ich habe Genugtuung empfunden, als die Herrschaften, die wohlgenährten Bürger aus Weimar, diese Tätigkeit verrichten mussten. Ich war noch bis Ende Mai im Lager. Wir erhielten Verpflegung.

Im Juni bekam ich dann in Weimar ein Quartier und bin in die Stadt gezogen. Wir waren nach der Selbstbefreiung gelegentlich in die Stadt hinuntergelaufen und hatten uns umgeguckt und alles angesehen. Wir kannten eine Geschichte aus der ersten Zeit des KZ, als es noch kein Krematorium im Lager Buchenwald gab. Da wurden die Toten im städtischen Krematorium von Weimar eingeäschert und ihre Urnen auf dem Zentralfriedhof in Weimar vergraben. Die Toten wurden in Spezialwagen dorthin transportiert. Das waren Kraftwagen, die mit Aluminium- und Zinkblech ausgeschlagen waren. Solch ein Lastwagen ist in Weimar einmal auf offener Straße geholpert oder durch ein Loch gefahren. Die Verriegelungen der Rückklappe hatten sich dabei gelöst, und die Leichen fielen auf die Straße. Keiner der von uns nach der Befreiung befragten Weimarer konnte sich angeblich an diesen Vorfall erinnern. Sie taten, als hätten sie gar nicht gewusst, dass es auf dem Ettersberg ein Konzentrationslager gab. »Weil wir nicht bis dahin spazieren gehen durften«, sagten sie.

Wie andere, die als Juden die grausame Nazi-Verfolgung überlebt hatten, stellte ich mir die Frage, ob ich gehen oder in Deutschland bleiben sollte. Meine Überlegung war, wenn die Verbrechen der Nazis bekannt würden, müssten die Menschen anders werden. So bin ich in Deutschland geblieben. Ich sah in Deutschland meine Heimat und in Berlin meine Heimatstadt. Ich blieb zunächst bis 1947 in Weimar. Als es hieß: Für ein antifaschistisches, demokratisches Deutschland, stimmte mich das sehr optimistisch. Nach der Selbstbefreiung von Buchenwald sind wir bald zum Alltag übergegangen. Im Juni konnte ich am Nationaltheater Weimar als Bühnenbildassistent arbeiten, aber nur für eine kurze Zeit. Da war eine Schauspielerin, Else Coren. Sie fragte mich, was ich so erlebt hätte, in Buchenwald. Nach meinem Erzählen saß neben mir ein kleines weinendes Häuflein. So hatte sie das mitgenommen.

Kameraden hatten gemeint, ich sollte mich um die Jugend kümmern, sie sammeln, mit ihnen Theater spielen, sie sinnvoll beschäftigen. Das gelang, und wir trafen uns im Weimarer Goethe-Haus am Frauenplan. In Weimar traf ich auf Georg Ilsen und Heinz Lippmann sowie Kurt Goldstein, die wie ich in Auschwitz und Buchenwald gewesen waren. Wir versuchten, die jungen Leute für die neue Zeit zu gewinnen. Sie sollten anders werden, als es die Alten waren. Wir gründeten in Weimar die Antifa-Jugend. Viele der Jugendli-

chen traten der ein Jahr später gegründeten Freien Deutschen Jugend, der FDJ, bei. So beispielsweise Kurt Pätzold.

Ich ging bald als Pressefotograf zur »Thüringer Volkszeitung«. Dadurch kam ich viel durchs Land, habe viel fotografiert, und manchmal brachte mir das sogar zusätzliche Lebensmittel ein.

1945 im Herbst kam ich zum ersten Mal wieder als freier Mensch nach Berlin und suchte die Bötzowstraße 60 auf, wo wir gewohnt hatten. Ich stand vor den Resten des vollkommen zerbombten Hauses. In der Hoffnung, noch etwas zu finden, fragte ich, ob man in die Keller könnte. Ich hatte doch keine Urkunden, keine Schriftstücke, keinerlei Bilder unserer Familie, gar nichts mehr. Aber der Keller war verschüttet. Alles war weggekommen. Ich hatte wenig Hoffnung, dass überlebende Verwandte zurückgekommen wären. Bei einer zuständigen Behörde hatte ich Erkundigungen eingeleitet, aber nie wieder etwas gehört.

Der Versuch, beim Berliner Magistrat in der Pressestelle zu arbeiten, scheiterte daran, dass der Bürgermeister Suhr von der SPD kein Mitglied der KPD beschäftigen wollte, so blieb ich in Weimar.

1947 bekam ich die Gelegenheit, als Bildreporter nach Dresden zur Zeitschrift »Zeit im Bild« zu gehen. Bei dieser Illustrierten war ich stellvertretender Chefredakteur und bis 1952 Verlagsleiter. In diesem Jahr wurde gegen mich ein Parteiverfahren eingeleitet. Persönliches Fehlverhalten wurde mir vorgeworfen. Deshalb wurde ich aus der SED ausgeschlossen und fristlos gekündigt. Ich durfte nicht mehr in der Redaktion von »Zeit im Bild« arbeiten. Über ein Jahr lang war ich wieder als Schlosser auf dem Bau und am Wiederaufbau einer Dresdener Hochschule beteiligt. 1953 wurde mein Parteiausschluss rückgängig gemacht. Das Parteiverfahren musste erneut durchgeführt werden, weil einigen Genossen vermutlich das Gewissen schlug, einen ehemaligen KZ-Häftling aus der Partei geworfen zu haben. Aber zwei Jahre durfte ich keine Parteifunktion ausüben. Parteimitglied war ich wieder. Doch die Arbeitsstelle war weg.

1949 war aus den drei westlichen Besatzungszonen die Bundesrepublik gegründet worden. Wo ich lebte und arbeitete, entstand aus der sowjetischen Besatzungszone die DDR. Es schockierte mich, dass der, der die berüchtigten antijüdischen »Nürnberger Gesetze« verfasst hatte, Hans Globke, Staatssekretär beim Bundeskanzler Konrad Adenauer geworden war. Das war für mich mit entscheidend, nicht in die Bundesrepublik zu gehen. Wo ehemalige Faschisten, ehemalige Naziaktivisten das Sagen hatten, wollte ich nicht leben.

Ende 1948 habe ich meine Frau Hildegard kennengelernt. 1949 haben wir geheiratet. Seitdem sind wir für immer miteinander verbunden. Sie arbeitete als Lehrerin, unterrichtete ihr Leben lang Kinder der Unterstufe. Sie brachte sich engagiert in das politische Leben ein. Das sind nun bald sechzig Jahre. Unser Sohn Andreas wurde 1950 geboren.

Lange Zeit habe ich nicht einmal unserem Sohn davon erzählt, dass mein Bruder, meine Eltern einen grausamen Tod erlitten, auch nicht, was ich in der

Nazizeit erlebt hatte. Andreas ist aufgewachsen, ohne die Geschichte meiner Familie zu kennen. Er sollte ein Bürger werden, unbeschwert und unbelastet. Das ist er geworden. Nach dem Studium an einer sowjetischen Militärakademie war er bis zum Ende der DDR Offizier der Nationalen Volksarmee. Ich sprach mit ihm erst, als er selber Kinder hatte. Unsere Enkel Daniel und Micha sollen wissen, was ich erlebt habe, wie meine Familie von den Nazis ausgerettet wurde.

Ein Bekannter holte mich 1954 als Verlagsinstrukteur zum Deutschen Akademie Verlag nach Berlin. Ich offerierte Hochschulbibliotheken und Buchhandlungen das Verlagsprogramm. Ab 1956 konnte ich wieder als Journalist arbeiten, zunächst bei der »Berliner Illustrierten«, danach bei der »Bauernillustrierten«. Die wurde aber gemäß einer Festlegung des Zentralkomitees der SED eingestellt. Aus dem Zentralkomitee erhielt ich die Empfehlung, mich beim »Komitee für Wandern und Touristik« zu melden, um dort eine Zeitschrift herauszubringen. Ich wurde Leiter der Zeitschrift »Unterwegs«. Es war offensichtlich ebenfalls nicht der richtige Platz für mich. Schließlich wurde ich Fotograf beim Allgemeinen Deutschen Nachrichtendienst, der Nachrichtenagentur der DDR. Beim ADN war ich bis zum Schluss Fotoredakteur, nach einigen Lehrgängen beim Verband der Journalisten, als Redakteur mit Diplom anerkannt.

Heute werde ich dafür bestraft, dass ich als Staatsangestellter bei der DDR-Nachrichtenagentur gearbeitet habe. Solche Ungerechtigkeiten beschäftigen mich sehr.

Meine Erinnerungen sind wach, zu allem was die Nazis mir und meiner Familie angetan haben. Da stellt sich die Frage, was die Vorgänger derer, die heute über mich bestimmen, taten, als wir in den Konzentrationslagern waren. Wer waren die Lehrer jener Richter, die heute Recht sprechen und nicht verhindern, dass Neofaschisten marschieren und die SS hochleben lassen, Ausländer jagen und Andersdenkende verfolgen dürfen? Wenn mir heute einer vorwirft, dass ich in der DDR gelebt habe, kann ich ihm nur sagen, dass ich in der DDR keine Angst vor Neofaschisten zu haben brauchte und geachtet leben durfte. Heute habe ich sie, in der freiheitlich- demokratischen Bundesrepublik. Heute habe ich neue Angst.

Mehrfach war ich in Auschwitz-Birkenau, um jungen Menschen Fragen zu beantworten und ihnen am Beispiel meines Lebens das Verbrecherische des deutschen Faschismus zu erklären. Ich bin bei Schülerinnen und Schülern gewesen, um mit ihnen zu reden, nicht als Held, sondern als Mensch mit einem Erfahrungsschatz, den weiterzugeben lohnenswert ist, um Ähnliches für alle Zeiten zu verhindern.

In diesem Jahr 2005 bin ich 86 Jahre alt. Ich könnte sagen: »Ja gut, hab mein Leben hinter mich gebracht, was kann da noch passieren?« Aber es ist mir nicht gleichgültig. Es muss eine Verpflichtung der deutschen Bundesregierung bleiben, mit dafür Sorge zu tragen, dass die Konzentrationslager in Auschwitz,

Sachsenhausen, Ravensbrück, Buchenwald, Dora und die anderen als authentische Orte so erhalten werden, dass jeder Besucher nachfolgender Generationen sich vorstellen kann, was sich dort in Verantwortung von Deutschen abgespielt hat.

*Peter Hochmuth*

*Die Niederschrift der Lebensgeschichte von Walter Krisch im Jahre 2005 hat ein Video-Interview aus dem Jahre 1995 zur Grundlage.*

*Das Video-Interview ist Bestandteil des »Archiv der Erinnerungen – Interviews mit Überlebenden der Schoah«, ein Projekt des Moses-Mendelssohn-Zentrums für europäisch-jüdische Studien an der Universität Potsdam. Interviewerinnen: Eva Bauer, Anette Leo.*

*Dank gilt dem Haus der Wannsee-Konferenz, Gedenk- und Bildungsstätte, der Mediothek für die freundliche Unterstützung.*

*Besonderen Dank verdient Angela Hochmuth, meine Enkelin, die das gesprochene Wort akribisch für eine schriftliche Erstfassung zu Papier brachte.*

*Werner Krisch autorisierte den Text im Dezember 2005.*

Foto: privat

Haupttor des Konzentrationslagers Buchenwald

Klaus Trostorff mit Ehefrau, Foto: privat

# Klaus Trostorff

**Geboren am 12. November 1920**

**Buchenwaldhäftling Nummer 1819**

In Breslau wurde Klaus Trostorff am 12. November 1920 als zweiter Sohn in einer politisch und kulturell interessierten Familie geboren. Der Vater, Fritz Trostorff, war Opernsänger und weckte bei seinen Söhnen schon früh das Interesse für Kultur. Die Mutter, Margot Trostorff, geborene Friedlaender, war Kindergärtnerin und sehr belesen. Sie erzog die Jungen zu wissbegierigen und weltoffenen jungen Menschen. Von der Großmutter mütterlicherseits wurde die Familie stark politisch beeinflusst. Sie, Anna Friedlaender, war eine sehr engagierte Sozialdemokratin, die für die Sozialdemokratische Partei Deutschlands als Stadträtin in Breslau tätig war. Klaus Trostorff erinnert sich, dass der damalige SPD-Reichstagspräsident Paul Loebe der wohl prominenteste Besucher bei ihr war.

In guten materiellen Verhältnissen lebend, konnten es sich die Eltern leisten, Klaus zunächst vier Jahre auf eine Privatschule zu schicken und ihn anschließend eine Oberrealschule besuchen zu lassen. Diese Jahre gehörten zu den glücklichsten seiner Kindheit.

Der Machantritt Hitlers am 30. Januar 1933 brachte einen tiefen Einschnitt in das Familienleben mit sich. Das hing nicht nur mit der linksgerichteten politischen Einstellung der Familie zusammen. Unter der beginnenden Isolierung und Verfolgung der jüdischen Bevölkerung Breslaus litten vor allem die Großeltern und die Mutter, weil sie Juden waren. Der Vater, der trotz des wachsenden Drucks, den die Nazis auf ihn ausübten, nicht bereit war, sich von seiner jüdischen Frau zu trennen, erhielt Berufsverbot als Sänger und wurde aus dem Opernhaus entlassen. Er war gezwungen, privaten Gesangsunterricht zu erteilen, bis ihm auch das verboten wurde. Das blieb nicht ohne Auswirkungen auf die finanzielle Situation der Familie.

Zwangsläufig beeinflusste die Nazizeit den Schulbesuch von Klaus. Als Einziger in seiner Klasse gehörte er nicht der Hitlerjugend an, obwohl das zu den Pflichten gehörte. Das veranlasste viele Mitschüler und besonders die Nazilehrer zu Schikanen. Trotz guter Noten musste er die Schule nach der Untersekunda verlassen, so dass er kein Abitur ablegen konnte. Lange suchte er nach einer Lehrstelle. Seinen Wunschberuf Autoschlosser konnte er nicht erlernen, weil ihn kein »arischer« Betrieb als Lehrling aufnahm. Er musste bei einem jüdischen Kaufmann in die Lehre gehen, um überhaupt einen Beruf ergreifen zu können.

Die Drangsalierungen wurden von Jahr zu Jahr schlimmer. Der Großvater, Siegfried Friedlaender, der Rechtsanwalt war, und die Großmutter wurden

verfolgt und durften keine Arbeit mehr ausüben. Ihre Ersparnisse waren bald aufgebraucht. Weil er einen Pelzmantel behalten hatte, den Juden nicht mehr besitzen durften, sondern abzugeben hatten, wurde er 1940 in das Vernichtungslager Auschwitz gebracht und wenig später ermordet. Auch die Großmutter wurde abgeholt und kam ebenfalls in Auschwitz ums Leben.

Schon als Heranwachsender sah Klaus die Notwendigkeit, etwas gegen die Nazis zu tun. 1934 bot sich ihm eine erste Möglichkeit, die den gerade Vierzehnjährigen eher wie ein Abenteuer anmutete. Mit Einverständnis der Mutter half er dem damals bekannten jüdischen Journalisten Paul Riesenfeld bei der Flucht aus Deutschland. Die Nazis hatten Riesenfeld den Pass weggenommen, um zu verhindern, dass er Deutschland verlassen konnte. Da aber noch die Möglichkeit bestand, von bestimmten Grenzorten aus mit einem Tagesvisum in die Tschechoslowakei zu kommen, nutzte er diesen Weg und fuhr mit Klaus zusammen über die Grenze. Während Klaus sofort zurückkehrte, begann Riesenfeld, seine weitere Flucht zu organisieren. Um Zeit zu gewinnen, gab er Klaus einen Brief mit und bat ihn, diesen umgehend in Breslau abzuschicken. Der Brief war an die Grenzbehörde gerichtet, die das Tagesvisum ausgestellt hatte und enthielt die Mitteilung, dass der Journalist von der geplanten Reise absehe und das Visum deshalb zurückschicke. Das verfehlte seine Wirkung nicht. Die Flucht gelang.

Am 9. November 1938, in der Reichspogromnacht, wurden wie überall in Deutschland auch in Breslau alle jüdischen Geschäfte von den Nazis angegriffen und verwüstet und die große Synagoge angezündet. Schon in der Nacht vorher hörte Klaus, wie die Scheiben eines jüdischen Geschäftes, das der Trostorffschen Wohnung in der Viktoriastraße direkt gegenüber lag, mit lautem Krachen zerschlagen wurden. Auf dem Weg zur Arbeit begegnete er dem fanatisierten Mob, der auf den Straßen tobte, und musste zusehen, wie viele jüdische Männer von der Gestapo verhaftet wurden. Schnell sprach sich herum, dass sie in Konzentrationslager verschleppt werden sollten.

Am 1. September 1939 begann mit dem Überfall Nazideutschlands auf Polen der Zweite Weltkrieg. Klaus Trostorff wurde nicht zur Wehrmacht eingezogen, sondern Anfang 1940 dienstverpflichtet. Er musste bei einer Firma arbeiten, die Eisenbahngleise baute und von Hand verlegte. Für den nicht ganz Zwanzigjährigen war die ungewohnte Arbeit hart und körperlich außerordentlich anstrengend.

Rückblickend beurteilt er die Tatsache, körperlich schwer arbeiten gelernt zu haben, als ausschlaggebend für sein Überleben. Zusammen mit anderen jungen Leuten, die den Krieg und die faschistische Diktatur ebenso ablehnten wie er selbst und die nicht tatenlos zusehen wollten, was geschah, ging Klaus in seiner Freizeit in Breslauer Cafés und Tanzlokale, um das Gespräch mit Soldaten zu suchen und sie von der Sinnlosigkeit des Krieges zu überzeugen. Man hoffte, sie zum Desertieren bewegen zu können. Davon erfuhr die Gestapo.

Klaus und sein Freund Gerd Irmer wurden Ende 1943 verhaftet und in das Breslauer Gestapo-Gefängnis eingeliefert.

Die Zeit dort, besonders die in den ersten Wochen folgenden unablässigen Vernehmungen, mit denen man ihn einzuschüchtern und durch Schläge Aussagen zu erhalten versuchte, bezeichnet er heute als die schlimmsten, die er erlebt hat. Trotz vielfältiger Drohungen gelang es der Gestapo nicht, von ihm ein Geständnis »hochverräterischer« Aktivitäten zu erpressen. Nach fünfmonatiger Haft wurde er Anfang April 1944 in das Konzentrationslager Buchenwald gebracht.

Seine Eltern lebten bis zum Spätsommer in Breslau. Dann wurde die Mutter zusammen mit anderen jüdischen Frauen und Männern, deren »arische« Ehepartner sie bis dahin vor der Verschleppung geschützt hatten, abgeholt und in Oberschlesien zum Bau von Panzergräben eingesetzt. Als die Rote Armee in das Gebiet einmarschierte, sollten die jüdischen Zwangsarbeiter in das KZ Groß-Rosen abgeschoben und ermordet werden. Einigen, darunter der Mutter von Klaus, gelang jedoch die Flucht. Die Gruppe schlug sich nach Breslau durch und versteckte sich in der Festung, wo sich schon Klaus' Vater und Bruder Peter befanden. Alle drei überlebten. Der Vater fand noch wenige Tage vor dem Ende des Krieges bei einem alliierten Bombenangriff auf die Stadt den Tod.

An einem Donnerstag wurde Klaus Trostorff in das KZ Buchenwald »überstellt«. Man wusste im Gestapo-Gefängnis Breslau, dass die Transporte donnerstags nach Buchenwald gingen. Auschwitztransporte verließen das Gefängnis an einem anderen Wochentag. Nach allem, was er über Auschwitz wusste, war Klaus froh, nicht dorthin zu müssen. In Buchenwald wurde er als »deutscher politischer Häftling« mit der Nummer 1819 eingeliefert und nach der üblichen Prozedur: Haare scheren, desinfizieren, duschen, Häftlingskleidung empfangen, zunächst zur so genannten Quarantäne in den Block 63 im »Kleinen Lager« gebracht. Bei diesem Block handelte es sich um einen der entsetzlichsten. In den mit Häftlingen völlig überbelegten ehemaligen Wehrmachtsperdeställen herrschten unsagbare Bedingungen, die die ohnehin menschenunwürdigen im ganzen Lager noch übertrafen.

Der Blockälteste Gerhard Pfeifer, in dem er an der Sprache einen Breslauer erkannte, erklärte den etwa vierzig Neuankömmlingen am Morgen nach der Einlieferung, wo sie wären, wie sie sich – vor allem gegenüber der SS – zu verhalten hätten und was in den nachfolgenden drei Wochen auf sie zukäme.

Anschließend nahm er Klaus allein auf die Seite, ließ ihn über seine Familie und die Verhaftung berichten und sagte zum Schluss: »Wenn du etwas hast, kannst du jederzeit zu mir kommen.« In der Zeit danach versorgte er den untergewichtig Eingelieferten heimlich mit zusätzlichem Essen, sprach öfter mit ihm und half so, die Angst vor dem Ausgeliefertsein im Konzentrationslager etwas zu mindern.

Auch andere Häftlinge, die, wie sich später herausstellte, ebenso wie der Blockälteste Mitglieder der schlesischen Gruppe der illegalen Kommunistischen Partei Deutschlands waren, kamen mit einem Stück Brot oder etwas anderem Essbaren zu ihm, ließen sich über alle politischen Ereignisse informieren und prüften ihn, wie er später erfuhr, auf eventuelle Spitzeltätigkeit. Als er ins große Lager kam, nahmen sie ihn in ihre Reihen auf. Bei der Entlassung aus Buchenwald erhielt er offiziell die Mitgliedskarte der KPD. Vonseiten der sozialdemokratischen Häftlingsgruppe im Lager, der er aufgrund seiner Herkunft politisch zunächst näher gestanden hätte, gab es bis zum Schluss keine Kontaktversuche.

Bei einem Interview im Herbst 2004 sagte Klaus Trostorff rückblickend: »Ich habe in Buchenwald großartige Kumpels, großartige Freunde, Kameraden kennengelernt – mutig, ehrlich, hilfsbereit. Ich weiß nicht, ob ich ohne sie das KZ überlebt hätte, wahrscheinlich nicht. Es war immer jemand da, auch wenn es einmal ganz schlimm kam, an den man sich wenden konnte, der einem dann den Rücken gestärkt hat, weil es schrecklich war und ich hin und wieder mutlos geworden bin. Dort konnte ich mich immer aufrichten. Ich habe ihnen wirklich mein Leben zu verdanken, dass ich durchgestanden habe und dass sie mir über die ersten furchtbar schweren Wochen hinweggeholfen haben.«

Aus einem für ihn bis heute ungeklärten Grund erhielt er beim Wechsel in das große Lager Strafverschärfung und wurde in das sowjetische Kriegsgefangenenlager eingewiesen, das sich im Block 1 befand. Der Blockälteste war ein deutscher »Grüner«, der Ende der zwanziger Jahre durch Arbeitslosigkeit und miserable Lebensumstände in die Kriminalität getrieben und nach Verbüßung seiner Strafen mit Schutzhaftbefehl von der Gestapo in das Konzentrationslager Buchenwald gebracht worden war. Er hatte nichts gegen die sowjetischen Kriegsgefangenen und duldete, so Klaus Trostorff, alles, was im Block, zum Beispiel auch an kulturellen Aktivitäten, geschah. Die Kriegsgefangenen begegneten Klaus in den ersten drei bis vier Wochen mit eisiger Kälte. Was sollte ein Deutscher in ihrem Block – außer sie zu bespitzeln? Wahrscheinlich erkundigten sie sich direkt bei den deutschen Genossen, möglicherweise bei den Schlesiern, nach ihm. Danach änderten sie ihr Verhältnis zu Klaus. Die Soldaten, die etwa gleichaltrig waren, wurden freundlicher und nahmen ihn nach und nach in ihre Gemeinschaft auf. Einer brachte ihm Russisch bei, andere spielten mit ihm Schach. Bis zum 10. April 1945, dem Tag, an dem die SS die sowjetischen Kriegsgefangenen aus dem Lager trieb, lebte er als »Towarischtsch Nikolai« in Freundschaft mit ihnen im Kriegsgefangenenblock.

Zur Strafverschärfung gehörte die Zuteilung des Häftlings zu einem Kommando, das schwere körperliche Arbeit unter freiem Himmel leisten musste. Klaus musste in das Kommando »Entwässerung«, das im schweren Lehmbo-

den des Ettersbergs auf dem Lagergelände Gräben auszuheben hatte. Nach einiger Zeit wurde er dem Kommando Bauhof zugeteilt, wo die Arbeit etwas leichter war. Ohne es genau zu wissen, im Lager wurde nicht gefragt, vermutete er, dass er die Verbesserung den »Politischen« zu verdanken hatte, die sahen, wie sehr ihn die schwere tägliche Arbeit erschöpfte. Sie waren aufgrund ihrer Häftlingsfunktion in der Lage, ihm zu helfen.

Am Nachmittag des 10. April 1945, dem letzten Tag, an dem die SS noch Tausende Häftlinge aus dem Lager trieb, kam am frühen Nachmittag der Befehl der SS, dass alle sowjetischen Kriegsgefangenen ihre Sachen packen und auf dem Appellplatz anzutreten hätten. Es gab keinen Widerstand. Die Soldaten hofften, sich außerhalb des Lagers gegen die wenigen SS-Leute, die sie bewachten, durchsetzen und befreien zu können. Einige Offiziere führten versteckt Waffen mit sich, die ihnen die illegale Militärorganisation kurz vorher zur Verfügung gestellt hatte. Das erhöhte ihre Chancen.

Nach dem Abschied von den Kriegsgefangenen blieb Klaus allein zurück. Der Blockälteste hatte ihn bereits vorher verlassen. Da dieser Block in der ersten Blockreihe lag und an den Appellplatz angrenzte, hatte er ungehinderten Blick auf den Ablauf der Ereignisse, die sich am 11. April, dem Tag der Befreiung, am Lagertor abzuspielen begannen.

Nachdem die SS-Leute am späten Vormittag aus dem Häftlingslager gerufen worden waren und das Heranrücken amerikanischer Panzer am sich verstärkenden Geschützdonner deutlich zu hören war, lag, wie sich Klaus Trostorff erinnert, eine unheimliche Spannung über dem Lager. Gegen vierzehn Uhr beobachtete er, wie sich der 1. Lagerälteste, der deutsche Kommunist Hans Eiden, von der Höhe des Krematoriums aus mit einer Pistole in der Hand und von drei oder vier mit Gewehren bewaffneten Häftlingen begleitet, geduckt am Stacheldrahtzaun entlang auf das Lagertor zu bewegte und es durchschritt. Wenige Minuten später holte er die verhasste Hakenkreuzfahne vom Mast herunter. Dann sah er, wie eine weiße Fahne gehisst wurde, und er hörte Hans Eiden durch den Lautsprecher rufen:

»Kameraden, wir sind frei, die SS ist geflohen, haltet Ruhe im Lager, wir geben euch weitere Informationen!«

Von diesem Moment an wusste Klaus, dass das Leben wieder begann. Es war der bewegendste und wichtigste Augenblick in seinem Leben. Er hatte die schlimmste Zeit überstanden.

Am Nachmittag des 11. April, gegen sechzehn Uhr, als die ersten beiden amerikanischen Panzer am Lagertor hielten, wahrscheinlich um die Lage zu erkunden und die im Anmarsch befindlichen Truppen des US-Generals Patton heranzuführen, wurde klar, dass die vollständige Befreiung des Lagers unmittelbar bevorstand und dass die Versorgung der Häftlinge mit Nahrung und Medikamenten gesichert sein würde. Mitglieder der Militärorganisation, bewaffnete Häftlinge verschiedener Länder, brachten gefangene SS-Leute zum

Block siebzehn, der sich in der Nähe des Krematoriums befand. Dieser Block war zusätzlich mit Stacheldraht umzäunt. Mit Karabinern bewaffnet, schützten Häftlinge an den Eingängen des Blocks die Gefangenen vor der drohenden Rache derjenigen, die sie jahrelang gedemütigt und drangsaliert hatten. Das Internationale Lagerkomitee, an dessen Spitze der deutsche Kommunist Walter Bartel stand, hatte das Lager sofort nach Hans Eidens Ansprache übernommen und führte es geordnet bis zum Eintreffen der US-amerikanischen Einheiten am 13. April 1945. Es ließ keine Übergriffe auf SS-Leute zu, sondern erklärte, an die Häftlinge gewandt, sinngemäß folgendes:

*Wir sind keine Faschisten und vergreifen uns nicht an Gefangenen. Wir werden also keinen lynchen lassen.*

*Nicht jeder Angehöriger der SS ist ein Mörder. Jeder soll später vor ein Gericht gestellt und bestraft werden, entsprechend seiner Schuld.*

*Wir brauchen diese Gefangenen auch als Zeugen für das, was geschehen ist.*

*Deshalb werden wir uns nicht an Gefangenen vergreifen.*

Das sah Klaus als eine großartige Entscheidung an, human, klug. Die Häftlinge hatten es bis zu diesem Zeitpunkt anders erlebt.

Zusammen mit 21 000 Überlebenden aus allen Ländern Europas, die am 19. April 1945 auf dem Appellplatz des Lagers die erste Totengedenkfeier des Konzentrationslagers Buchenwald durchführten, leistete Klaus Trostorff einen Schwur, der zur Richtschnur seines weiteren Lebens wurde: Nicht eher zu ruhen, bis die Schuldigen für die Verbrechen vor den Richtern der Völker stehen. Nie wieder Krieg, nie wieder Faschismus!

Die Gruppe der Schlesier konnte das befreite Lager Ende Mai 1945 verlassen. Mitte Juni 1945 erreichte Klaus zu Fuß das völlig zerstörte Breslau. Er suchte seine Familie, von der er nicht wusste, ob sie noch lebte. Bis Ende Dezember 1944 hatte er noch Briefe und auch einige Päckchen von zu Hause erhalten. Danach war die Verbindung abgebrochen. Zunächst erfuhr er von einem Bekannten, den er zufällig traf, dass seine Mutter noch lebte und wo sie jetzt wohnte. Der Bekannte sagte ihm aber auch, dass sie von einem Mann, der mit Klaus im Gestapo-Gefängnis gewesen wäre, in den Wirren des Kriegsendes die Nachricht erhalten hätte, ihr »Eili« – so lautete sein Spitzname in Breslau – lebe nicht mehr. Kurze Zeit später konnte er sie in seine Arme schließen.

Da sie für sich keine Zukunft mehr in Breslau sahen und der ältere Bruder seine eigenen Wege ging, verließ Klaus mit seiner Mutter im August 1945 die Stadt. Zusammen mit anderen Deutschen, die weg wollten, weil sie davon ausgingen, dass das Gebiet polnisch werden würde, organisierten sie über die »Antifa« alles Notwendige und nutzten schließlich zwei Busse, die ehemalige Buchenwaldhäftlinge nach Breslau gebracht hatten und anschließend nach Erfurt zurückfuhren. Mit ihnen trafen sie am 24. August 1945 in Erfurt ein. Obwohl noch nicht klar war, ob sie endgültig hier bleiben würden, begann die Mutter als Bibliothekarin zu arbeiten, und Klaus besuchte einen Neulehrer-

kurs. Nachdem er diesen beendet hatte, unterrichtete er mehrere Jahre an einer Erfurter Schule. Als die Jüdische Gemeinde 1948 vor allem junge Leute aufrief, nach Israel zu gehen, standen sie erneut vor einer Entscheidung über ihre Zukunft. Klaus wollte sich keinesfalls von seiner Mutter, die für die Auswanderung zu alt war, trennen. So kam das für ihn nicht in Betracht. Auch eine Übersiedlung zum älteren Bruder, der inzwischen in den USA lebte, war für sie, die beide Mitglieder der KPD gewesen waren und nun der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands angehörten, in der McCarthy-Ära ausgeschlossen. So blieben sie in Erfurt, wo Klaus seine spätere Frau Gisela kennenlernte, die ebenfalls Lehrerin war.

Nach einem Treffen mit dem ehemaligen Buchenwaldkameraden Walter Wolf, der Professor an der Universität Jena war, begann Klaus Trostorff an der gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät zu studieren. Nach vier Semestern beendete er das Studium als Diplom-Gesellschaftswissenschaftler.

Einige Jahre arbeitete er in der Thüringer Landesleitung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Während dieser Zeit nahm er ein Fernstudium auf, das er mit dem juristischen Staatsexamen beendete.

Mit Entsetzen verfolgte er besonders in dieser Zeit, wie hohe Nazis in Westdeutschland wieder in Amt und Würden gelangten und Nazirichter erneut »Recht« sprechen durften. Er sah, dass im Gegensatz dazu in der sowjetischen Besatzungszone und später in der DDR vor allem solche Menschen an der Spitze der Regierung standen, die Antinazis waren und zum Teil lange in Zuchthäusern und Lagern inhaftiert gewesen waren. Die Gründung der DDR am 7. Oktober 1949 wurde für ihn auch deshalb eine Notwendigkeit. Er sah in ihr den Staat, für den es sich zu kämpfen und zu arbeiten lohnte. Es entsprach seiner festen Überzeugung, dass von diesem Staat alles getan werden würde, um im Sinne des Buchenwaldschwures eine Wiederholung von Faschismus und Krieg zu verhindern.

Dreizehn Jahre, von 1956 bis 1969, war Klaus Trostorff in Erfurt als Kommunalpolitiker tätig, zuletzt im Amt eines Stadtbezirksbürgermeisters.

Dann überredeten ihn seine deutschen Buchenwaldkameraden, vor allem Professor Dr. Walter Bartel, wieder nach Buchenwald zu gehen. Er sollte Direktor der inzwischen entstandenen Nationalen Mahn- und Gedenkstätte werden. Die Entscheidung fiel ihm nicht leicht, aber er sagte schließlich zu. Seine Berufung durch den Minister für Kultur der DDR erfolgte am 1. September 1969. Sie war der Beginn einer zwanzigjährigen anspruchsvollen und erfolgreichen Tätigkeit, die ihn voll ausfüllte. In enger Zusammenarbeit mit Walter Bartel, dem Nestor der Zeitgeschichte in der DDR, wurden das Buchenwaldarchiv und die wissenschaftliche Abteilung aufgebaut, die »Buchenwald-Informationen« zur Arbeit der Gedenkstätte herausgegeben und ab Mitte der siebziger Jahre die Reihe der »Buchenwald-Hefte« veröffentlicht, in denen Teilaspekte der Lagergeschichte behandelt wurden. Unter Leitung seines Bu-

chenwaldkameraden Ottomar Rothmann entwickelte sich die pädagogische Abteilung zu einem wichtigen Bereich der Gedenkstättenarbeit, der den wachsenden Ansprüchen an die Besucherbetreuung Rechnung trug. Diese Entwicklung war beispielgebend für die KZ-Gedenkstätten Sachsenhausen und Ravensbrück. In Westdeutschland gab es zu diesem Zeitpunkt kaum Ansätze in dieser Richtung.

Als Direktor und ehemaliger Häftling übernahm Klaus Trostorff persönlich Führungen von Staatsgästen und prominenten Besuchern durch das ehemalige Häftlingslager und das Mahnmal. Einer der ersten der für ihn interessantesten Politiker war der damalige Bundeskanzler Willy Brandt, der am 19. März 1970 nach Buchenwald kam. Ihm folgten der Bundespräsident Richard von Weizsäcker und später fast alle Ministerpräsidenten der westdeutschen Bundesländer. Nach Beginn der Ost-West-Verhandlungen kamen von der Ständigen Vertretung der Bundesrepublik in der DDR Günter Gaus und alle seine Nachfolger im Amt. In der Regel war es so, dass führende Politiker und Diplomaten, nachdem sie ihren Antrittsbesuch bei der Partei- und Staatsführung in Berlin gemacht hatten, die Gedenkstätte Buchenwald besuchten. Mit einigen konnte Klaus Trostorff im Anschluss an die Lagerbesichtigung interessante politische Gespräche führen. Zu ihnen gehörte Rita Süßmuth, die zum Zeitpunkt ihres Besuches Bundesministerin war. Als in den siebziger Jahren das Eis in den Ost-West-Beziehungen etwas zu schmelzen begann, nahm auch die Zahl der Gedenkstättenbesucher aus Westdeutschland und Europa zu. In dieser Zeit besuchten auch führende Staatsmänner wie die Präsidenten Griechenlands und Österreichs sowie Babrak Karmal aus Afghanistan Buchenwald.

Nachdem Klaus Trostorff das Rentenalter längst erreicht hatte, als Verfolgter des Naziregimes hätte er sich in der DDR mit sechzig Jahren pensionieren lassen können, ließ er sich am 31. August 1989 aus seinem Amt abberufen und ging in den verdienten Ruhestand. Dadurch blieb es ihm erspart, die Auswirkungen der dann einsetzenden »Wende« in der Arbeit der Nationalen Mahn- und Gedenkstätten der DDR in Buchenwald zu erleben.

Aus dem politischen Leben zog er sich jedoch nicht zurück. Bis heute arbeitet er, soweit es sein Gesundheitszustand erlaubt, im Thüringer Landesverband der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes-Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten mit und steht vor allem interessierten Jugendlichen als Zeitzeuge zur Verfügung. Von Zeit zu Zeit kommt er dazu nach Buchenwald.

Das Jahr 1989 brachte auch viele private Veränderungen mit sich. Erstmals tauchte in der Familie, zu der neben seiner Frau Gisela, mit der er mehr als sechsundfünfzig Jahre verheiratet ist, drei erwachsene Söhne und sechs Enkel gehören, Angst um den Arbeitsplatz auf. Noch lernen oder studieren die Enkel, aber die Bedingungen sind komplizierter als früher, und die Zukunft ist ungewiss. Es beruhigt und beglückt ihn aber, dass alle seine Kinder und Enkel, wie er sagt: »... ganz tüchtige und anständige Leute und Antifaschisten sind.«

Sie stehen dem Neonazismus genauso ablehnend gegenüber wie er selbst, und sie engagieren sich dagegen. Das, meint er, wird sicher »... so bleiben«.

Klaus Trostorff lebt mit seiner Frau und einem großen Teil der Familie noch immer in Erfurt.

Den Buchenwaldschwur sieht er mit Blick auf jüngste Entwicklungen in Deutschland und Europa sowie die wachsenden Unterschiede zwischen bitterarmen und reichen Ländern der Welt als immer noch nicht erfüllt an. Er hofft, dass vom 60. Jahrestag der Befreiung des Lagers neue Impulse ausgehen für die Bekämpfung des Neofaschismus. Dazu bedarf es, so glaubt er, vor allem der Kraft und des Engagements der europäischen Jugend.

*Irmgard Seidel*

*Der Text wurde von Klaus Trostorff 2005 autorisiert.*

Franz von Hammerstein, Foto: VVN-BdA

# Franz von Hammerstein

**Geboren am 6. Juni 1921**

**Buchenwaldhäftling**

Geboren bin ich am 6. Juni 1921 in Kassel. Ich entstamme einer Offiziersfamilie. Mein Vater, General der Infanterie Kurt Freiherr von Hammerstein-Equord, war Chef der Heeresleitung der Reichswehr. Er war anwesend, als Adolf Hitler am 3. Februar 1933 den Befehlshabern des Heeres und der Marine die Ziele seiner Regierung darlegte. Wir kennen den Inhalt dieser Ausführungen durch eine protokollarische Mitschrift:

»Völlige Umkehrung der gegenwärt. innenpol. Zustände in D. Keine Duldung der Betätigung irgendeiner Gesinnung, die dem Ziel entgegensteht (Pazifismus!). Wer sich nicht bekehren läßt, muß gebeugt werden. Ausrottung des Marxismus mit Stumpf und Stiel. Einstellung der Jugend u. des ganzen Volkes auf den Gedanken, daß nur d. Kampf uns retten kann und diesem Gedanken gegenüber alles zurückzutreten hat. (Verwirklicht in d. Millionen d. Nazi-Beweg. Sie wird wachsen.) Ertüchtigung der Jugend u. Stärkung des Wehrwillens mit allen Mitteln. Todesstrafe für Landes- u. Volksverrat. Straffste autoritäre Staatsführung. Beseitigung des Krebschadens der Demokratie!«<sup>1</sup>

Im Unterschied zu den meisten anderen Generälen stand mein Vater von Anfang an Hitler kritisch gegenüber und verweigerte sich. Am 1. Februar 1934 wurde er als Chef der Heeresleitung entlassen. Seine oppositionelle Haltung demonstrierte er, als er nach der Ermordung des ehemaligen Reichskanzlers General der Infanterie a. D. Kurt von Schleicher und des Generalmajors a. D. Ferdinand von Bredow am 30. Juli 1934 im Zuge des so genannten Röhm-Putsches forderte, beide durch ein Ehrengericht zu rehabilitieren. In der Familie wurde offen gesprochen, und das hat meine Haltung als Heranwachsender geprägt. Vater war und blieb ein Freund von Russen, Engländern, Franzosen oder Amerikanern und auch Juden. Wir sieben Kinder wurden an seinen Überlegungen beteiligt, nicht ausgeschlossen, die älteren Schwestern durften sich kommunistisch oder pazifistisch engagieren, auch Juden helfen. Ein Bruder – Kunrat – war noch 1937 für ein Jahr Gast des früheren amerikanischen Militär-Attachés Colonel Wuest in den USA. Eine Schwester – Marie-Therese – verließ Deutschland mit ihrem vierteljüdischen Mann, weil sie in diesem Verbrecherstaat nicht bleiben und vor allem auch keine Kinder zur Welt bringen wollte. Meine Mutter – katholisch – ermutigte uns zum Konfirmandenunterricht bei Martin Niemöller und Helmut Gollwitzer. Niemöller konfirmierte mich im Juni 1937, drei Wochen vor seiner Verhaftung. Erst 1945

1 Zitiert nach Gerhard Förster u. a.: Der preußisch-deutsche Generalstab 1640-1965. Zu seiner politischen Rolle in der Geschichte, Berlin 1966<sup>2</sup>, S. 260.

wurde er gemeinsam mit vielen Sippen- und Sonderhäftlingen in der »Alpenfestung« befreit, gemeinsam mit meiner Mutter und der jüngsten Schwester.

Mein Vater ist 1943 verstorben. Wir wurden als freie Demokraten erzogen, ohne Zwang, übrigens auch von einigen Reichswehrsoldaten, die als Burschen oder Chauffeure bei uns Dienst machten. Etwa Bernhard Seidel mit seiner Frau, verbunden mit uns seit der Zeit in der Hardenbergstraße Ende der zwanziger Jahre als Chauffeur. Er versteckte dann als Leiter der Fahrbereitschaft im Luftfahrtministerium geheime Papiere von Kunrat. Wir blieben Freunde bis zum Tod der beiden Seidels.

Ich musste nicht an die Front, da ich auf einem Auge blind bin. Deshalb wahrscheinlich überlebte ich. Meine Brüder Kunrat und Ludwig, beide Offiziere, gehörten zu den Verschwörern des 20. Juli, der eine in der Gruppe Stauffenberg, der andere mit Goerdeler, einem der zentralen Gegner Hitlers. Beide desertierten und tauchten unter, mit dem Ziel, lieber versteckt zu überleben, als auch ermordet zu werden. Sie haben das noch in der Nacht des 20. Juli oder am nächsten Tag mit der Familie besprochen, und wir waren trotz eigener Gefährdung einverstanden und haben sie ermutigt. Beide haben es geschafft, der eine versteckt bei einer Drogistin in Berlin, der andere bei einem katholischen Priester in Köln.

Wir nahmen die schnell einsetzenden Verhöre und die späteren Verhaftungen der Mutter und dreier Geschwister in Kauf, um sie zu retten, was mit Hilfe vieler Wunder gelang. Gott sei Dank wussten wir bald nicht mehr, wo sie sich versteckten. Ich wurde zuerst verhaftet in der Firma Krupp-Druckenmüller, wo ich damals arbeitete, weil man mich der Beteiligung am Widerstand verdächtigte und wohl hoffte, dass mit meiner Hilfe die Brüder am ehesten aufgespürt werden könnten. Ab August 1944 saß ich da in einer Einzelzelle des Gestapo-Gefängnisses Moabit ohne Bücher, Zeitungen, Radio, mit regelmäßigen Verhören durch die Gestapo, mit Wanzen, mit Ermutigungen durch einen kommunistischen Kalfaktor, Theo Baensch, der Essen brachte, Kübel leerte und flüsterte, wer die Nachbarn sind, neueste Nachrichten, befreit von weiterem Schuldigwerden als Soldat oder in der Rüstungsindustrie, befreit von der Mitverantwortung für die schrecklichen Kriegsverbrechen.

Beim Spaziergang flüsterte mir Eberhard Bethge, den ich wohl aus Dahlem kannte, auch einige Nachrichten zu, obwohl dies streng verboten war! Später, ab Dezember, durfte ich dann Bücher lesen, über Theo Baensch aus der Gefängnisbibliothek beschafft und auch einige, die mein Schwager und meine Schwester Helga Rossow ins Gefängnis bringen konnten, was dann Kassiber hin und her ermöglichte.

Ich habe in meinen Verhören viel Harmloses langatmig erzählt, aber natürlich zu den wesentlichen Fragen der Konspiration, vor allem hinsichtlich meiner Brüder vieles verschwiegen, und ich habe gelogen, offenbar erfolgreich. Leider habe ich die Protokolle meiner Aussagen bisher nicht gefunden, denn natürlich kann ich mich an die einzelnen Verhöre kaum noch erinnern.

Es gab auch Lichtblicke, sowohl von innen als auch von außen, neben den vielen düsteren Stunden im Gefängnis. Innen hatten wir keine Ahnung von den Ausmaßen des Gefängnisses mit seinen vier großen Flügeln, von der Zahl der Gefangenen. Wir kannten nur unsere Zelle und einen Hof, wo wir während der seltenen Freiluftgänge einzelne Mitgefangene erkannten, ohne mit ihnen sprechen zu dürfen. Der Lichtblick waren Kalfaktoren, die Kübel leerten, Essen verteilten, wie eben der Kommunist Theo Baensch, die uns mit Nachrichten versorgten, den Kontakt mit Zellennachbarn herstellten und einfach durch freundliche Worte ermutigten. Ein Lichtblick oder Lichtton war auch, dass Rüdiger Schleicher, der im April 1945 als Angehöriger des Widerstands ermordet wurde, sogar mit Hilfe eines Gestapobeamten eine Geige erhielt und sein Spiel besonders Weihnachten 1944 im ganzen Gefängnis zu hören war. Ein freundliches Wort, ein Kopfnicken während des Hofganges waren ermutigende Lichtblicke, die wohl jeder der Häftlinge dankbar empfand.

Es ist ein Wunder, dass uns Zeugnisse aus dem Gefängnis, Zeugnisse von Ermordeten überliefert wurden, wie zum Beispiel die Gedichte und Schriften Dietrich Bonhoeffers oder Helmuth von Moltkes, die Harald Poelchau aus dem Gefängnis schmuggelte. Dies waren lebensgefährliche Taten. Lichtblicke von außen waren die Pakete, später auch Bücher, Kassiber meist von Verwandten mit Mühen und Gefahren – wegen der dauernden Luftangriffe – gebracht.

Fertig machen zum Transport – zum Abtransport bereithalten: Dies war ein unheimlicher Befehl, wovon ich als einer der Jüngsten im Gefängnis noch wenig ahnte, aber mit diesem Befehl wurden die Gefangenen auch zur Ermordung, zur Hinrichtung durch den Strang abgeholt. Am 1. März 1945 hieß es: Fertig machen zum Transport. Einer der Mithäftlinge in meinem Alter war Reinhard Goerdeler, der auch am 1. März überraschend mit meiner Mutter und meiner Schwester in der grünen Minna war, die uns zum Anhalter Bahnhof brachte, von wo wir nach Buchenwald gebracht wurden mit der Eisenbahn. Was nun, wohin? Eisenbahn, Nacht, Bombenangriff, Angst und Hoffnung, Richtung Weimar/Buchenwald.

Dort standen wir am Tor »Jedem das Seine«, zitternd, was da kommen würde. Wir wussten wenig über das Konzentrationslager. Ein schreckliches KZ für Nazigegner, Kommunisten, Sozis, Pazifisten, wen wohl noch? Juden, Polen, Homosexuelle ... Aber wir wurden nicht durch das Tor ins Lager getrieben, sondern landeten außerhalb des Lagers in einer Baracke mit einer Mauer rundherum, so dass wir uns isoliert in einer erstaunlichen Gesellschaft wiederfanden: Amelie und Fritz Thyssen, mit dem ich dann Schach spielte, mehrere Stauffenbergs, älter und jünger, Hofackers, Gertrud Halder, Kaisers, Fey von Hassell, Anneliese Gisevius, Familie Goerdeler und weitere Erwachsene und Kinder, jede Familie in einem kleinen Zimmer mit Doppelstockbetten; einige kannten sich persönlich oder wenigstens dem Namen nach, aber andere waren einander fremd, und niemand wagte viel zu erzählen, weil wir viel-

leicht beobachtet und abgehört wurden, weil Verhöre kommen konnten. Vorsicht war angeraten. Nachher erst wurde mir deutlich, dass da nicht nur Angehörige des »20. Juli« versammelt wurden, sondern auch Angehörige (»Sippenmitglieder«) des Nationalkomitees »Freies Deutschland« in der Sowjetunion (Familie Schröder), Angehörige von Deserteuren und vielfältigem anderen Widerstand. Alle hatten schon Verhaftung, Gefängnis, verschiedene Konzentrationslager wie Stutthof oder Ravensbrück sowie die Hindenburgbaude nahe Bad Reinerz (Sippenhaft) hinter sich. Von Bonhoeffer und anderen Häftlingen der Abwehr, die gleichzeitig mit uns in Buchenwald waren, wussten und hörten wir nichts. Von dem eigentlichen KZ erfuhren wir fast nichts. Wir hatten auch keine Ahnung von der Größe des Lagers nebenan. Wir sahen nie die bejammernswerten Gestalten der Häftlinge in der gestreiften Kleidung, sieht man davon ab, dass uns Häftlinge Essen brachten und die Haare schnitten. Vorsichtige Fragen und Antworten, aber der Widerstand im Lager war über uns informiert. Über die Mauer hörten wir die Hunde bellen und die Musik spielen zu den stundenlangen Appellen morgens und abends.

Ich habe neben der eigenen Erfahrung vor allem aus den Biographien der Kreisauer gelernt, wie ungeheuer wichtig die Familie als prägende Kraft, als Quelle der Ermutigung war. Die Witwen Rosemarie Reichwein, Clarita von Trott, Kinder und Enkel sowie viele andere aus dem großen Kreis des Widerstandes, der dann in Buchenwald und vor allem in Dachau vertreten war, zeugen hiervon. Doch nicht germanische Sippenlehre war die prägende Kraft, sondern viel eher christliche Familientradition. In Buchenwald und danach in Dachau habe ich neben der eigenen Familie eine europäische Widerstandsfamilie erlebt.

Was Sippenhaft eigentlich bei den Nazis bedeutete, welchen Umfang sie hatte, habe ich erst nach dem Krieg durch die »Rede Himmlers vor den Gauleitern am 3. August 1944«, durch ein Kapitel aus dem Buch von Franz Fühmann »Das Judenauto« (Zürich 1968) und andere Quellen erfahren.

Wenn ein Feldmarschall oder Ritterkreuzträger ausgezeichnet werde, mit Orden, Geld oder Besitztum, so komme dies seiner ganzen Familie, auch seinen Nachkommen zugute, betonte Himmler im August 1944 und ergänzte diesen Gedankengang: »Wenn wir das nach der positiven Seite hin tun, sind wir ... absolut verpflichtet, es ebenso nach der negativen Seite hin zu tun. Es soll uns ja niemand kommen und sagen: Das ist bolschewistisch ... Nein, das ist gar nicht bolschewistisch, sondern sehr alt und bei unseren Vorfahren gebräuchlich gewesen. Sie brauchen bloß die germanischen Sagas nachzulesen. Wenn sie eine Familie in die Acht taten und für vogelfrei erklärten ... dann war man maßlos konsequent: dieser Mann hat Verrat geübt, das Blut ist schlecht, da ist Verräterblut drin, das wird ausgerottet, ... bis zum letzten Glied in der ganzen Sippe. Die Familie Graf Stauffenberg wird ausgelöscht werden bis ins letzte Glied.«

Eigentum, Grundbesitz, Güter von Verrätern sollten eingezogen werden, um Treue und Loyalität zu erzwingen. »Die letzte Tante Frieda in irgendeinem Geschlecht wird jetzt ihren Neffen oder ihren Sohn vornehmen und sagen: ›Daß Du Deinen Eid hältst, Du bringst sonst die ganze Familie in Gefahr.« Diese Drohung Himmlers hatte Wirkung.

In meiner Rede auf der Kundgebung des Internationalen Komitees Buchenwald-Dora und Kommandos auf dem Appellplatz des Konzentrationslagers am 11. April 2004 habe ich deshalb gesagt: »Unsere Bewacher kannten diese Rede Himmlers wohl. Wir nicht. Wir ahnten Schreckliches, hofften gleichzeitig auf Befreiung. Wir waren plötzlich rassistisch Verfolgte mit bösem Blut, wie Juden und viele andere, z. B. Slawen, ohne es zu wissen.«

Unsere Wachen in Buchenwald wechselten alle 24 Stunden, strenge deutsche und volksdeutsche ungarische SS-Leute, die uns manchmal Radio hören ließen und gesprächig waren. Die Hoffnung auf amerikanische Befreier wuchs. Als es dann wenige Tage vor dem Tag der Freiheit, dem 11. April, doch noch hieß: Fertig machen zum Transport – »Warum? Wohin?«, da flüsterten die ungarndeutschen SS-Leute: »Das ist das Ende für euch.«

Es war eine Fahrt ins Ungewisse, Richtung Süden. Fast gleichzeitig fuhr ein Güterzug mit jüdischen Häftlingen Richtung Dachau, von denen wenige diesen Transport überlebten. Etwas später wurden Häftlinge, wie dann Ende April auch im KZ Dachau, noch zu Fuß auf Todesmärschen evakuiert, weil sie nicht in die Hände des Feindes fallen sollten. Gott sei Dank war das Chaos so groß und viele SS-Leute mit dem eigenen Überleben beschäftigt, dass ein Teil der Häftlinge überlebte, aber nur wenige.

Für uns hieß es am 3./4. April fertig machen zum Transport. Von Buchenwald über Regensburg, Schönberg in das KZ Dachau. Enttäuschung! Die Amerikaner sind doch so nahe; man hört den Kanonendonner ... Angst: »Wohin nun noch?« Ein Omnibus fährt los Richtung Süden durch die herrliche Frühlingslandschaft. »Wohin?« Am nächsten Tag Halt vor einem Gefängnis, das sich offenbar in Regensburg befindet. Freundliches Gefängnispersonal, offene Zellen, neue Gesichter, englische, französische (Léon Blum mit Frau) und russische Häftlinge, Dietrich Bonhoeffer, von dem ich noch nichts gelesen hatte, dessen Name und Predigten mir aber aus der Dahlemer Heimatgemeinde wohlbekannt waren. Gespräche, Erfahrungs-, Informationsaustausch. Frau Goerdeler erfährt durch Bonhoeffer von der Hinrichtung ihres Mannes. Was wird morgen? Weiterfahrt gen Nordosten Richtung Bayerischer Wald, in Schönberg Verteilung auf zwei Schulhäuser. Die SS-Bewacher geben uns als SS-Familien aus. Aber es gelingt, uns der Bevölkerung als unschuldige Gefangene zu erkennen zu geben. Hilfreiche, mutige Menschen versorgen uns des Nachts mit Lebensmitteln, die mit Hilfe eines Korbes zu uns hochgezogen werden. Fluchtpläne werden flüsternd erörtert. Aber, wenn Einzelne fliehen, was geschieht mit den anderen? Repressalien? Mord? Bonhoeffer wird aus dem an-

deren Schulhaus abtransportiert. Wohin? Keiner weiß es (wie wir später erfahren, zur Ermordung ins nahe gelegene KZ Flossenbürg). – Herrliches warmes Frühlingswetter, friedliche Landschaft, unwirklich.

Am 16. April 1945 wieder Transport, Packen, Unsicherheit, Richtung Süden zum KZ Dachau. Omnibusfahrt in der Nacht – feindliche Flieger – unsere Retter mit Bomben, die uns vorerst noch gefährden. Unsere SS-Bewacher Sturmführer Bader und Stiller gebärden sich immer noch als Sieger, wissen aber schon, dass sie besiegt sind, hoffen auf ein Wunder. Auf jeden Fall können sie noch morden, Mordbefehle geben, ausführen. Zehn Tage Dachau, das Lager ist voll, noch. Wir warten stundenlang im heißen Bus und landen endlich in einer Baracke des SS-Krankenhauses inmitten vieler SS-Familien, eine gefährliche, unangenehme Situation, wenn die Befreier plötzlich da sein sollten. Jede Nacht Fliegeralarm und Angriffe auf München. Auch die Männer unserer Gruppe zwischen 16 und 60 sollen zum Volkssturm, was sich Gott sei Dank als Irrtum herausstellt. (Verräter, Geiseln, Schutzhäftlinge können das »Vaterland« nicht verteidigen.) – Wachsende Spannung, Geschützdonner.

26. April: Fertig machen zum Transport – zur Ermordung, zur Befreiung, wohin? Woher kommen die Befreier? Von Westen oder von Süden? Für fünf von uns Sippenhäftlingen war kein Platz mehr im überfüllten Bus. Wir blieben erst einmal zurück. Werden wir uns je wiedersehen? Wir hofften schon seit Monaten auf Kapitulation und Niederlage, die SS/Gestapo hoffte auf die Wunderwaffe, irgendeine Art Atombombe, die dann später, im Sommer 1945, Gott sei Dank nicht von Deutschen gezündet wurde, sondern von den Amerikanern in Japan.

Wir fünf, die nicht mehr in den Bus gepasst hatten, wurden von Dachau aus zu Fuß mit besonderer Bewachung auf den Weg geschickt: Reinhard Goerdeler, Peter Jehle, Major Schatz, Markwart Stauffenberg und ich. Wir waren kein offizieller Teil der Evakuierungs-»Todesmärsche« (weil jeder Häftling, der aus Schwäche, Hunger oder Krankheit zurückblieb, von der SS erschossen wurde), sondern hatten einen Pferdewagen für unser Gepäck und übernachteten bei Bauern oder in Scheunen. Es ging an München vorbei Richtung Starnberg, Berg, Wolfratshausen, wo wir an einer Brücke über die Isar von der Wehrmacht aufgehalten wurden, aber die SS setzte sich durch. Am 30. April wurden wir auf einem einsamen Bauerngehöft in den Keller gesperrt. Als wir am Morgen danach nach oben kamen, war die SS verschwunden, die Bauern gaben uns Frühstück, draußen fuhren die Amis und nahmen uns nach München mit ...

Am Starnberger See fand ich Zuflucht bei Frau Niemöller und ihrer Tochter Hertha. (Bruder Jochen Niemöller, mein Freund, war noch »gefallen«). Wir waren einige Tage im Ungewissen über das Schicksal unserer Familienmitglieder, die man in Richtung »Alpenfestung« geschickt hatte. Gott sei Dank kam bald durchs Radio die Nachricht von der Befreiung, vom Überleben. Aber für viele von uns war die Ermordung naher Angehöriger und die noch Wochen oder so-

gar Monate währende Ungewissheit über Angehörige in Deutschland, in der Kriegsgefangenschaft, eine riesige Belastung. Hatten meine Brüder versteckt irgendwo in Deutschland überlebt? So oder ähnlich ging es vielen von uns.

Mit einem geschenkten Fahrrad fuhr ich nach Buchenwald zurück, um mir dort Papiere geben zu lassen. Das Dokument, das ich erhielt, trug die Unterschriften Walter Bartels und eines amerikanischen Offiziers. Nun sah ich zu meinem Entsetzen, was Buchenwald gewesen war! In den Baracken lagen immer noch die transportunfähigen Todkranken, die man zu retten versuchte.

Ich erfuhr von den Widerstandsgruppen, die sich im Lager formiert hatten, und vor allem hörte ich den Schwur von Buchenwald, der mich mein Leben lang begleitet hat, den ich zu meinem eigenen machte und der hinter meiner Lebensarbeit der Versöhnung steht.

Immer noch per Fahrrad fuhr ich Ende Mai 1945 nordwärts zu Verwandten und wurde kurzfristig unterwegs wegen illegalen Zonenübertritts verhaftet. Aus Angst vor den Russen wollte ich nicht gleich nach Berlin. Kurz vor meinem Ziel, dem Dorf Steinhorst in der Lüneburger Heide, kam ein Landstreicher aus dem Straßengraben – ich hatte Angst um mein Fahrrad, das mir schon einmal entwendet worden war –, aber es war mein Bruder Kunrat, Pilze suchend.

Wie ging das Leben weiter? Welche Einsichten haben wir gewonnen? Welche Folgerungen haben wir aus Gestapohaft, Sippenhaft, aus zwölf Jahren NS-Leben gezogen? Nicht zuletzt wegen der Erfahrungen in der Dahlemer Bekenntnis-Gemeinde, aber auch aus Gründen der Haftzeit, beschloss ich, Theologie zu studieren und das in Bethel, weil es dort eine Tradition des Widerstandes, des Eintretens für so genanntes lebensunwertes Leben gegeben hatte, mit Pfarrer Bodelschwingh als Leiter.

Nach Studien- und Lehrjahren in Göttingen, Chicago, Washington DC, an einer schwarzen Universität mit einem Rabbiner aus Breslau als Professor, nach intensiver Beschäftigung und Begegnung mit Martin Buber gründeten Lothar Kreyssig, ein Mann des Widerstandes, gemeinsam mit Harald Poelchau, Martin Niemöller, Ernst Wilm (beides Dachauer Häftlinge, die viel Schlimmeres erlebt hatten als wir) und auch ich als der Jüngste die Aktion Sühnezeichen. Wir kannten die Verbrechen des NS-Regimes und auch die eigenen Versäumnisse, die eigene Feigheit, das Schuldigwerden. Deshalb unterscrieben wir den von Lothar Kreyssig – der selber mutig das Euthanasie-Morden bekämpft hatte – entworfenen Aufruf: »Wir Deutsche haben den Zweiten Weltkrieg begonnen und schon deshalb mehr als andere unmeßbares Leiden der Menschheit verschuldet; Deutsche haben in frevlerischem Aufstand gegen Gott Millionen von Juden umgebracht. Wer von uns Überlebenden das nicht gewollt hat, der hat nicht genug getan, es zu verhindern.«

Wir wurden daraufhin als Landesverräter und Nestbeschmutzer beschimpft, aber wir haben im Laufe der Jahre und Jahrzehnte gemeinsam mit jüdischen Freunden, mit der Kommunität von Taizé, mit der Nagelkreuzgemeinschaft von

Coventry, mit den Friedenskirchen (Quäker, Brethren, Mennoniten, dem Ökumenischen Rat der Kirchen u. ä.), mit überlebenden Häftlingen aus vielen Ländern, auch Polen und Russland, ein Netz der Versöhnung von für den Frieden engagierten Menschen geschaffen, das bis heute viele junge Menschen begeistert. Aktion Sühnezeichen-Friedensdienste besteht noch, braucht dringend Förderung, weil immer noch viele Menschen misstrauisch gegenüber ihren Zielen sind.

Ich bin verschiedene Male besonders in Buchenwald, aber auch in Dachau und Sachsenhausen ehemaligen Häftlingen aus Ost- und Westeuropa, 1999 in Buchenwald auch Befreiern und Häftlingen aus den USA, begegnet zu Gesprächen untereinander, aber auch mit Gruppen von Schülern. Diese Begegnungen haben das Wissen um die Verbrechen der Nazis gefördert, aber auch vor ähnlichen gegenwärtigen Tendenzen gewarnt. Vor allem haben sie europäische Zusammenarbeit aus der Perspektive der Verfolgten, des Widerstandes in Europa gefördert. Wir müssen gerade im Hinblick auf den Widerstand europäisch denken und handeln, das heißt, den Widerstand anderer Länder in unsere Treffen, unsere Arbeit einbeziehen.

Wir wurden im Mai 1945 gemeinsam mit Menschen aus vielen Ländern, verschiedener Nationalitäten, auch verschiedener Ideologien/Religionen befreit. Das bewirkt oder verstärkt ein Zusammengehörigkeitsgefühl. Wir waren eine europäische Familie.

Die ökumenische Gemeinschaft von Christen verschiedener Konfessionen war in den Lagern – auch in unserer Gruppe – vielfach selbstverständlich.

Ich will schließen mit Versen eines Gedichtes von Dietrich Bonhoeffer, der leider unter den vielen Freunden war, den vielen Menschen des Widerstands in ganz Europa, die nicht befreit, sondern ermordet wurden. Bonhoeffer dichtete zu Neujahr 1944/45 im Gefängnis:

Von guten Mächten treu und still umgeben,  
behütet und getröstet wunderbar,  
so will ich diese Tage mit euch leben  
und mit euch gehen in ein neues Jahr.

Ach, Herr, gib unseren aufgescheuchten Seelen  
Das Heil, das Du für uns bereitet hast.  
Doch willst Du uns noch einmal Freude schenken  
an dieser Welt und ihrer Sonne Glanz,  
dann wollen wir des Vergangenen gedenken  
und dann gehört Dir unser Leben ganz.

*Zusammengestellt von Götz Dieckmann  
nach Materialien Franz von Hammersteins.  
Von diesem autorisiert im Februar 2005.*

Franz von Hammerstein (1. v. l.) mit Ehefrau, Bruder Kunrat und den Söhnen Adrian, Kaspar und Stephan, Foto: privat

Ottomar Rotmann, Foto: privat

# Ottomar Rothmann

**Geboren am 6. Dezember 1921**

**Buchenwaldhäftling Nummer 6028**

Ottomar Rothmann wurde am 6. Dezember 1921 als achtetes Kind von Alma und Berthold Rothmann in Magdeburg geboren. Seine Mutter versorgte die Familie und den Haushalt, sein Vater war Angestellter. Als überzeugter Sozialdemokrat und Angehöriger des Reichsbanners beeinflusste der Vater die politische Erziehung der Kinder stark. Ottomars ältere Schwester Paula, die zugleich die Älteste der Geschwister war, trat ebenso wie zwei seiner Brüder, Kurt und Horst, früh in die Sozialistische Arbeiterjugend (SAJ) ein. Er selbst betätigte sich in der Kinderorganisation der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Dass einer seiner Söhne seine politischen Ansichten oft nicht teilte, tolerierte der Vater nicht. Erhebliche Konflikte, unter denen die ganze Familie litt, waren die Folge. Als sich die Eltern schließlich trennten, war die Mutter gezwungen, mit den Kindern von einer geringen Wohlfahrtsunterstützung zu leben. Es reichte kaum für das Notwendigste. Hunger und Entbehrungen prägten ihren Alltag. Ottomar begann deshalb nach dem täglichen Schulunterricht als Laufbursche bei einem Generalvertreter der Hamburger Batteriefabrik (HABAFAB) zu arbeiten. Den Wochenlohn von 1,50 Mark steuerte er zum Familienbudget bei. Die Mutter kaufte dafür Brot, Kartoffeln oder Margarine. Persönliche Wünsche konnte sich Ottomar nicht erfüllen. Trotz dieser belastenden »Nebentätigkeit« war Ottomar in der Schule fleißig und brachte ordentliche Zeugnisse nach Hause. Als guter Schüler war er angesehen. Nach der Machtübergabe an die Nazis 1933, als fast alle Lehrer Mitglieder der NSDAP wurden und immer mehr Schüler in das Jungvolk und die Hitlerjugend eintraten, veränderte sich seine Situation. Man ließ ihn bei allen möglichen Gelegenheiten spüren, dass er nicht zur »Elite« gehörte. 1936 beendete er die Schule.

Seinen Kindheitstraum, Autoschlosser zu werden, konnte er sich vor allem aus finanziellen Gründen nicht erfüllen. Bekam ein Autoschlosserlehrling pro Woche etwa drei Mark, waren es bei einem kaufmännischen Lehrling achtundzwanzig bis zweiunddreißig Mark. Das war entscheidend, und Ottomar begann eine Lehre als Einzelhandels- und Großhandelskaufmann bei der Firma Adolph Freye in Magdeburg. Da das Geschäft in einem Arbeiterviertel lag, lernte er viele Kunden kennen, deren soziale Lage der seiner eigenen Familie glich. Dadurch entstand in ihm ein bisher unbekanntes Zugehörigkeits- und Solidaritätsgefühl mit diesen Menschen. Seinem Lehrchef, der dem »Stahlhelm« angehörte, jedoch kein fanatischer Nazi war und sich nicht dazu zwingen ließ, Geschäftsbeziehungen zu jüdischen Kunden abzurechnen, fühlte sich Ottomar teilweise verbunden.

Mit Beginn der Nazidiktatur kam es im familiären Bereich zu gravierenden Veränderungen. Sein Bruder Waldfried wurde noch 1933 verhaftet und in ein Lager der SA in Wolzig, Kreis Beeskow, eingewiesen. Dort hielt man ihn bis 1934 fest. Kurt, ein anderer Bruder, wurde 1935 zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, aber nach anderthalb Jahren aus Mangel an Beweisen freigesprochen. 1936, als Waldfried erneut von der Gestapo festgenommen werden sollte, aber untergetaucht war, wurde die Mutter in Sippenhaft genommen. Dieser Terror ging an Ottomar nicht spurlos vorbei, sein Hass auf die Faschisten wurde dadurch genährt, und er überlegte, was er persönlich gegen sie tun könnte. 1942 begann er mit seinem alten Kinder-Druckkasten Zettel zu beschriften und während der Verdunklung an Haustüren und Holzplanken zu kleben. Als Klebemittel verwendete er Dixtrin, das er in einer kleinen Flasche mit Pinsel in der Tasche bei sich trug. Die Texte der Zettel forderten die Menschen auf, sich gegen Hitler zu wenden und den Krieg zu beenden.

Am 30. Januar 1943 wurde Ottomar von zwei uniformierten Polizisten festgenommen und in das Magdeburger Polizeigefängnis gebracht. Es folgten Einzelhaft und immer neue Gestapo-Verhöre. Man versuchte, ihn einzuschüchtern und zu einem Schuldeingeständnis zu veranlassen. Ottomar weigerte sich beharrlich. Nach etwa zehn Wochen wurde er als Untersuchungsgefangener in das Gerichtsgefängnis überführt, wo er bis Mai 1943 einsaß. Die anschließende Entlassung war eine Farce.

An der Außentür des Gefängnisses erwartete ihn, wie in solchen Fällen üblich, die Gestapo. Sie nahm ihn in »vorläufige Schutzhaft« und zwang ihn, den Schutzhaftbefehl zu unterschreiben. Darauf stand als Begründung der erneuten Festnahme »Verdacht auf Vorbereitung zum Hochverrat und Gefährdung der öffentlichen Sicherheit«. Das bedeutete Konzentrationslager. Über Halle, wo er etwa zehn Tage unter furchtbaren Bedingungen im Polizeigefängnis »Alte Mühle« (auch »Ronneburger Mühle« genannt) zubringen und erleben musste, wie Gefangene malträtiert wurden, ging es mit dem Zug nach Weimar. Bei der Ankunft auf dem dortigen Bahnsteig wurden die Ankommenden von Passanten bespuckt.

Zusammen mit weiteren ungefähr fünfundzwanzig Kameraden wurde er auf den Ettersberg gebracht. Das war am 25. Juni 1943. Auf dem Weg ins Konzentrationslager beobachtete er Häftlinge, die von SS-Leuten mit Hunden bewacht an einer Bahnlinie nach Buchenwald arbeiten mussten.

Nachdem die Gruppe vor der »Politischen Abteilung« kurz Halt gemacht hatte und jeder einzeln heraustreten musste, ging es im Dauerlauf zum Lager. Dort angekommen, wurde ihm von einem SS-Mann schon am Lagertor ein Eindruck vermittelt, was ihn im Konzentrationslager erwartete. Schläge, der »Sachsengruß«<sup>1</sup> und andere Schikanen stimmten ihn ein.

1 Beim »Sachsengruß« mussten die Häftlinge die Hände hinter dem Kopf verschränken und am Tor mit

Als Häftling mit der Nummer 6028 kam er in den B-Flügel des Blocks 17, der zu diesem Zeitpunkt als Quarantäne- und Zugangsblock im großen Lager genutzt wurde. Wegen dieser Funktion war er zusätzlich mit einem doppelten Stacheldrahtzaun abgesichert. Sein Blockältester war der Kommunist Theo Eul, ein Bergarbeiter aus dem Ruhrgebiet. Als Blockschreiber war der Eisenacher Otto Storch eingesetzt, der ebenfalls ein erfahrener Kommunist war und sich bereits seit 1933 in Haft befand. Er gehörte zu den zuerst eingelieferten Häftlingen und trug die Buchenwaldnummer 716. Otto Storch beeinflusste Ottomars Leben und Verhalten im Lager außerordentlich. Zunächst ließ er ihn von politischen Häftlingen, die aus Magdeburg kamen, überprüfen, ohne dass Ottomar es bemerkte. Als sich herausstellte, dass die von ihm gemachten Angaben stimmten und er verschwiegen und politisch zuverlässig war, wurde er als Stubendienst und Blockschreiber eingesetzt. Otto Storch war inzwischen Blockältester geworden. Ottomar musste in seiner wichtigen Häftlingsfunktion die Neuzugänge registrieren, Häftlingsnummern und entsprechende »Winkel«<sup>2</sup> ausgeben, Verlegungen von Häftlingen in andere Blocks oder in den Häftlingskrankenbau vornehmen, den Postein- und -ausgang erledigen, Häftlinge, die von Buchenwald in die Außenkommandos verschickt wurden, registrieren, Verstorbene oder Ermordete von der Blockstärke<sup>3</sup> absetzen u. a. Damit war Ottomar nicht nur die so genannte rechte Hand des Blockältesten. Da es sich um den Quarantäne- und Zugangsblock handelte, war eine Zusammenarbeit mit der Häftlingsküche, -kleiderkammer, -gerätekammer, -arbeitsstatistik, -schreibstube und dem -krankenbau erforderlich. Außerdem hatte er Kontakt zu den meisten Blockältesten. Zu diesem Zeitpunkt waren es mehrheitlich bewährte Kommunisten.

Wenn Ottomar heute über sie spricht, charakterisiert er die meisten von ihnen als hervorragende Menschen. Stellvertretend für viele andere nennt er Benno Biebel, Ernst Braun, Hans Brumme, Ernst Busse, Carl Gärtig, Toni Gebler, Otto Halle, Otto Kipp, Arni Liske, Hans Mayer, Hans Meier, Hans Neumeister, Eugen Ochs, Willy Seifert, Willi Settner, Herbert Weidlich und Walter Wolf.

Durch seine Arbeit erhielt Ottomar zwangsläufig Einblick in Aktionen des illegalen Lagerwiderstands, ohne über Einzelheiten der Organisationsstruktur und die an der Spitze stehenden Genossen informiert zu sein. Das entsprach den Regeln der Konspiration und geschah, nachdem er begonnen hatte, seine Häftlingsfunktion zugunsten der Kameraden zu nutzen, zu seiner eigenen Sicherheit. Im Falle von Verrat hätte die SS weder Namen noch Fakten aus ihm herausprügeln können. Ottomar hatte festgestellt, dass der SS-Blockführer Schramm Häftlingspost aus Faulheit und Boshaftigkeit nicht immer an die Ge-

dem Gesicht zur Wand stehen bleiben. Nach längerer Zeit konnten die Betroffenen die Hände nicht mehr selbstständig herunternehmen und in normale Haltung bringen, was neue Schikanen zur Folge hatte.

2 Stoffdreiecke in der Farbe der Häftlingsgruppe.

3 Blockstärke: Zahl der Häftlinge auf dem Block.

fangenen ausgab. Er ersann Möglichkeiten, dass die Häftlinge seines Blocks und die in den Außenlagern, vor allem Deutsche, Österreicher, Franzosen, Luxemburger, Belgier, Niederländer, Dänen, Norweger, Tschechen und Slowaken, ihre Post, in der sich oft Fotos befanden, tatsächlich erhielten. So blieb der Kontakt zu den Familien erhalten, was für die Festigung des Überlebens- und Widerstandswillens sehr wichtig war.

So oft es möglich war, schmuggelte er Lebensmittel aus der Truppenküche ins Lager und half so, die Not zu lindern. Mit Hilfe der Häftlingsschreibstube und der Arbeitsstatistik nutzte er Möglichkeiten, um schwache und kranke Kameraden vor dem Transport in Vernichtungskommandos oder nach Auschwitz zu bewahren. Beteiligt war er an der Rettung einiger vom Tode bedrohter »alliiertes Terrorflieger« der britischen Royal Air Force. Für einen im August 1944 eingelieferten Transport sowjetischer Frauen, der nach Ravensbrück gebracht werden sollte, wie für die Kinder von Buchenwald wurden illegale Solidaritätsaktionen durchgeführt, an denen Ottomar ebenfalls beteiligt war. Bei allen Aktionen riskierte er nicht nur seine im Vergleich zu anderen Häftlingen privilegierte Stellung im Lager, sondern auch sein Leben, denn die ständige unmittelbare Nähe zur SS, die sich aus der Häftlingsfunktion ergab, schloss zusätzliche Möglichkeiten, entdeckt zu werden, ein.

Im Januar 1945 sprach ihm Otto Storch im Namen der illegalen Leitung der Kommunistischen Partei das Vertrauen aus. Er betonte, dass sich Ottomar im Lager bewährt habe und nahm ihn als Mitglied in die KPD auf. Da war Ottomar dreiundzwanzig Jahre alt. Noch heute sieht er diesen Moment als einen Höhepunkt seines politischen Lebens.

Viele Jahre später schrieb er darüber: »Mein Versprechen, das ich mir selbst gegeben habe, alles zu tun, um so wie meine Vorbilder zu werden, ich bin sicher, das habe ich in meinem weiteren Leben gehalten.«<sup>4</sup>

Wenige Tage vor der Befreiung des Lagers, am 4. April 1945, gab die SS durch den Lautsprecher den Befehl: »Alle Juden am Tor antreten!« Ottomar, der sich zur Vorbereitung des Abendappells in der Häftlingsschreibstube aufhielt, stimmte mit seinen Genossen überein, dass die SS offensichtlich die Liquidierung aller jüdischen Kumpel beschlossen hatte. Um das zu verhindern, wurde vom illegalen Lagerkomitee die Parole ausgegeben, dass kein Jude zum Tor gehen solle. Auf dem Rückweg zu seinem Block, zu diesem Zeitpunkt der Block 48, kamen ihm jedoch drei- bis vierhundert vorwiegend ungarische und polnische jüdische Häftlinge entgegen. Sie waren vom Stubendienst, einem Deutschen, in Richtung Tor geschickt worden. Ottomar hieß sie augenblicklich zurückzugehen, tilgte im Blockbuch die hinter den Namen eingetragene Bezeichnung »Jude« und setzte dafür ihre Nationalität ein. Den Insassen des Blocks ließ er durch Vertrauensleute klarmachen, dass sich unter ihnen keine

4 Ottomar Rothmann, Bericht 1993.

Juden befänden. Damit erhielten die von der SS zum Tode Verurteilten eine neue Lebenschance. Ein solch riskantes Vorgehen war erst Anfang April 1945 möglich. Zu jedem anderen zurückliegenden Zeitpunkt hätte die SS jeden einzelnen Häftling aus dem Block herausgeholt, lebendig oder tot.

Am 6. April 1945 kam es erstmals zum öffentlich organisierten Widerstand gegen Maßnahmen der SS. Am Morgen waren sechszwanzig Namen von Häftlingen bekannt gegeben worden, von denen die Lagerleitung vermutete, dass sie an der Spitze der illegalen Widerstandsorganisation ständen. Sie sollten in letzter Minute ermordet werden.

Benno Biebel, der die betreffende SS-Liste über den Kapo der Schreibstube, Hans Neumeister, schon am Abend des 5. April in die Hände bekommen hatte, erkannte sofort die Gefahr, als er die Namen las. Er informierte das Internationale Lagerkomitee. Dieses fasste den Beschluss, aus der Illegalität herauszutreten und die Genossen unter den Schutz des gesamten Lagers zu stellen und zu verstecken.

In Ottomars Block gab Otto Storch diesen Beschluss öffentlich bekannt und sagte dazu: »Wer Verrat übt, verwirkt sein eigenes Leben.«<sup>5</sup> Unter vier Augen teilte er Ottomar Rothmann mit, dass er die Verantwortung dafür tragen würde, den Blockältesten der Häftlingsschreibstube, Hans Neumeister, in der Baracke zu verstecken. Die Suche der SS nach den Häftlingen, die auf der Liste standen, blieb erfolglos. Alle sechszwanzig wurden gerettet.

Bis zum 11. April trieb die SS täglich noch Tausende Häftlinge aus dem Lager. Obwohl das Internationale Lagerkomitee alles tat, um die Evakuierungen in Erwartung der amerikanischen Befreier zu verzögern, konnte es nicht verhindern, dass noch ungefähr dreißigtausend Häftlinge das Lager verlassen mussten und dass noch Unzählige auf den Todesmärschen starben oder ermordet wurden.

Am 11. April 1945 gegen elf Uhr heulten plötzlich die Sirenen, und der Rapportführer gab allen SS-Angehörigen durch den Lautsprecher den Befehl, das Lager zu verlassen. Das weitere Geschehen beschreibt Ottomar Rothmann so: »Ich sah im Lager bewaffnete Kameraden, die auf das Tor zustürmten, und andere den Zaun an der Westseite niederreißen. Es wurde geschossen, und die ersten SS-Leute kamen mit erhobenen Armen ins Lager. Hans Eiden, unser Lagerältester, sprach dann durch den Lautsprecher zu uns. Folgendes habe ich in Erinnerung: »Kameraden, wir sind frei! Die SS ist geflohen. Bleibt alle auf eurem Posten. Es darf kein Chaos entstehen. Haltet Disziplin! Ein Internationales Lagerkomitee hat die Macht übernommen.«<sup>6</sup>

Noch am gleichen Tag setzte im befreiten Lager eine rege politische Tätigkeit ein, die weit über die Lagergrenzen hinausreichte. Ottomar begann im

5 Ebenda.

6 Ebenda.

»Thüringen Komitee« mitzuarbeiten, das von dem Kommunisten Walter Wolf geleitet wurde. Bis zur offiziellen Entlassung der befreiten Häftlinge hatte das »Thüringen Komitee« seinen Sitz im Lager Buchenwald, danach in Weimar. Unter dem Namen »Anti-Nazi-Komitee« war es von den Amerikanern zugelassen worden. Außer ehemaligen Buchenwaldern gehörten ihm einige Kommunisten an, die nicht im Lager waren, wie zum Beispiel Hugo Günther und Liesel Martin. Die Aufgabe des Komitees bestand in der Organisation der Neugestaltung des völlig zusammengebrochenen zivilen Lebens in Thüringen. Dazu waren Nazis aus den Ämtern und Verwaltungen zu entlassen und die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln, Strom, Medikamenten und anderem Lebenswichtigen anzukurbeln.

Der 19. April 1945, an dem einundzwanzigtausend überlebende Häftlinge aus über dreißig Ländern der Erde ihrer toten Kameraden gedachten und den Schwur ablegten, ihren Kampf nicht eher einzustellen, bis auch der letzte Schuldige vor den Richtern der Völker stehen würde, blieb Ottomar Rothmann bis heute fest im Gedächtnis. Zeit seines Lebens war er bemüht, so zu handeln, wie es der Buchenwaldschwur von den Überlebenden forderte.

Ab Mai 1945 lebte Ottomar Rothmann in Weimar. Zusammen mit anderen Genossen des »Anti-Nazi-Komitees« löste er die überwiegend mit Nazis besetzten Gemeinderäte in den Orten Berlstedt, Neumark, Vippachedelhausen und Markvippach auf. Finanziell war die Situation für ihn noch ungeklärt, so dass er die Wohnung und seinen Lebensunterhalt vorerst von der »Stütze« bezahlen musste, die ihm das Wohlfahrtsamt gewährte. Ende Juli erhielt er von seinem ehemaligen Buchenwaldkameraden Erich Reschke, der zu diesem Zeitpunkt Polizeipräsident von Thüringen war, und dem Landeskriminaldirektor Hermann Geisler den Auftrag, gemeinsam mit anderen, fast ausschließlich Buchenwaldern, eine neue Kriminalpolizei in Weimar aufzubauen, weil diese für den antifaschistisch-demokratischen Neubeginn von zentraler Bedeutung war. Er bekam ein festes Gehalt, von dem er leben konnte. Neben der Gewinnung antifaschistisch eingestellter Menschen für den Polizeidienst wurde die Bekämpfung der nach dem Krieg rapide anwachsenden Kriminalität, des Schieberunwesens und der Jugendkriminalität zur Hauptaufgabe der Gruppe.

Am 1. Oktober 1946 wechselte Ottomar Rothmann zum Landesamt für Land- und Forstwirtschaft. Als Leiter der Befehlsstelle war er im Auftrag des Landwirtschaftsdirektors, seines Buchenwalder Kameraden Otto Storch, verantwortlich für die termingerechte Erfüllung der SMA-Befehle.<sup>7</sup> Später wurde er Persönlicher Referent des Ministerialdirektors Dr. Wiese und zuletzt Personalreferent für den Bereich Landwirtschaft des Landes Thüringen.

7 Befehle der Sowjetischen Militäradministration. Diese Befehle waren die militärische Form von Gesetzen und Verordnungen, mit denen die sowjetische Besatzungsmacht bis zur Gründung der DDR im Oktober 1949 ihre Oberhoheit entsprechend der alliierten Beschlüsse ausübte.

Im privaten Bereich traten ebenfalls Veränderungen ein. Anfang 1947 heiratete Ottomar Christel, eine Umsiedlerin aus Ostpreußen, und noch im gleichen Jahr kam ihr erster Sohn, Mario, zur Welt.

Im Mai 1948 beauftragte ihn seine Partei, seit 1946 die SED, vorübergehend das Staatsgut Brühheim im Kreis Gotha zu leiten. Dort wurde Pferde-, Rinder-, Schweine- und Schafzucht betrieben. Nachdem er die Stelle angetreten hatte, zog seine Familie nach. Seine Frau konnte ihn von diesem Zeitpunkt als Verantwortliche für den Küchen- und Vorratsbereich wesentlich unterstützen.

Obwohl Ottomar Rothmann über keinerlei fachliche Voraussetzungen für die Tierzucht verfügte und mehrfach komplizierte Situationen in den Ställen eintraten, leistete er bis zum Dienstantritt eines qualifizierten Verwalters im Frühsommer 1948 in Brühheim gute und verantwortungsbewusste Arbeit. Trotzdem war er froh, sich danach wieder seinen Aufgaben im Ministerium widmen zu können.

Am 1. Mai 1951 wurde er für sein Engagement im Landwirtschaftsministerium mit der Medaille für ausgezeichnete Leistungen geehrt.

Ein halbes Jahr später berief ihn der Innenminister des Landes Thüringen, Willy Gebhardt, ebenfalls ein Buchenwalder Kamerad, für eine zeitweilige Vertretung als Kaderleiter des Ministeriums für Justiz. Diese Funktion übte er von Januar bis März 1952 aus, dann wurde er Personalleiter der Deutschen Notenbank, Landeszentrale Thüringen, in Weimar. Diese Stadt wurde schließlich der endgültige Wohnsitz der Familie. Am 29. Mai 1952 kam der zweite Sohn, Werner, zur Welt.

Im August 1953 bot die Abteilung Wirtschaft der Bezirksleitung der SED in Erfurt Ottomar an, die Deutsche Handelszentrale Lebensmittel Erfurt als Direktor zu übernehmen. Das entsprach viel stärker seiner fachlichen Qualifikation als alle vorherigen Aufgaben. Deshalb übernahm er die Arbeit sehr gern, und es gelang ihm, bis zur Übernahme einer neuen Funktion im September 1960, mit viel Einfallsreichtum und großem persönlichen Einsatz die sehr komplizierte Situation der Lebensmittelversorgung der Bevölkerung nach und nach zu stabilisieren.

Im Herbst 1960 wurde er Vorstandsmitglied »Produktion« im Konsum-Genossenschaftsverband im Bezirk Erfurt. Die Umstellung vom Handel auf die Produktion von Lebensmitteln fiel ihm nicht leicht, und er benötigte fast ein Jahr für die Einarbeitung. Da er gewöhnt war, Neuland zu betreten, kämpfte er sich durch und blieb bis 1974 in diesem Bereich mit Erfolg.

Als ihm im November 1974 der Direktor der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte, sein Buchenwalder Kamerad Klaus Trostorff, den Vorschlag unterbreitete, die Leitung der im Entstehen begriffenen pädagogischen Abteilung zu übernehmen, sagte er nach gründlicher Überlegung zu.

Bis zu seinem Renteneintritt im Dezember 1986 erwarb er sich beim Aufbau der Abteilung und der Befähigung ihrer Mitarbeiter große Verdienste. Beson-

deren Wert legte er auf die Vorbereitung und Durchführung politisch zielgerichteter und qualitativ hochwertiger Führungen von Jugendgruppen und ausländischen Gästen, deren Zahl in diesen Jahren stark anstieg. Wichtig war ihm, neben dem Verstand das Gefühl der Besucher anzusprechen. Seine Arbeit brachte es mit sich, dass er hochrangige Staatsgäste kennenlernte. Zu Ihnen gehörten der Kardinalstaatssekretär Agostino Casaroli, der Botschafter der Republik Österreich, der damalige Ministerpräsident von Schleswig-Holstein und spätere Finanzminister Stoltenberg und die Gattin des damaligen Ministerpräsidenten von Luxemburg, Frau de Liliane Thorn-Petit mit ihrem Sohn.

Von 1979 an arbeitete Ottomar Rothmann mit Gruppen der »Aktion Sühnezeichen – Friedensdienste« zusammen. Die engagierten jungen Leute beeindruckten ihn sehr, und er wurde ein geschätzter Gesprächspartner für sie, bis heute.

Auch nach seiner Pensionierung blieb Ottomar Rothmann der Gedenkstätte verbunden. Als Mitglied des Häftlingsbeirates der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora nimmt er aktiv Einfluss auf deren Arbeit. Kaum ein Monat vergeht, in dem er nicht in Zeitzeugengesprächen mit Jugendlichen auftritt.

Als Mitglied der Partei des Demokratischen Sozialismus und des Kreisvorstandes des Thüringer Verbandes der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschisten in Weimar steht er auch im fortgeschrittenen Alter mitten im gesellschaftlichen Leben.

*Irmgard Seidel*

*Der Text wurde von Ottomar Rothmann 2005 autorisiert.*

Foto: privat

Maria und Adam König in den USA (v. l.)

# Adam König

**Geboren am 29. November 1922**

**Auschwitzhäftling Nummer 70056**

**Häftling in den KZ Sachsenhausen, Auschwitz,  
Mittelbau-Dora, Bergen-Belsen**

Als siebtes von später acht Kindern wurde Adam König am 29. November 1922 in Frankfurt am Main geboren. Dort besuchte er die Schule und begann mit seinem vierzehnten Lebensjahr eine Lehre als Klempner und Gas-Wasser-Installateur. Seine Eltern Natan und Berta König, gläubige Juden aus Polen, hatten vor 1914 ihre Heimat verlassen, um in Deutschland Arbeit zu finden. Sein Vater war Lagerist in einer Frankfurter Textilfabrik. Die Mutter trug als Aushilfe bei einem Textilgrossisten viel zum Lebensunterhalt der Familie bei. Den älteren, schon erwachsenen Geschwistern oblag zum großen Teil seine Erziehung. Die Eltern verstanden sich als unpolitisch, und in der Familie spielten politische Ereignisse keine bedeutsame Rolle. Umso gravierender war die Situation für die Familie, nachdem am 30. Januar 1933 an die Nazis die Macht übergeben worden war.

Dem Vater gelang es, nach Holland zu fliehen. Der Versuch des Vaters, für alle eine Aufenthaltsgenehmigung zu bekommen, blieb ohne Erfolg. Eine ältere Schwester war mit Adam dem Vater gefolgt. Sie mussten jedoch nach Deutschland zurückkehren. Die Geschwister Norman, Sabine und Jetty gingen nach Südafrika, Schwester Dora gelang die Flucht nach Palästina.

Kurz nach dem Überfall der Nazis auf Polen am 1. September 1939, dem Beginn des Zweiten Weltkrieges, wurden am 9. September in Frankfurt am Main alle polnischen und staatenlosen Bürger ab dem sechzehnten Lebensjahr verhaftet. Insgesamt waren es fast 600 Juden, die bei dieser Aktion in Haft kamen. Der jüngere Bruder von Adam König hatte erst einmal Glück, weil er noch zu jung war und somit vom Terror der SS verschont blieb. Adam König hingegen wurde festgenommen und kam als Staatenloser und Jude in das heutige Frauengefängnis nach Frankfurt-Preungesheim. Als staatenlos galten die Königs deshalb, weil der Vater Natan nach 1918 für seine Familie weder die polnische noch die österreichische Staatsangehörigkeit angenommen hatte. Im Gefängnis Preungesheim war er zusammen mit zwei weiteren Gefangenen in eine Einmannzelle gesperrt. Dafür, dass er wie die anderen verhaftet wurde, gab es für Adam König weder einen Haftbefehl, noch folgte eine Verurteilung. Zwei Monate Haft waren vergangen. Schließlich wurden die Gefangenen mit einem Zug, in dem Fall waren es mehrere aneinander gekoppelte und vergitterte Gefangenenwaggons, über Kassel nach Berlin transportiert. Auf den Stationen unterwegs wurden weitere Gefangene eingeladen, und nach der Ankunft in

Berlin sperrte man alle Häftlinge für weitere drei Tage in das Gefängnis des Polizeipräsidiums am Alexanderplatz.

Von dort wurden sie in das Konzentrationslager nach Sachsenhausen bei Berlin deportiert. Adam König wusste um die Existenz dieses Lagers, denn schon im November 1938 wurden im Zusammenhang mit dem Pogrom, der staatlich ausgelösten Verfolgungsaktion gegen die Juden, einige Bekannte aus seiner Stadt nach Sachsenhausen und Buchenwald gebracht.

»Damit Sie nicht denken, Sie wären hier in einem Sanatorium, zeigen wir Ihnen jetzt, was ein KZ ist«, waren die ersten Worte eines SS-Mannes bei der Ankunft im Konzentrationslager Sachsenhausen. Die neuen Häftlinge mussten auf dem Appellplatz antreten und wurden zu erniedrigenden und kräftezehrenden Übungen gezwungen. Anschließend trieb man sie zum Duschen, und dann wurde die zivile Kleidung gegen Häftlingskleidung getauscht. Bevor die Zuweisung in die Barackenunterkünfte erfolgte, wurden die Haare geschoren. Das war eine »Schikane, die den Zweck hatte, dem Menschen die Würde zu nehmen und ihn zu einer Nummer zu degradieren«.

Die Blöcke 37 bis 39 waren von November 1938 bis 1942 vorwiegend »jüdische Baracken«. Zusammen mit Juden aus Deutschland, Polen, der Tschechoslowakei, Österreich und anderen besetzten Gebieten wurde Adam König in den Block 39 eingewiesen. In den Blöcken 40 und 41 waren tschechische Studenten und im so genannten Kleinen Lager viele andere Ausländer.

Die SS unterschied und kennzeichnete die Häftlinge nach dem Grund der Verhaftung. Auf die Brust genähte Winkel, die sich jeweils in der Farbe und der Form unterschieden, machten von weitem erkennbar, weshalb sich der Häftling im Lager befand. So trug Adam König zum Beispiel den roten Winkel mit einem gelben Dreieck auf dem Kopf stehend. Die beiden zusammengefügte Dreiecke symbolisierten den David-Stern. Häftlinge mit krimineller Vorgeschichte bekamen einen grünen Winkel, und rot stand für einen, bei dem der politische Hintergrund entscheidend für die Inhaftierung war. Man musste sich als Häftling aber immer bewusst sein, dass die SS sich diese Kennzeichnung erdacht hatte. Menschen danach zu beurteilen wäre fatal gewesen.

Im Block 39, in dem Adam König war, gab es keine größeren Unstimmigkeiten zwischen den Häftlingen, unproblematisch war das Leben in den Baracken nicht. So versuchte schon mal einer, auf Kosten anderer an mehr Nahrung zu gelangen. In solchen Fällen musste gut aufgepasst werden. Es gelang zumeist, die Probleme, die auftraten, untereinander zu klären. Es kam vor, dass jemand zurechtgewiesen oder ausgeschlossen wurde, und der begriff dann recht schnell, worum es ging. Raucher, die ihr Laster nicht im Griff hatten, tauschten häufig Zigaretten gegen Nahrung, ihnen wurde immer wieder deutlich gemacht, wie falsch sie handelten und dass sie ihr Leben aufs Spiel setzten. Menschen mit Autorität unter den Häftlingen konnten in die Klärung der oft komplizierten zwischenmenschlichen Probleme einbezogen werden.

Aufgrund der komplizierten und angespannten Umstände waren die eingesperrten Menschen oft nervös, und es kam auch zu Streitigkeiten und Auseinandersetzungen. Todesfälle durch Krankheit, Schwächung, psychischen Terror und Schikanen führten zu einer ständig angespannten Lebenssituation.

Die wenigen gestatteten Freiräume für Häftlinge wurden von diesen genutzt, um das Selbstwertgefühl immer wieder zu stärken. Sie improvisierten zum Beispiel Theaterstücke, feierten Geburtstage, sangen zu Weihnachten Lieder, veranstalteten Schachmeisterschaften, lasen Bücher und diskutierten darüber und hielten Vorträge. Solche Veranstaltungen wurden teilweise sogar geduldet. Sie durften keinen politischen Charakter tragen, und der Blockälteste musste einverstanden sein. In wenigen Ausnahmefällen schrieben Häftlinge Gedichte und Lieder. Adam König beteiligte sich unter anderem an einer Sketchaufführung zu Weihnachten. Diese Form kulturvoller Betätigung war eine Möglichkeit, der Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit entgegenzutreten.

Die SS war auf die Arbeit der Häftlinge angewiesen. Die Aufrechterhaltung der Lagerordnung und vor allem die Produktion von kriegswichtigen Gütern waren ohne sie nicht denkbar. Das SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamt hatte festgelegt, dass jüdische Häftlinge durch Arbeit zu vernichten wären. Für die Häftlinge hatte es lebenswichtige Bedeutung, eine Arbeit zugewiesen zu bekommen, bei der die körperlichen Kräfte nicht zu sehr in Anspruch genommen werden mussten. Am beliebtesten war es, in der Küche zu arbeiten. Dies bedeutete, immer genügend zu essen zu haben, auch war die Arbeit weniger anstrengend, wobei in jedem Kommando schwer gearbeitet werden musste.

Eine wichtige Funktion hatte der Blockälteste. Jüdischen Häftlingen war die Wahrnehmung einer solchen Funktion untersagt. Der Blockälteste war für die Hygiene und die Essenzuteilung im Block verantwortlich. Von ihm hing ab, ob alle gleich viel zu essen bekamen oder ob bestimmte Leute bevorzugt wurden. Außerdem war der Blockälteste für das Erscheinen aller Häftlinge seiner Baracke zum Appell verantwortlich. Die Anwesenheit der Häftlinge wurde dann dem Blockführer, einem SS-Mann, gemeldet, und der meldete es wiederum dem Rapportführer. Sobald das komplette Lager durchgezählt war, meldete der Rapportführer dem Lagerführer die Gesamtzahl. In Sachsenhausen waren etwa 13 000 bis 14 000 Häftlinge inhaftiert.

Einige Wochen nach seiner Ankunft, ab Anfang Januar 1940, musste Adam König zur Arbeit ins Klinkerwerk. Dorthin marschierte er zusammen mit den meisten Häftlingen aus seiner Baracke. Die Häftlinge, für die keine »richtige« Arbeit vorhanden war, wurden mit sinnlosen Tätigkeiten schikaniert. Adam König arbeitete im Erlengrund, einem Sumpfbereich mit vielem Strauchgewächs. Die Häftlinge hatten das Sumpfbereich trocken zulegen.

Sein Arbeitskommando bestand aus etwa zwanzig Häftlingen, hauptsächlich Juden. Der Vorarbeiter dieses Kommandos war ein politischer Gefangener aus Deutschland. Vermutlich durch seine längere Haftzeit völlig demoralisiert,

war er ein sehr schlechter Vorarbeiter. Man konnte den Eindruck haben, er wäre ein SS-Mann. Er schreckte nicht davor zurück, Häftlinge zu schlagen. Die Frage, wen man als Vorarbeiter hatte, war eine sehr wichtige, wenn nicht gar existenzielle, denn er war maßgeblich für das Wohl oder Elend verantwortlich. Unter den Gefangenen gab es aber auch welche, die sich Gedanken darüber machten, wie ein Vorarbeiter abgelöst und durch einen ersetzt werden könnte, der seinen Mitgefangenen gegenüber kameradschaftlich gesonnen war. Mitunter konnte so etwas gelingen.

Albert Buchmann, ein ehemaliger kommunistischer Reichstagsabgeordneter, war im Konzentrationslager zu Adam Königs Zeit Gehilfe des Arbeitseinsatzführers. Ihm gelang es durch seinen Mut, vieles in Bezug auf die Bestimmung der Vorarbeiter und die Einteilung der Arbeitskräfte zu bewegen. Teilweise war es sogar möglich, an das Interesse der SS zu appellieren, die Arbeitskräfte zu schonen. Für solche Vorarbeiter war ihre Tätigkeit zumeist eine lebensgefährliche Gratwanderung, weil sie sich der Skrupellosigkeit und terroristischen Willkür der SS im Rahmen ihrer Möglichkeiten entgegenstellten. Harry Naujoks, Kommunist und Gewerkschafter, war von Mai 1939 bis September 1942 1. Häftlings-Lagerältester. Weil er sich in den Augen der SS zu sehr für die Häftlinge einsetzte, wurde er abgesetzt und in das KZ Flossenbürg in den Steinbruch geschickt.

Aufgrund seiner Berufsausbildung wurde Adam König in der Schlosserei eingesetzt. Zu der Zeit war der Erlengrund noch nicht vollständig trockengelegt. Die Schlosserei, ein Kommando aus nur wenigen Häftlingen, befand sich in einer kleinen Baracke in der Nähe des Lockschuppens. Adam König war wochenlang damit beschäftigt, eine dort stehende Diesellokomotive fahrtauglich zu machen.

Nach der erfolgreichen Instandsetzung der Lokomotive wurde Adam König dann für sechs Monate in die Tongrube abkommandiert, als Gehilfe des dortigen Baggerführers Hugo, einem politischen Häftling. Das Kommando in der Tongrube bestand aus etwa zwanzig bis dreißig Häftlingen, zumeist Juden. Zur Tongrube mussten die Häftlinge täglich mit einer Schmalspurbahn zum ca. acht Kilometer entfernten Zehlendorf befördert werden.

Ab 1942 wurden Häftlinge auch in der Rüstungsindustrie eingesetzt.

Der SS-Kommandoführer, Richard Hoffmann, war sehr brutal, später stand er beim Sachsenhausen-Prozess in Köln vor Gericht; er wurde verurteilt – Adam König hatte als Zeuge ausgesagt.

Zum Überleben im Lager gehörten nicht zuletzt viele glückliche Umstände. Adam König war noch jung, sportlich trainiert und somit widerstandsfähig. Durch seine berufliche Qualifikation wurden ihm oft erträglichere Arbeiten zugewiesen. Trotzdem war es im Lager nicht möglich, sich alleine durchzukämpfen. Freundschaft und gegenseitige Hilfe bedeuteten ein unverzichtbares Gut, um zu überleben.

Mit dem größten Teil seiner »Gruppe« blieb er während der gesamten Haftzeit zusammen, fünf von ihnen erlebten die Befreiung.

Im Juni 1941 kam Adam König in das »Speer-Kommando«, ein nach dem NS-Architekten Albert Speer benanntes Kommando, das im Steinbearbeitungswerk eingesetzt wurde. Die ungefähr dreißig Häftlinge hatten die Aufgabe, von einem Unterseekabel, welches die Nazis gekappt hatten, die Ummantelung zu entfernen und zu zerlegen. Das gewonnene Kupfer war wichtiger Rohstoff für die Rüstungsindustrie. Adam König arbeitete in der dortigen Schmiede zusammen mit einem Österreicher und einem Tschechen. Sie erledigten Reparatur- und Schweißarbeiten. Der Vorarbeiter Adolf war ein anständiger Mensch mit grünem Winkel. Er galt als Häftling in befristeter Vorbeugehaft, die er nach seiner verbüßten Gefängnisstrafe antreten musste, in den Augen der SS ein Berufsverbrecher.

Im Oktober 1942 waren noch ungefähr vierhundert Juden in Sachsenhausen, die auf den Transport nach Auschwitz vorbereitet wurden. So lange wie möglich trachtete die SS, die Häftlinge über die wahren Absichten zu täuschen. Achtzehn von ihnen, darunter Adam König, versuchten, während des Abendappells aus einer Isolierbaracke auszubrechen. Sie rannten auf den Appellplatz. Die SS-Leute hatten ihnen bis auf ihren Drilllichanzug und ein Paar Holzpantinen alles weggenommen, was ein deutliches Zeichen dafür war, dass sie erschossen werden sollten. Wie die Schafe zur Schlachtbank wollten sie sich nicht prügeln lassen. Sie hatten von der Erschießung von sechsundneunzig jüdischen Geiseln am 28. Mai 1942 und von weiteren einhundertvierundfünfzig ermordeten Berliner Juden im Industriebhof des KZ Sachsenhausen erfahren und rechneten mit dem Schlimmsten. Die Mordaktion an den Berliner Juden erfolgte als Rache auf die Widerstandsaktion der Herbert-Baum-Gruppe im Berliner Lustgarten. Auf dem Appellplatz wurde die Gruppe von SS-Leuten zusammengeschlagen. Noch am selben Abend ging es zum Transport in das Konzentrationslager Auschwitz, wo sie am 25. Oktober 1942 ankam.

Nach acht Tagen im Stammlager wurde Adam König nach Auschwitz-Monowitz überführt, wo er bis zum 17. Januar 1945 Häftling Nr. 70056 war.

An schwerer Gelbsucht erkrankt, wurde er in den Häftlings-Krankenbau eingewiesen. Dort traf er auf politische Häftlinge, die sich bemühten, etwas für die Selbstbehauptung der Häftlinge zu tun. Ludwig Wörl aus dem KZ Dachau half ihm, wieder zu Kräften zu kommen. Es gelang ihnen, Adam König, als noch nicht ausgeheilt, für einige Wochen als Hilfspfleger im Krankenbau zu halten.

Mit dem 12. Januar 1945, dem Beginn der großen Offensive der Roten Armee, zeichneten sich für die Häftlinge in Auschwitz Veränderungen ab. Die Häftlinge der Konzentrationslager, die sich im Osten befanden, wurden nach Deutschland verlegt. Am 17. Januar mussten sie zum Abmarsch nach Gleiwitz antreten. Es wurde ein Nacht- und Tagesmarsch, später Todesmarsch genannt.

Jeder hatte seine Decke zu nehmen und bekam ein Brot. Auf dem Gleiwitzer Güterbahnhof stand ein Zug mit offenen Waggons, in dem sie acht Tage und Nächte durch Eiseskälte fuhren. Neben Adam König starben Häftlinge, die von den Lebenden während der Fahrt über die Wagenkante geworfen wurden. Dass Menschen diese Tortur überlebten, grenzt an Wunder. Nach acht Tagen kam der Transport im KZ Mittelbau-Dora an. Dort wurden die völlig erschöpften und verstörten Überlebenden auf die hoffnungslos überfüllten Blocks des Lagers am Kohnstein aufgeteilt. Und ständig kamen neue Transporte.

Eine geordnete Registratur erfolgte nicht mehr. Befehle: »Juden nach vorn!« beachteten viele nicht mehr, wodurch sie sich Hoffnung auf Überleben bewahrten. Adam König und seinem Kameraden Adolf Lindenbaum gelang es, sich in ein Gärtner-Kommando einteilen zu lassen. Bis zur Erschöpfung leistete er härteste körperliche Arbeit. Mitte März traf er auf einen Bekannten, einen so genannten Berufsverbrecher aus dem Klinkerwerk im KZ Sachsenhausen. »Junge«, versprach der ihm, »ich versteck dich in meiner Baracke. Ich bin dort Blockältester. Du machst bei mir Stubendienst und erholst dich.«

Am 4. April war das Mittelbau-Dora-Nebenlager Boelcke-Kaserne bombardiert worden, und viele Häftlinge waren umgekommen. Mit Hunderten anderen Häftlingen trat Adam König erneut zum Transport an. Wieder hatten sie einen Zug zu besteigen, in offenen Waggons wurden sie zum KZ Bergen-Belsen gebracht. Auf dem weiten Gelände standen alte Pferdeställe. Diese waren in »Stuben« unterteilt, in die zehn bis zwölf Häftlinge, die meisten schon in Agonie, eingewiesen wurden.

Beim Fußmarsch vom Zug-Haltepunkt in das Lager lief mit Adam König ein Wehrmachtsarzt. Der gab zu erkennen, dass er sich durch das Erlebte im Lager abgestoßen fühlte, er sei eingezogen und nicht freiwillig in Bergen-Belsen. Adam König fragte ihn: »Können Sie uns helfen?« Der uniformierte Arzt reagierte menschlich. Er kam später zu Adam König zurück und brachte aus den Beständen der Apotheke des Krankenreviers Sulfonamide. Zugleich forderte er den ihm bis dahin unbekanntes Häftling auf, mitzukommen und je einen kleinen Sack mit Haferflocken und Zucker abzuholen.

Mitte April erreichten britische Truppen den Raum Bergen-Belsen. Tag der Befreiung war für Adam König der 15. April 1945. Im Gefolge der britischen Besatzungstruppen waren Ärzte, Krankenpfleger und Schwestern des Internationalen Roten Kreuzes in das Lager gekommen. Die Überlebenden atmeten auf. Verständlich war ihr Bestreben, so schnell wie möglich wieder in die Heimat zu gelangen. Das Lagergelände ließen die Briten weiterhin bewacht. Die Aufgabe übertrugen sie der ungarischen Militäreinheit, die von der SS in den letzten Wochen zu diesem Zweck vom benachbarten Truppenübungsplatz hinzugezogen worden war.

Die britischen Militärbefehlshaber sahen sich zu dieser Entscheidung genötigt, da ihre Truppen noch in Kämpfe mit der zurückweichenden deutschen

Wehrmacht verwickelt waren. Das Übergreifen einer Fleckfieber- und Typhus-Seuche vom KZ Bergen-Belsen auf die Region musste verhindert werden.

Adam König hatte unter seinen Bekannten in der Baracke Holländer. Mit ihnen wollte er ziehen und in Erfahrung bringen, was aus seinem Vater geworden war. Der holländische Transport ging über Aachen nach Eindhoven, wo ein Landheim für Rückkehrer eingerichtet war. Adam König wollte weiter nach Hilversum. Von dort war die letzte Post des Vaters gekommen. Nach Hilversum zu gelangen war unmöglich. Die Schleusen waren geöffnet, große Teile des Landes standen unter Wasser. Es bestand Seuchengefahr. Er konnte nichts in Erfahrung bringen.

Adam König schickte Briefe an seine Geschwister Norman, Sabine und Jetty in Südafrika, an Dora in Palästina. Er wandte sich an den Suchdienst des Internationalen Roten Kreuzes. Er erfuhr, die zuständige Kommission in Holland hatte Vater Natan König offiziell für tot erklärt. Es konnte nur noch sein Weg in das Sammellager Westerbork und von dort in ein Vernichtungslager verfolgt werden. Von der Familie überlebten die vier ausgewanderten Geschwister und Adam König.

Adam König entschloss sich, in seine alte Heimatstadt zurückzukehren. Er gelangte ohne Papiere nach Kevelaer, nicht weit hinter der holländischen Grenze. US-Soldaten griffen ihn auf. An einen von ihnen wandte er sich und bat um neue Stiefel. Doch einige Zeit musste er in einem Camp für Displaced Persons (DPs) bleiben. Die US-Behörde, offensichtlich der militärische Geheimdienst, war misstrauisch. Er wurde in einem Kellerloch festgehalten. Der US-Offizier ließ erst mit sich reden, als Adam König aus einem ihm vorgelegten hebräischen Buch vorlesen konnte.

Erst in Frankfurt am Main erhielt er sein erstes offizielles Personalpapier, das ihn als Opfer des Faschismus auswies. Er erhielt eine Lebensmittelkarte, Überbrückungsgeld und Unterkunft in einem für KZ-Rückkehrer frei geräumten Trakt eines großen Krankenhauses. Die Stadt lag nach den Bombenangriffen während des Krieges zu großen Teilen in Schutt und Asche.

Adam König wurde bekannt mit dem Buchenwald-Rückkehrer Ferdinand Römhild. Otto Roth, ebenfalls aus Buchenwald zurück, leitete die Kommission Opfer des Faschismus. Später war er Gründer der VVN in Frankfurt am Main. Adam König wurde um Mitarbeit gebeten. Lore Wolf war dabei, ebenso zwei Frauen, die der SPD angehörten.

Nach Frankfurt am Main kam auch Ludwig Hess, der eine Polin mitbrachte. Adam und Ludwig waren schon im KZ Sachsenhausen Freunde geworden. In Monowitz hatten sie sich im Häftlingskrankenbau wiedergesehen. Es war ihm gelungen, vor der SS seine Beinbehinderung zu verbergen. Im Winter 1945 war er auf Transport nach Theresienstadt gegangen. Dort half er bei der Versorgung Typhuskranker. Dabei begegnete ihm Maria Wollenberg, die als Jüdin in Polen verfolgt war. Noch sechs Wochen, bis weit in den Som-

mer hinein, hatten Maria und Ludwig Hess die Schwerkranken in Theresienstadt versorgt.

Adam und Maria trafen sich in Frankfurt am Main, und sie blieben ein ganzes Leben zusammen. Maria erinnerte sich:

»Ich sprach kaum Deutsch, er kein Polnisch, doch wir verstanden uns. Unsere Gemeinsamkeit war der Anfang.«

Maria König wollte nicht in Deutschland bleiben. Adam König dachte an seine Geschwister in Südafrika. Doch dann nahm er Verbindung zu einem Onkel auf, der in New York lebte. Das demokratische Land Amerika schien ihnen beiden verheißungsvoll. So reisten sie Anfang 1947 mit einem US-Truppentransporter über den Ozean in die USA. In New York fand Adam König schnell Arbeit in seinem Beruf. Er verdiente gut als Klempner und Installateur. Die Eheleute König suchten und fanden bald Kontakte zu linken Kreisen. Sie begegneten den German-Americans, die als Emigranten zurück nach Deutschland strebten. Sehr bald spürten sie, der amerikanische »way of life« wurde vom Geld bestimmt. Sie fühlten sich verloren, und schon nach einem halben Jahr begannen sie, für die Rückkehr nach Deutschland zu sparen. Sie suchten brieflich Kontakte zu Freunden im Osten Deutschlands, in der sowjetischen Besatzungszone.

1949 erfuhren sie von der Gründung der Deutschen Demokratischen Republik. Adam König erinnerte sich, zu der Zeit in einem Klampfenchor deutscher

Übersiedler engagiert, Text und Noten der DDR-Hymne »Auferstanden aus Ruinen und der Zukunft zugewandt« in die Hand bekommen zu haben. Mit Freude spielte er das Zukunft verheißende Lied gemeinsam mit seinen Kameraden.

1950, drei Jahre lebten sie nun schon in der Millionenstadt New York, konnten die Königs ihre Absicht wahr machen. Sie hatten das Geld für die Rückreise nach Europa zusammengespart. Mit dem schwedischen Schiff »Stockholm«, es sollte Jahre später das FDGB-Urlauberschiff »Völkerfreundschaft« werden, ging es für sie nach Kopenhagen. Über Hamburg fuhren sie zurück nach Frankfurt am Main, und von dort reisten sie nach Berlin.

Im Mai war ihnen Chemnitz als neuer Aufenthaltsort zugewiesen worden. Adam König hatte sofort Arbeit in einem volkseigenen Betrieb bekommen, in dem Spinnereimaschinen hergestellt wurden.

Sie waren jetzt zu dritt, hatten einen Sohn. Adam König war inzwischen 28 Jahre alt. Wenige Wochen vergingen, als er im Betrieb eines Tages gefragt wurde, ob er studieren wolle. Das war ein willkommenes Angebot. So ging Adam König im September 1950 zur Arbeiter-und-Bauern-Fakultät, die es in der Deutschen Demokratischen Republik jungen Leuten ermöglichte, kostenlos das Abitur zu machen und danach ein Studium aufzunehmen. Schon nach zwei Jahren setzte er das Studium an der Pädagogischen Fakultät der Universität Leipzig fort und wurde Lehrer für Geschichte. Das war 1956. Das Ange-

bot, an seiner Fakultät Dozent zu werden, nahm er an und promovierte 1962. Bis 1987 lehrte er dann an der Humboldt-Universität zu Berlin. Maria König hatte noch vor dem Krieg als junges Mädchen in Polen ihr Abitur gemacht. Sie wurde Lehrerin, nachdem sie am Lehrerbildungsinstitut in Leipzig ihre Ausbildung absolviert hatte. Sie unterrichtete Schülerinnen und Schüler der ersten bis vierten Klasse und erteilte den Älteren Russischunterricht. Im Jahr 1978 ging sie in den Ruhestand.

Heute leben Adam König und seine Frau Maria in der Mitte Berlins, hoch oben im siebten Stock eines großen Neubau-Wohnblocks. Sie haben sich keineswegs zurückgezogen. Was in der Welt passiert, verfolgen sie aufmerksam. Jeden Morgen liest Adam seiner Maria aus der Zeitung vor. Sie, die mit Leidenschaft schöngestige Literatur las, hat nur noch ein schwaches Sehvermögen. Doch am Geschehen dieser Zeit will sie nach wie vor Anteil nehmen. Sie gehörte dem Geschäftsführenden Vorstand des Interessenverbandes der Verfolgten des Naziregimes (IVdN) an, der sich nach 1990 für die ostdeutschen Bundesländer gebildet hatte.

Bis heute engagiert sich Adam König in der Gemeinschaft ehemaliger Häftlinge des KZ Sachsenhausen, dem KZ, in dem er mit siebzehn Jahren Häftling wurde, weil er Jude war.

Zurückschauend auf das 20. Jahrhundert, sagt er heute: »Faschismus kann massenwirksam werden, wenn soziale Verunsicherung um sich greift. Menschen, die perspektivlos sind, können anfällig werden für soziale, nationalistische und rassistische Demagogie. Historische und politische Aufklärung und Bildung ist nach wie vor wichtig, und wir werden uns wie in der Vergangenheit daran beteiligen und dabei auch unsere eigene Geschichte und Lebenserfahrung einbringen.

Wir könnten auch darüber nachdenken, wie wir uns als organisierte Antifaschisten stärker als Teil der demokratischen Zivilgesellschaft begreifen, Kontakte zu anderen herstellen und so einen Beitrag leisten zur Demokratisierung der Gesellschaft. Zum Beispiel für mehr Elemente direkter Demokratie, für die friedliche Konfliktlösung, für die Wahrung der Rechte von Minderheiten.«

*Peter Hochmuth*

*Dank gilt Carsten Hochmuth, meinem Enkel, der Adam König interviewte.*

*Der Text wurde von Adam König im Dezember 2006 autorisiert.*

*Unter Verwendung eines Interviews von Regina Girod sowie:*

*»Zukunft des Gedenkens« Perspektiven antifaschistischer Erinnerungsarbeit. Begleitband zur Tagung. Lagergemeinschaft Ravensbrück Freundeskreis e.V., FreundInnen des Sachsenhausenkomitees, Potsdam 17.-19. Juni 2005, S. 19.*

*Dr. Adam König: Die Forderung nach einem demokratischen Antifaschismus.*

Alle Fotos: privat

Foto: KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora

# Ewald Hanstein

**Geboren am 8. April 1924**

**Auschwitzhäftling Nummer Z 8181**

**Buchenwaldhäftling Nummer 74557**

Geboren bin ich 1924 in Breslau, wo meine Eltern damals lebten und arbeiteten. Insgesamt waren wir sechs Kinder; ich war der Zweitälteste. Mein Vater Peter war Musiker, meine Mutter Maria Hausfrau. In Breslau wohnten wir in einem großen Haus; wir waren die einzige Sinti-Familie in der ganzen Stadt.

Als die Nazis an die Macht kamen, wurde unsere Familie auf jede nur erdenkliche Art schikaniert. Mein Vater war nicht nur Sinto, sondern außerdem Mitglied der SPD – für die Nationalsozialisten ein doppelter Verfolgungsgrund. Schon nach kurzer Zeit durfte mein Vater seinen Beruf nicht mehr ausüben und musste als Gärtner arbeiten, um uns zu ernähren. Auch in der Schule, in die meine Geschwister und ich in Breslau gingen, wurden wir als »Zigeuner« beschimpft; es waren immer die »Zigeuner«kinder oder die jüdischen Kinder, die als Stündenböcke herhalten mussten, wenn irgendetwas passiert war.

Als mein Vater einmal grundlos für zwei Tage eingesperrt war, beschloss er, mit uns von Breslau wegzugehen. Wir zogen daraufhin nach Berlin, weil dort unsere Angehörigen wohnten. Doch in Berlin war es noch schlimmer als in Breslau. Als wir dort ankamen, wurden wir sofort ins »Zigeuner-Gemeinschaftslager« Marzahn am Rande Berlins gebracht, wohin man ab Mitte der dreißiger Jahre die meisten Berliner Sinti-Familien verschleppt hatte. Mein Vater wurde bereits 1938 verhaftet und in das Konzentrationslager Sachsenhausen deportiert, wo er in den berühmten Klinkerwerken Zwangsarbeit leisten musste. Später kam er nach Neuengamme, wo ihn die SS ermordete. Sein Zwillingenbruder Paul wurde mit seiner ganzen Familie in Auschwitz-Birkenau umgebracht.

Ich war zunächst im Lager Marzahn interniert, wo ich anfangs noch in eine eigens für Sinti-Kinder eingerichtete »Schule« gehen konnte. Später wurde der Unterricht ganz verboten. Schließlich gelang es mir zu fliehen, und bis zu meiner Verhaftung und Deportation im Mai 1943 konnte ich in Berlin unerkannt arbeiten. Ich hatte Schlosser gelernt. Kurz vor meiner Festnahme war ich noch gemustert und als »kriegsverwendungsfähig« eingestuft worden.

Im Mai 1943 wurde ich durch Verrat einer deutschen Frau schließlich von der Gestapo an meiner Arbeitsstelle abgeholt und zunächst zum Gefängnis am Alexanderplatz gebracht. Dort wurden Berliner Sinti und Juden gesammelt; nach ungefähr acht Tagen wurde unser Transport zusammengestellt. Zunächst fuhren wir mit dem Zug bis nach Breslau, wo wir für eine Nacht blieben. Am nächsten Morgen ging es weiter bis Auschwitz-Birkenau. Ich kam dort sofort in den Quarantäneblock, und man tätowierte mir auf den linken Arm die Num-

mer Z 8181. Anschließend wurde ich in eine »Buchse« im Block 11 gepfercht. Meine Mutter und meine sechs Geschwister waren bereits im März nach Auschwitz deportiert worden, bei meiner Ankunft waren drei meiner Geschwister schon nicht mehr am Leben – sie waren an Typhus gestorben. Meine ältere Schwester Gertrud hatte selbst ein kleines Kind, es hatte in Birkenau keine Überlebenschance. Auch meine Großmutter Rosina war bereits tot, als ich in Auschwitz eintraf.

Meine Cousinen Margot und Elfriede – sie waren Zwillinge – wurden von dem SS-Arzt Mengele für grausame Versuche missbraucht. Sie haben die Versuche überlebt und sind dann über das KZ Ravensbrück schließlich auf Transport nach Bergen-Belsen gekommen, wo eine meiner Cousinen verhungerte.

Kurz nach meiner Ankunft im »Zigeunerlager« Auschwitz-Birkenau wurde ich zur Arbeit eingeteilt. Ich musste im Straßenbau Planierarbeiten verrichten. Da ich an Fleckfieber erkrankte, kam ich für einige Zeit in den Krankenbau. Das Leben im »Zigeunerlager« Auschwitz-Birkenau war unvorstellbar grausam. Ich musste mit ansehen, wie Kleinkinder von der SS totgeschlagen wurden. Darüber zu reden, tut mir sehr weh.

Im August 1944 kam eines Tages ein polnischer Häftling aus der Schreibstube zu mir und sagte, ich solle unbedingt versuchen, aus dem »Zigeunerlager« herauszukommen. Denn wenn ich hier bliebe, würde ich ermordet werden. Es gelang, auf Transport in das KZ Buchenwald zu kommen, und ich überlebte, während meine Mutter und meine restlichen drei Geschwister in der Nacht vom 2. auf den 3. August 1944 in den Gaskammern ermordet wurden – am gleichen Tag, an dem unser Zug das »Zigeunerlager« in Richtung Buchenwald verließ. In Buchenwald kam ich zunächst in Quarantäne, danach wurden wir weiter nach Mittelbau-Dora transportiert. Im dortigen Konzentrationslager waren tief unter der Erde bombensichere Stollen angelegt worden, wohin die SS die Produktion der so genannten V-Waffen verlegt hatte. Als ich in Dora ankam, war der Hauptstollen bereits fertig.

Das Kommando, in dem ich arbeiten musste, hatte die Aufgabe, die Nebestollen auszusprengen. Man hat uns in die Stollen getrieben, dann bekamen wir Pressluftbohrer in die Hand gedrückt und wurden von einem Zivilisten angeleitet, wo und wie wir bohren müssten. Der Bohrer war so schwer, dass wir ihn kaum festhalten konnten – wir waren ja alle völlig abgemagert. Wir mussten die Löcher vorbohren für den Sprengmeister. Wenn die Löcher fertig gebohrt waren, hat dieser sie ausgeblasen, und wir Häftlinge mussten in Deckung gehen. Während der Sprengung durften wir aus dem Stollen nicht heraus; wir mussten versuchen, so gut es ging Schutz zu suchen. Da es keine Abzugsmöglichkeiten gab, war die Luft voller Staub, so dass wir kaum Luft bekamen. Bei den Sprengungen sind viele Häftlinge durch umherfliegende Brocken umgekommen.

In den von uns frei gesprengten Nebenhallen wurden schließlich die Raketen gefertigt. Der Hauptstollen war so groß, dass ein Güterzug bequem durchfahren

konnte. Wenn eine V2 fertiggestellt war, wurde sie mit einer Lok aus dem Stollen gezogen. Wir Häftlinge haben das natürlich gesehen. Von den SS-Ingenieuren und -Technikern haben wir dagegen kaum etwas mitbekommen. Ich habe erst nach dem Krieg erfahren, dass auch Wernher von Braun als hoher SS-Offizier an den Verbrechen im Konzentrationslager Mittelbau-Dora beteiligt war.

Die Arbeit im Stollen war unsagbar hart und grausam. Anfangs habe ich nur ganz selten das Tageslicht gesehen, wir waren fast die ganze Zeit im Stollen eingesperrt. Trotz der Schwerstarbeit, die wir leisten mussten – es gab jeweils zwölf Stunden Tagschicht und Nachtschicht –, waren die Ernährung und die hygienischen Zustände einfach katastrophal. Eine Schüssel Suppe, die dünn wie Wasser war und ein Stück Brot mit etwas Margarine und Marmelade als Frühstück und Abendbrot – das war die ganze Verpflegung für zwölf Stunden körperlich harte Arbeit. Während der Arbeit wurden die Häftlinge gnadenlos angetrieben und misshandelt. Ich kann mich noch an zwei Zivilisten erinnern, die in Dora bei dem Ausmauern der Schächte leitende Funktionen hatten. Wenn es ihnen nicht schnell genug ging, haben sie uns mit Kabeln geschlagen. Sie waren bei Firmen beschäftigt, die für die Arbeiten im Stollen verantwortlich waren. Auch die Kapos waren nur Handlanger der SS, die uns tagtäglich misshandelten. Nicht umsonst spricht man von »Vernichtung durch Arbeit«.

Wir galten als so genannte Muselmänner, weil wir völlig unterernährt, krank und teilweise zu Skeletten abgemagert waren. Es scheint mir heute wie ein Wunder, dass ich das Konzentrationslager Dora überlebt habe. Im Stollen habe ich nicht geglaubt, dass ich jemals wieder herauskomme. Viele Mithäftlinge sind auch von der SS erschossen worden oder haben sich aus Verzweiflung umgebracht. Wir wussten nie, ob wir die nächste Sprengung überleben. Jeder Tag konnte unser letzter sein. Schließlich kam ich von Mittelbau-Dora nach Ellrich und von dort nach Harzungen. An beiden Orten gab es Nebenlager von Dora. Wir waren in Baracken untergebracht. Die Betten, wir nannten sie »Buchsen«, standen in drei Etagen übereinander. Das Lager war völlig überfüllt, immer mehr Häftlingstransporte aus anderen Konzentrationslagern trafen bei uns ein. Zum Teil lagen wir zu viert in einer »Buchse« mit einer Wolldecke und einem Strohsack. Morgens hieß es: »Raus!«, und wir mussten Appell stehen. Wenn beim Abzählen einer fehlte oder sich der Blockälteste bzw. der Kapo verzählte, wurde beim Zählen wieder von vorne angefangen, selbst wenn es über zwei Stunden dauerte. Dann hieß es: »Antreten!« Anschließend mussten wir von Harzungen etliche Kilometer bis Ellrich zur Arbeit marschieren.

Allmählich merkten wir, dass die Front immer näher rückte und hofften, dass der Krieg möglichst bald zu Ende geht. Unter den Häftlingen gab es viele Gespräche über die vielleicht bevorstehende Befreiung, an die wir so lange überhaupt nicht hatten glauben können. Es wurde auch über Sabotage geredet. Es gab ein internes Häftlingskomitee, welches versucht hat, den Bau der V2 zu sabotieren. Einige Häftlinge unter uns, die direkt in Nordhausen in der

Fabrik arbeiten mussten und dort auch Kontakt mit Zivilisten hatten, bekamen mit, dass die alliierten Panzer immer näher rückten, obwohl wir die Front noch nicht hören konnten.

Von Harzungen traten wir kurz vor der Befreiung den Todesmarsch an. Wir marschierten unter SS-Bewachung in Richtung Blankenburg im Harz. Ich weiß nicht mehr, wie viele Häftlinge wir anfangs waren, ich schätze zwischen achthundert und eintausend Mann. Kurz hinter Blankenburg wurden wir gegen Abend in eine Sandkuhle gebracht. Gemeinsam mit einem Mithäftling grub ich mich vorsichtshalber am Hang der Sandkuhle ein, da wir befürchteten, dass die SS uns erschießen wollte, damit wir den Alliierten nicht lebend in die Hände fallen. Und so kam es auch. Die SS schoss in der abendlichen Dunkelheit von oben mit Maschinengewehren auf uns Häftlinge. Es gab viele Tote.

Ich selbst habe einen Streifschuss am linken Bein abbekommen. Am nächsten Morgen mussten die Überlebenden erneut antreten. Wir wussten nicht, wo sie mit uns hinwollten. Da die Alliierten immer näher kamen, wurden wir Richtung Magdeburg getrieben. Unterwegs machten sich die SS-Männer aus dem Staub, und wir bekamen als Bewacher Angehörige der Luftwaffe – bis auf zwei höhere SS-Offiziere. Auf dem Todesmarsch erhielten wir keine Verpflegung. Die abgezehrten Häftlinge stürzten sich auf freiem Feld an die Futtertröge der Kühe, um etwas Essbares zu bekommen. Viele wurden dabei von der SS erschossen. Man hat sie auf den Feldern und in den Gräben einfach liegenlassen.

Eines Abends sperrte man uns in eine Scheune bei Eggersdorf ein, und wir hatten große Angst, dass die Wachmannschaften die Scheune in Brand steckten. Doch dann stellten wir fest, dass unsere Bewacher plötzlich weg waren, sie hatten alle das Weite gesucht. Nach kurzer Zeit trafen wir auf die Amerikaner und waren endlich frei. Das war im April 1945. Nur ein paar Dutzend von uns haben den Todesmarsch überlebt.

Wir, die wir faschistische Konzentrationslager überstanden haben, können unsere schrecklichen Erlebnisse niemals vergessen.

Für mich als Überlebenden ist es schwer, über diese Zeit zu sprechen, aber die wenigen, die noch in der Lage dazu sind, sind verpflichtet, über diese furchtbare Wirklichkeit zu berichten.

Auch in meiner Eigenschaft als Vorsitzender des Bremer Landesverbandes der Sinti und Roma spreche ich vor jungen Menschen oft über die Verbrechen, die uns in der Zeit des Nationalsozialismus angetan wurden, und abends, wenn ich dann nach Hause komme, habe ich die schrecklichen Bilder der Vergangenheit immer wieder vor Augen.

Ewald Hanstein wurde für sein unermüdliches Wirken im Februar 2006 mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande geehrt.

*Zusammengestellt von Gerhard Hoffmann nach Materialien Ewald Hansteins.  
Der Text wurde von Ewald Hanstein im Oktober 2006 autorisiert.*

# Siegwart-Horst Günther

**Geboren am 24. Februar 1925**

**Buchenwaldhäftling**

»Meine Eltern verehrte ich und betrachtete sie lange Zeit als Vorbild«, beginnt Siegwart-Horst Günther sein Buch »Zwischen den Grenzen«, in dem er uns Nachgeborenen als Zeitzeuge sein Leben erzählt.

Erste Erinnerungen verbinden sich mit dem Dorf Zwochau in der Nähe von Delitzsch. Vater Paul Günther war dort Lehrer der einklassigen Dorfschule. Mutter Adelheid versorgte die kleine Familie. Schule und Wohnung befanden sich unter einem Dach. Es kam die Zeit der Weltwirtschaftskrise. Arbeitslosigkeit bestimmte das Leben von Millionen in Deutschland. Volksschullehrer Günther meinte, den Ausweg bei Hitler gefunden zu haben und trat 1931 in die NSDAP ein. Anfangs zögernd, vollzog die Mutter ein Jahr später den gleichen Schritt. Sie entstammte einer jüdischen Familie in Polen. Die Entscheidung der Eltern blieb nicht ohne Folgen für ihren Sohn. Siegwart-Horst meldeten sie bei Hitlers Jungvolk an. Der Lehrer Günther wurde als SA-Mann und Redner für seine Partei über Zwochau hinaus auch in den umliegenden Dörfern bekannt.

Am 30. Januar 1933 wurde an Hitler die Macht übertragen. Mutter Adelheid bekam das Amt der Leiterin der NS-Frauenschaft im Kreis Delitzsch. Doch 1934 war man offensichtlich dahintergekommen, welcher Familie sie entstammte und entthob sie wieder ihres Amtes. Dorfschullehrer Günther musste eine Ortsveränderung vornehmen. Die Familie lebte nun abseits in der kleinen Gemeinde Lemsel. Sohn Siegwart-Horst wurde 1935 in Delitzsch in die Oberrealschule aufgenommen.

Die NSDAP hatte ihren Parteigenossen Günther aber nicht vergessen. Er wurde nach Halle versetzt, um für seine Partei Gauhauptstellenleiter zu werden. 1937 folgte sein Amtsantritt als stellvertretender Gauleiter der NSDAP Halle-Merseburg. Siegwart-Horst Günther schreibt über diese Jahre, seine Jugendjahre: »Ich habe nie richtig begriffen, welche Aufgaben mein Vater als stellvertretender Gauleiter hatte. Aber er verfügte über mehr Geld als früher. Seine Tätigkeit als Konrektor der Wittekind-Schule wurde mehr und mehr durch ›höhere Aufgaben‹ verdrängt. Ich litt sehr darunter, dass Vater wenig Zeit für mich hatte und meinen Fragen auswich.« (S. 24)

Siegwart-Horst Günther sah am 10. November 1938 auf seinem Schulweg die Angriffe auf die Läden jüdischer Geschäftsleute. Wehrlose Inhaber wurden blutig geschlagen, deren Geschäfte verwüstet. Erschüttert von dem Anblick, erzählte er seinen Schulkameraden, was er gesehen hatte. Sie lachten ihn aus und denunzierten ihn. Aus dem Zimmer des Schulleiters brachten ihn Beamte zur Gestapo. Dort verhörte und schlug man ihn, bis er blutete. Für Stunden

wurde er in eine Zelle gesperrt. Zu Hause hagelte es Vorwürfe. »Ich hatte den Eindruck, daß dies mit Billigung meines Vaters erfolgte, der seine Stellung nicht gefährden und mir einen Denkkzettel verpassen lassen wollte.« (S. 24)

Mit dem 1. September 1939, Deutschland hatte Polen überfallen, war für Europa wieder Krieg. Vater Günther hatte für seinen Sohn einen Schulplatz in Hohenlychen nahe Fürstenberg/Havel besorgt. Der Ort war durch Einrichtungen der SS beherrscht. In diesem Geist wurde auch die Schule geführt. Siegwart-Horst hielt die militärische Zucht nicht aus.

In Berlin gab es eine Tante, der er seine unerträgliche Lebenslage schildern konnte. Sie half ihm, abermals die Schule zu wechseln. Er kam an die Reichskolonialschule »Dr. Karl Peters«. Hier wurde er an den Urwaldarzt Albert Schweitzer in Lambaréné erinnert, über dessen Leben er schon aus einem Buch erfahren hatte, das ihn stark beeindruckt hatte. Ostern 1942 legte Siegwart-Horst Günther das Abitur ab. »Zeitgleich bedrängte mich mein Vater, ich solle mich zur Waffen-SS melden.« (S. 29) Siegwart-Horst Günther wich aus. Freiwillig meldete er sich zur Artillerie.

Noch einmal für wenige Wochen zu Hause, erlebte er in Halle die Kriegswirklichkeit. Zum ersten Mal sah er Kriegsgefangene und so genannte Ostarbeiter. Diese hatten bei der städtischen Müllabfuhr Zwangsarbeit zu verrichten und suchten im Müll nach Essbarem. »Das erschütterte mich sehr, auch, weil dem Ganzen etwas Unwürdiges und Demütigendes anhaftete.« (S. 29) Als seine Mutter davon erfuhr, half sie den Zwangsarbeitern illegal, indem sie ihnen auf die Mülltonnen Tüten mit Nahrungsmitteln legte.

Im Juli 1942 wurde Siegwart-Horst Günther zum Reichsarbeitsdienst (RAD) nach Negenborn bei Hannover einberufen. Zwei Monate später erhielt er den Marschbefehl zur Wehrmacht. Seine Artillerieausbildung wurde in Frankfurt (Oder) vorgenommen. Zugleich begann er mit der Fernimmatrikulation an der Universität Leipzig das Medizinstudium. Als Fahnenjunker zur Infanterie versetzt, kam er an die Ostfront. Im November erreichte er die Front bei Stalingrad. Hier verwundeten ihn Granatsplitter schwer, so dass er nach Deutschland zurückgeflogen wurde. Nach einigen Wochen Lazarettaufenthalt bekam er Erholungsurlaub, den er zu Hause bei seiner Mutter verbrachte.

»In Halle fand ich meine Mutter in einem sehr verwirrten Zustand vor. Vater war als Hauptmann in irgendeinem Stab an der Front, ich verwundet, ... die Luftangriffe nahmen stetig zu. Nach und nach waren auch Nachrichten über Kriegsverbrechen und Vernichtungslager im Osten durchgesickert ... Sie war nervlich außerordentlich angespannt und bat mich auf Knien, ich solle sie erschießen ... Ich versuchte sie zu beruhigen. Ziemlich verstört reiste ich aus Halle ab.« (S. 37)

Anfang 1943 folgte der Befehl an die Kriegsschule Döberitz, in der Nähe von Berlin. Siegwart-Horst Günther wurde als Neunzehnjähriger Leutnant und kam erneut an die Ostfront zu einer Einheit des Rückwärtigen Dienstes in der

Nähe von Luzk, in der Ukraine. Hier musste er die Erschießung jüdischer Partisanen durch eine SS-Einheit mit ansehen.

Bei verschiedenen Einsätzen erfuhr der junge Offizier das Barbarische des Krieges und seine Sinnlosigkeit. Im Zuge einer Offensive der Roten Armee wurde er bei einem Artillerieangriff verschüttet und schwer am Kopf verwundet. Diesmal kam er bis zu seiner Gesundung für drei Monate in das Lazarett in Görden, einem Stadtteil von Brandenburg. Er bat für seinen Genesungsurlaub um die Verlegung in ein Reservelazarett in der Nähe von Halle. Dem wurde entsprochen, und er nahm in dieser Zeit das Medizin-Studium wieder auf, diesmal an der Hallenser Universität. »Ich erinnere mich an die Studienwochen in Halle nur noch vage. Auffällig war, dass es beim Anatomieunterricht an Leichen nie mangelte ... Einige Leichen waren geköpft.« (S. 45 f.)

Nach Beendigung des Genesungsurlaubs im Mai 1944 erhielt er eine Kommandierung nach Berlin zum Oberkommando des Ersatzheeres in der Bendlerstraße. Der Einsatzbefehl lautete Kurierdienst, was Reisen in alle besetzten Länder Europas bedeutete.

Der Kurier, stets ein Offizier, erhielt eine verschlossene Aktentasche an das Handgelenk gekettet, die ihm erst am Zielort abgenommen wurde. Der Kurier wusste nicht, was er transportierte, und Siegwart-Horst Günther wusste ebenso wenig, dass sich in der Berliner Bendlerstraße das Zentrum für die Planung des Attentats auf Hitler und die Zeit danach befand.

Während einer Kurierfahrt zum Oberkommando in Paris erfuhr er am 20. Juli 1944 vom Attentat auf Hitler. Als er nach Berlin zurückkehrte, nahmen ihn Gestapobeamte auf dem Bahnsteig fest und brachten ihn zur Gestapo-Zentrale in der Berliner Prinz-Albrecht-Straße. Nachdem ihm seine Pistole abgenommen, Schulterstücke und Auszeichnungen vom Uniformrock gerissen worden waren, musste er begreifen, dass er als Verräter angesehen wurde, degradiert war und Häftling der Gestapo. »Ich grübelte und sinnierte, warum ich hier festgehalten wurde ... Ich war überzeugt, daß sich bald alles als Irrtum herausstellen und man mich wieder in meine Dienststelle schicken würde. Ich hatte immer treu meinem Vaterland gedient und war dafür dekoriert worden.« (S. 48)

Verhöre und brutale Schläge brachten nichts zutage. Siegwart-Horst Günther konnte zum Sachverhalt keine Aussage machen, er wusste nichts. Als Häftling der Gestapo durchlief er mehrere Haftanstalten, bis er in das Konzentrationslager Buchenwald gebracht wurde. Die Kriegsverletzungen und Wunden von der Folter der Gestapo hatten ihn erheblich geschwächt und den Häftlingsarzt, dem er vorgeführt worden war, entscheiden lassen: »Den behalten wir hier.« (S. 49) Als Häftling des KZ Buchenwald brachte man ihn in das Krankenrevier, wo er nur wenig vom Lageralltag mitbekam.

Der Winter verging. Am 11. April 1945 sah Siegwart-Horst Günther: Häftlinge hatten auf dem Lagertor die weiße Fahne gehisst, nachdem sie die SS verjagt und 220 SS-Angehörige gefangen genommen hatten.

Zwei Tage später besetzten Einheiten der 3. US-Armee das Lager. Auf Befehl von US-General Patton mussten in den Ostertagen Tausende Bürger Weimars, Männer und Frauen, das Lager ansehen, wo noch in großer Zahl Häftlingsleichen gestapelt lagen. »Zu den vorgeführten Figuren, die bis auf Haut und Knochen abgemagert waren, gehörte auch ich. Obgleich 1,89 Meter groß, wog ich gerade noch 54 Kilogramm. Ich war ein Muselmane, wie die dünnen Gespenster im Lagerjargon genannt wurden, ein Mensch an der Grenze vom Diesseits ins Jenseits.« (S. 51)

Die ehemaligen Häftlinge aus allen Ländern Europas strebten zurück in die Heimat. Auch für Siegwart-Horst Günther kam die Zeit. Mit einem Krankenwagen des Roten Kreuzes wurde er in seine Heimatstadt Halle transportiert, wo sogleich die Aufnahme in ein Krankenhaus erfolgte. Operationen waren erforderlich, um im Rücken noch befindliche Granatsplitter zu entfernen. Bald wurde im Krankenhaus bekannt, dass sich im Juli die US-Truppen zurückziehen und die Rote Armee Halle besetzen wird. Vater Paul Günther war schon aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft in die Heimat entlassen worden. Der Nazigauleiter hatte sich erschossen. Das tat sein früherer Stellvertreter nicht. Paul Günther verließ Halle in Richtung Westen. Seine Frau folgte ihm nach.

Nunmehr allein, stand Sohn Siegwart-Horst vor der Frage, wie sein neues Leben zu gestalten sei. Die Universität Jena hatte ihren Lehrbetrieb wieder aufgenommen. Er machte sich auf den Weg und ließ sich an der Medizinischen Fakultät der Friedrich-Schiller-Universität immatrikulieren. Das war zum Beginn des ersten Friedenssemesters im Oktober 1945.

Als im Mai 1946 das nächste Semester folgen sollte, wurde Student Günther mit seiner Vergangenheit als Offizier der Wehrmacht konfrontiert. Das Studium sollte ihm verwehrt werden. »In meiner Verzweiflung ging ich zur Kommandantur. Für die Volksbildung war Oberst Tschernikowa ... zuständig. Die Frau hörte sich meine Klage und meinen Lebenslauf an und schlug, ganz Soldat, schließlich mit ihrer kleinen Faust auf den großen Schreibtisch. ›Schluß jetzt, du studierst!‹« (S. 58)

Das Studium an der Medizinischen Fakultät war in dieser Zeit bestimmt von der Auseinandersetzung zwischen altem konservativen Denken und neuem, nicht selten herrschsüchtigem Durchsetzen der antifaschistisch-demokratischen Ordnung in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands.

Jenseits der Grenze, die Deutschland teilte, in den von der britischen, amerikanischen und französischen Militärmacht besetzten Zonen, tickten die Uhren nicht wenig anders als zuvor. Zwischen oben und unten in der Gesellschaft hatte sich grundlegend nichts verändert. Das spürte Siegwart-Horst Günther, als er für das Wintersemester 1947 den Versuch unternahm, in Düsselndorf an der Medizinischen Akademie neuen Boden unter die Füße zu bekommen. Es währte nicht lange, und er kehrte ernüchtert an die Universität Jena zurück, um sein Studium fortzusetzen. Das Abschlusssemester kam. Es

war mit der Verantwortung verbunden, als praktischer Arzt tätig zu sein. 1949/50 folgte das Staatsexamen für Siegwart-Horst Günther mit dem Prädikat »Sehr gut«.

Um Frauenarzt werden zu können, begann seine Pflichtassistentz an der Jenaer Frauenklinik, und gleichzeitig war er am Physiologischen Institut Lehrbeauftragter, der den Chef bei Hauptvorlesungen vertrat. Intensiv arbeitete er an gynäkologischen Forschungen, publizierte und wurde bei den zuständigen Fachgremien im DDR-Ministerium für das Gesundheitswesen bekannt. »Ich gewann auch den Eindruck, daß das, was ich tat, nützlich war und darum auch von staatswegen anerkannt und gewürdigt wurde. Man fragte nicht, woher ich kam oder ob ich politisch aktiv sei – was ich nicht war.« (S. 66)

Publikationen zu seinen medizinischen Forschungen machten Dr. Siegwart-Horst Günther auch außerhalb der DDR bekannt. Er promovierte und erhielt als erster Doktorand der Friedrich-Schiller-Universität Jena nach 1945 das Prädikat »Magna cum laude«.

Mit skeptischen Blicken und Gedanken, mit Betroffenheit, erlebte er den 17. Juni 1953: »Die DDR selbst, als Antwort auf die Gründung der westdeutschen Bundesrepublik gebildet, betrachtete sich als Provisorium ... Viele gingen weg, weil ihnen das Provisorium zu lange dauerte. Die meisten aber blieben – auch ich –, weil sie davon überzeugt waren, daß es eines Tages anders und besser werden würde. Und, wenn ich mich ehrlich befragte, ich selber konnte doch nicht unzufrieden sein. Man gab mir die Möglichkeit, zu forschen und zu arbeiten, die Tätigkeit wurde anerkannt. Ich konnte mich ohne jeden Zwang oder unzumutbaren Druck in meinem Forscherdrang entfalten.« (S. 67 f.)

Es folgte die Berufung an die Humboldt-Universität zu Berlin, wo er habilitierte. Dr. med. habil. Siegwart-Horst Günther geriet in dieser Zeit zwischen die Räder des Kalten Krieges. Ein aus der Bundesrepublik eingeschleuster Agent, Siegwart-Horst Günther bezeichnet ihn als Hochstapler, wurde ihm als Direktor des Physiologischen Instituts vor die Nase gesetzt. Kriminelle Forderungen dieses Mannes trug er nicht mit. Er kündigte. Und erklärte seinen Entschluss, einem Ruf an die Universität Kairo zu folgen.

Seine wissenschaftlichen Forschungen und Ergebnisse waren in Ägypten bekannt geworden. Die DDR berief ihn zum Professor. Mit dem Pass der DDR ging Prof. Dr. habil. Siegwart-Horst Günther, so war es entschieden, ausgestattet mit einem PKW »Skoda Oktavia«, auf die Reise, zuerst nach Italien. Von dort brachte ein Schiff den Reisenden aus Ostdeutschland mit seinem Auto nach Alexandria, von wo die Autofahrt nach Kairo den Abschluss bildete. »Die DDR hatte mich in gewisser Weise ausgebildet. Was ich war, war ich nicht nur aus eigener Anstrengung geworden, sondern auch dank der mir eingeräumten Möglichkeiten. Ich verließ die DDR als ihr loyaler Bürger.« (S. 74)

In Ägypten spürte Siegwart-Horst Günther noch die Auswirkungen des Suez-Krieges vom Oktober 1956, er setzte aber seine Forschungen fort und weckte damit Interessen anderer arabischer Staaten. Im arabischen Raum gab es zu dieser Zeit starke Bemühungen um Souveränität, denen reaktionäre inländische und expansive ausländische Interessen entgegenwirkten, woraus sich permanente politische Spannungen ergaben. Der Wissenschaftler arbeitete anerkannt in Ägypten und hielt zugleich Vorträge über Forschungsergebnisse im Irak.

Aus der DDR wurde seine dortige Tätigkeit aufmerksam verfolgt. Er wurde mit dem Nationalpreis der DDR geehrt und als Ordentliches Mitglied in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Obwohl man ihn als Spezialisten in der DDR hätte dringend gebrauchen können, ließ man ihn wieder nach Ägypten reisen. Er erlebte die Bemühungen um die Schaffung der »Vereinigten Arabischen Republik«, zugleich Aktivitäten, die diese Entwicklung blockieren sollten. Bei einer seiner Reisen durch Ägypten besuchte er El-Alamein, wo 1941/1942 das Afrika-Korps unter Rommel von den britischen Truppen zum Stehen gebracht wurde. »Die Schlacht wie auch jene bei Stalingrad galten als die Wendepunkte des Weltkrieges. Von da an ging es für die Wehrmacht nur noch rückwärts ... Auf dem ehemaligen Schlachtfeld rosteten Tanks im Wüsten-

wind auf einem so genannten Panzerfriedhof seit anderthalb Jahrzehnten. In der Wüste fand ich auch noch Schilder mit deutschen Schriftzeichen ›Vorsicht Minen‹ und einige Granatsplitter, die ich einsammelte und in die Hose steckte. Wenn ich einmal Kinder haben sollte, wollte ich sie ihnen geben: als Mahnung und Warnung.« (S. 91)

Nachdem sein Vertrag in Kairo 1960 endete, folgte Siegwart-Horst Günther einem Ruf an die Universität Damaskus. Er wurde als Ordentlicher Professor für Pathophysiologie und Tropenmedizin an die Medizinische Fakultät berufen. Eingereist war er als Bürger der Deutschen Demokratischen Republik, obwohl ihm von der Botschaft der BRD in Kairo der westdeutsche Pass angeboten worden war. Der damals praktizierte Alleinvertretungsanspruch gegenüber allen Deutschen hätte den Empfang eines solchen Passes ermöglicht, was für ihn durchaus von Vorteil gewesen wäre.

Siegwart-Horst Günther arbeitete an der Universität wissenschaftlich, beobachtete zugleich sensibel die politische Entwicklung im arabischen Raum und somit auch den Zerfall der Vereinigten Arabischen Republik. Ägypter hatten plötzlich Syrien zu verlassen, darunter Wissenschaftlerkollegen von Günther. »Wenn ich etwas aus diesem Vorgang lernte, dann dieses: Es war unerheblich, ob man sich als Wissenschaftler politisch engagierte oder es unterließ – andere bestimmten die Spielregeln.« (S. 105)

In diese Zeit fiel in seiner Heimat die Entscheidung über die Schließung der Grenzen von der DDR zur Bundesrepublik und nach Westberlin. Sachlich urteilte er, dass es sich nicht um eine Entscheidung der DDR handeln konnte, denn diese Grenze stellte die Westgrenze des Warschauer Vertrages dar und war zugleich die Frontlinie der NATO. (S. 105)

Versuche des westdeutschen Geheimdienstes, ihn in Syrien für eine Zusammenarbeit zu gewinnen, wies er energisch zurück, obwohl er inzwischen einen Pass der Bundesrepublik angenommen hatte. Seine ablehnende Haltung, so wurde ihm bemerkenswert bekundet, würde Folgen nach sich ziehen, käme er je in die Bundesrepublik. (S. 110) Spätere Einsichten in üble Machenschaften Deutscher in Syrien bestätigten schließlich die Richtigkeit seiner Entscheidungen.

Erstmals wurde Siegwart-Horst Günther mit dem Kurdenproblem konfrontiert und befasste sich damit so intensiv, dass es ihn in der Folgezeit immer wieder stark beschäftigte. »In gewisser Weise war mein Schriftwechsel mit Albert Schweitzer, den ich in jener Zeit begann, ein Reflex auf diese Beobachtungen. Der Urwaldarzt genoß seit den 30er Jahren meine Sympathie, ich bewunderte ihn. Sein Motto ›Ehrfurcht vor dem Leben‹ bestimmte auch zunehmend mein Handeln. Ich wollte nicht, daß sich mein Dasein erschöpft in Routine, in Gedankenlosigkeit und Oberflächlichkeit. Diese tagesaktuelle Aufgeregtheit, diese aufgeblasene Wichtigtuerei, die ich besonders bei den Geheimdienstlern beobachtet hatte, nervten mich zunehmend. In der Welt existierten Krankheit,

Not und Elend. Was interessierte einen hungernden Vater in der Wüste Gobi, welche Panzergranaten ein syrischer Tank verschöß? Wie wichtig war für eine an Bilharziose leidende Mutter am Tigris die Klage eines Naziverbrechers über seine entgangene Pension? Was rührte ein lepröses Kind in Lambaréné, daß es zwei Deutschland gab? Ich sollte mich besser auf die wirklich wesentlichen Dinge des Lebens konzentrieren, sagte ich mir. Ich war schließlich Arzt.« (S. 112)

Ab 1963 arbeitete Siegwart-Horst Günther auf dessen Einladung bei Friedensnobelpreisträger Albert Schweitzer in Lambaréné. Harte, fordernde Arbeit war das im Urwaldhospital, zugleich erfuhr er ausgeprägten Gemeinschaftsinn. Ehrfurcht vor dem Leben stellte sich durch das Vorleben Albert Schweitzers als »Demut vor der Schöpfung, Dankbarkeit für jeden neuen Tag, Toleranz und Nächstenliebe« dar. (S. 137)

Nach zwei Jahren bei Albert Schweitzer traf Siegwart-Horst Günther für sich die Entscheidung, auch künftig wirklich Notleidenden helfen und forschen zu wollen. Er verstand sich inzwischen als Weltbürger und sah keine Notwendigkeit, in einen der beiden deutschen Staaten zurückzukehren. Mit Beginn des Jahres 1966 nahm er am Londoner Tropeninstitut eine Tätigkeit auf, belegte, um seine Kompetenz zu vervollständigen und zu erweitern, Vorlesungen über Tropenmedizin und unterzog sich einer Prüfung auf diesem speziellen Gebiet.

Auf London folgte das schottische Glasgow. Von Wissenschaftlerkollegen der Universität Glasgow wurde Siegwart-Horst Günther für den Nobelpreis vorgeschlagen, womit diese seine vielfältigen wissenschaftlichen Leistungen gewürdigt wissen wollten.

Den Nobelpreis erhielt er nicht, aber fünf Universitäten hatten ihm Diplome verliehen und die in Glasgow den Dokortitel. Später nahm man ihn in die »Royal Knight of Peace and Justice« auf und ehrte ihn mit dem Titel »Sir«.

Nach erneuter wissenschaftlicher Arbeit in Kairo und im Sudan ging er Anfang der 1980er Jahre nach Israel. Am Toten Meer hatten sich Erfolge bei der Bekämpfung der Schuppenflechte eingestellt, die ausgebaut werden sollten. Nachdem die lokale Presse an seinem deutschen Wohnort St. Peter-Ording gemeldet hatte, der Professor würde einem Ruf nach Israel folgen, sah sich seine Familie brutalen antisemitischen Anfeindungen ausgesetzt. Die neonazistischen Angriffe belasteten seine Familie erheblich. Seine vielfältigen Proteste fanden jedoch staatlicherseits keine Resonanz. Selbst ein Schreiben an den Bundespräsidenten blieb ohne Antwort. Diese Ignoranz führte dazu, dass der Präsident des Europäischen Parlaments über die fortgesetzten antisemitischen Provokationen unterrichtet wurde.

Die Arbeit in Israel beendete die israelische Seite. Siegwart-Horst Günther war eines Tages von Offizieren des israelischen Nachrichtendienstes befragt worden, ohne dass er ein Ziel der Befragung erkennen konnte. Während seines Urlaubs, den er in Deutschland verbrachte, teilte man ihm telefonisch mit,

dass seine Rückkehr nach Israel nicht erwünscht sei. Auf Nachfrage erfuhr er, es sei bekannt geworden, dass er aus einer Nazi-Familie stamme. »Ich war der Sohn eines Nazifunktionärs und stand darum auf verlorenem Posten. Die Vergangenheit, die nicht meine war, hatte mich eingeholt. Später erfuhr ich, wer mich denunziert hatte: Das Schreiben soll aus der Ärztekammer von Schleswig-Holstein gekommen sein.« (S. 177)

Sieewart-Horst Günther entschied: »Die ungewisse ökonomische Zukunft und die wachsende Unzufriedenheit mit den politischen Verhältnissen, mit denen ich in den letzten zwei Jahren konfrontiert war, ließen mich auf einen vielleicht ungewöhnlichen Gedanken kommen. Ich meldete mich in Bonn bei der Ständigen Vertretung als ein der DDR verlorengegangener Sohn. Man nahm mich auf ...« (S. 177) Diese schwerwiegende Entscheidung führte zu einschneidenden familiären Konsequenzen. Seine Ehe ließ sich nicht fortführen, da seine Frau nicht in der DDR leben wollte.

Der überall geachtete und anerkannte Wissenschaftler erhielt im Oktober 1990 eine Einladung vom irakischen Ministerium für Forschung und Ausbildung zu ärztlicher und Vorlesungstätigkeit. Obwohl bereits im Rentenalter, folgte er diesem Ruf und reiste in das durch acht Jahre Krieg und UNO-Sanktionen gezeichnete Zweistromland. »Ich besuchte Krankenhäuser und war entsetzt. Die Sterblichkeitsrate bei Kindern hatte sich verdoppelt. Schwangere, Säuglinge und Kleinkinder litten an Unterernährung, Tausende starben, noch ehe sie das fünfte Lebensjahr erreicht hatten.« (S. 183)

Von der deutschen Botschaft in Bagdad wurde ihm schließlich unmissverständlich bedeutet, dass es nicht in deutschem Interesse liege, wenn er weiter im Irak arbeite. Ihm wurde die Weisung zum Verlassen des Landes erteilt. Vielfältige Aktivitäten in Deutschland, der irakischen Bevölkerung humanitäre Hilfe zukommen zu lassen, blieben regierungsamtlich ohne jede Resonanz.

Trotz faktischen Verbotes zog es den Humanisten ohne jede Indoktrination in der Folgezeit immer wieder in den Irak. Überall stieß er auf die grausamsten, unmenschlichen Folgen von Krieg und Embargo. Nahezu hoffnungslos fand er die Menschen, die Sterblichkeitsrate bei Kindern war noch weiter gestiegen, verheerende Krankheiten hatten sich ausgebreitet, Medikamente fehlten, Hunger herrschte, und Nahrung gab es nicht, überall fanden sich Zerstörungen ungläublichen Ausmaßes ...

»Gelitten wurde meist stumm und unbemerkt ...« (S. 197), schrieb Sieewart-Horst Günther unter dem Eindruck des Elends. Für den Arzt bestand kein Zweifel, er gründete die Hilfsorganisation »Gelbes Kreuz International« und ist seit der Gründung deren Präsident. Mit Intensität widmete er sich der medizinischen Behandlung von Kindern und wendete sich besonders denen zu, die an einer bis dahin nicht bekannten Krankheit litten und größtenteils verstarben. Die Zahl entsetzlich missgebildeter, todgeweihter Säuglinge und Kleinkinder hatte spürbar zugenommen.

Als Professor für Medizin der Universität Bagdad gelang es ihm nachzuweisen, dass die schweren lebensbedrohlichen Gesundheitsschäden ihre Ursache in abgereichertem Uran hatten. Überall lagen Projektilen so genannter DU-Munition (depleted uranium) herum, überdies fanden sich von dieser Munition zerschossene Panzerruinen. Viele der erkrankten Kinder hatten in diesen hochverseuchten Kriegsresten ihr Spielzeug gefunden.

Siegwart-Horst Günther half, wo es ihm möglich war, zugleich wies er seit 1991 unermüdlich bei allen sich bietenden Gelegenheiten auf die ungeheuerlichen Folgen der DU-Munition, um sie ächten zu lassen.

Das beständige Mühen um Linderung der größten Not fand aufrichtige Unterstützung von dem in Berlin ansässigen Solidaritätsdienst International e.V. (SODI), von der Gesellschaft für Internationale Verständigung (GIV) in Göttingen, vom Gelben Kreuz International im österreichischen Lichtenau. Mit diesen Organisationen bereitete er Hilfstransporte vor und begleitete sie an Schwerpunkte, um der humanitären Katastrophe gegenzusteuern.

Für sein Engagement, für sein mutiges Auftreten, für sein Handeln im Interesse der Menschen ist Siegwart-Horst Günther weltweit geehrt worden und überall anerkannt und geachtet.

Aber ihm wurde nicht nur Anerkennung zuteil. Er wird angefeindet von jenen, die ihre Beteiligung an den Verbrechen gegen die Menschlichkeit verleugnen, die Angst haben, entdeckt und für ihre Verbrechen bestraft zu werden. Lebensbedrohliche Angriffe auf ihn, Inhaftierung wegen unerlaubten Waffenbesitzes – er hatte ein DU-Projektil zum Zweck der Untersuchung nach Berlin gebracht –, der Versuch, ihn in die Psychiatrie zu verbannen, bürokratische Blockaden, Ausgrenzung, Diskriminierung, strafrechtliche Verfolgung, Einstellung der Rentenzahlung, Nichtgewährung von Krankenversicherungsschutz – das sind einige der Methoden, die ihn mundtot machen sollen. Ein aufrechter Humanist soll schweigen, einer, der Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit als solche öffentlich benannte.

»Was bleibt festzustellen? Als Teilnehmer des Zweiten Weltkrieges, der viele Verbrechen miterleben mußte und selbst Leidtragender war, bin ich mit wachsendem Mitgefühl den Verbrechen der Kriege am Golf und ihren Folgen nachgegangen. Dazu hat mich nicht zuletzt meine Freundschaft zu Albert Schweitzer und unsere gemeinsame Tätigkeit in Lambaréné veranlaßt.

Seit Gründung des Gelben Kreuzes International bin ich im Rahmen humanitärer Aktionen in Spannungsgebieten tätig. Ich sehe nicht nur das Leid und die große Not vor Ort, sondern erlebe immer wieder, daß sie den Blicken der Weltöffentlichkeit entgehen, sobald Schlagzeilen nicht mehr vom Kriegsschauplatz berichten. Doch das Leiden und Sterben gehen unvermindert weiter. Als Albert Schweitzer am 4. November 1954 den Friedensnobelpreis in Oslo entgegennahm, erklärte er: »Die Staatsmänner, die in den auf beide Kriege folgenden Verhandlungen die Welt gestalteten, hatten keine glückliche Hand. Sie gingen nicht darauf aus, Zustände zu schaffen, die die Möglichkeit einer einigermaßen gedeihlichen Zukunft in sich trugen, sondern waren vor allem damit beschäftigt, die Konsequenzen aus der Tatsache des Sieges zu ziehen und festzulegen.«

Schweitzers Kritik in einer Hoch-Zeit des Kalten Krieges traf zu. Sie gilt wohl auch noch heute. Er war damals der Überzeugung, daß Kriege weniger durch internationale Vereinbarungen oder Institutionen verhindert werden könnten, sondern allein durch eine sittlich bestimmte Haltung aller Verantwortlichen. Auch wenn die Realität Schweitzers Überzeugung als Illusion zu karikieren scheint – der Mensch entwickelt sich offenbar immer mehr zum Unmensch – irrte er sich nicht. Und ich halte an seiner Auffassung fest. Deshalb werde ich nicht müde, auch an dieser Stelle an alle Menschen zu appellieren, Frieden zu halten und Hilfe dort zu leisten, wo sie gebraucht wird ... Ich habe meine Stimme erhoben ... Ich habe unmittelbare humanitäre Hilfe geleistet in Notstandsgebieten und erlebte deren Konsequenzen für mich und

meine Familie. Und ich erfuhr zugleich weltweit Aufmerksamkeit und Anerkennung ... Doch nicht die Anerkennung aus berufenem Munde machte mich glücklich. Mehr als jede Urkunde und jede Medaille zählten dankbare Blicke aus Kinderaugen und der freundliche Händedruck von Notleidenden, denen ich hatte helfen können.

Egal wo, egal wann, egal wie.

Allein dafür hat es sich zu leben gelohnt.« (S. 237 ff.)

*Peter Hochmuth/Gerhard Hoffmann*

*Der Text wurde von Siegwart-Horst Günther im Dezember 2006 autorisiert.*

*Alle Zitate aus: Siegwart-Horst Günther: Zwischen den Grenzen. Mein Leben als Zeitzeuge, Berlin 2006.*

SODI Mitgliederversammlung 2001, v. l. n. r. Carl Ordnung, Käthe Reichel,  
Prof. Dr. Siegwart-Horst Günther.

SODI Mitgliederversammlung 2001. Prof. Dr. Siegwart-Horst Günther 1. v. r.,  
Alle Fotos: SODI

Günter Pappenheim, 1946, Foto: privat

# Günter Pappenheim

**Geboren am 3. August 1925**

**Buchenwaldhäftling Nummer 22514**

Die Sommersonne beschien diesen wunderbaren 14. Juli 1943. In der Werkzeugfabrik »Gebrüder Heller« im thüringischen Schmalkalden standen einige junge Männer zusammen, französische Kriegsgefangene. Sie mussten gemeinsam mit niederländischen und belgischen Leidensgefährten, aber auch mit so genannten Ostarbeitern aus der Sowjetunion und aus Polen in der deutschen Rüstungsproduktion Zwangsarbeit leisten. Die Franzosen sprachen über den Tag, ihren Nationalfeiertag, an dem vor 154 Jahren das Volk von Paris die Bastille gestürmt hatte, das verhasste Symbol der Despotie. Während der Mittagspause gesellte sich ein junger Deutscher zu der Gruppe; er spielte auf seiner Ziehharmonika für sie ihre Nationalhymne, die Marseillaise. Der da leidenschaftlich das bekannte Lied französischer Revolutionäre spielte, war Günter Pappenheim, ein Schlosser, der nicht zufällig in den Kreis der französischen Kriegsgefangenen gekommen war.

Günter Pappenheim, geboren am 3. August 1925, wuchs in einer sozialdemokratischen Thüringer Familie auf. Der Vater, Ludwig Pappenheim, war ein bekannter und beliebter sozialdemokratischer Parteifunktionär, der nicht nur bei den Schmalkaldener Arbeitern hohes Ansehen genoss. Seinen Kindern war er liebevoller und sorgender Vater. Frieda Pappenheim, seine Frau, gehörte seit 1925 der Sozialdemokratischen Partei an und war eine der Organisatorinnen der Frauenbewegung in Schmalkalden. Das Bestreben der Eltern um familiäre Harmonie war nicht unwesentlich durch ihre politischen Lebensziele beeinflusst. Es verstand sich fast von selbst, dass die Familienangehörigen Bindungen zu anderen Genossen der sozialdemokratischen Gemeinschaft erhielten und in diese hineinwuchsen. An den Parteizusammenkünften unterschiedlichsten Charakters nahm die ganze Familie teil. Den Kindern, Günter hatte noch einen Bruder und zwei Schwestern, prägten sich nachhaltig Wanderungen und gesellige Zusammenkünfte der Sozialdemokraten ein. An Demonstrationen der organisierten Arbeiterjugend nahmen sie teil und später an Schulungen der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ). Dadurch waren sie einbezogen in die politischen Prozesse der Weimarer Republik am Vorabend der faschistischen Diktatur in Deutschland.

Das Zusammenleben in der Familie veränderte sich schlagartig, als den Nazis die Macht übertragen worden war. Was zu erwarten sein würde, hatten die Nazis dem Redakteur der »Volksstimme« schon frühzeitig angedroht, als sie durch Schmalkalden getobt waren und brüllend gesungen hatten: »Dem Ludwig Pappenheim, dem haben wir's geschworen, dass er erhangen wird an

dem Laternenpfahl.« Nach der Errichtung der faschistischen Diktatur im Januar 1933 wurde Ludwig Pappenheim als einer der ersten Antifaschisten von den Nazis ergriffen. Sie missachteten seine Immunität als Landtagsabgeordneter des Landtages Hessen-Nassau. Nachdem die Nazis ihn im Gefängnis unmenschlich gefoltert hatten, verschleppten sie ihn ins Lager Breitenau und später in das KZ Börgermoor. Hier ermordeten ihn seine Peiniger auf bestialische Weise im Januar 1934.

Frieda Pappenheim war fortan auf sich allein gestellt mit der Sorge um ihre vier Kinder. Selbst die Witwenrente wurde ihr verweigert. Zur wirtschaftlichen Not kam, dass die Familie dem permanenten Terror der Nazis ausgesetzt war. Immer wieder hatte sie mit den Kindern auf Hausdurchsuchungen und andere Schikanen zu reagieren. Wiederholt wurden die Fensterscheiben eingeworfen. Die Täter wurden nicht ermittelt.

Aber offen oder verdeckt wurde auch geholfen, um die entstandene Notlage zu lindern. Die Familie wurde, solange die Nazis sie nicht selbst verfolgten, von Verwandten unterstützt. Sie spürte die Solidarität durch bekannte Genossen und Freunde. Nicht selten halfen Unbekannte.

Übereinstimmung gab es zwischen der Mutter und den Kindern, sich den Nazis zu verweigern. Im kindlichen Verständnis ging es darum, dem Vorbild des Vaters nachzueifern und seinen Tod zu rächen. Die Kinder lehnten es ab, mit dem Hitlergruß zu grüßen, Aufsätze mit Themen zur Lobpreisung Hitlers und des so genannten Nationalsozialismus wurden von ihnen nicht geschrieben, und sie verweigerten den Dienst in der Hitlerjugend (HJ), obwohl dieser als Pflichtdienst zu verrichten gewesen wäre. Bei diesen schwerwiegenden Entscheidungen fanden sie immer die konsequente Unterstützung ihrer Mutter. Diese nicht konforme Haltung zur von den Nazis gewünschten »Volksgemeinschaft« führte zur gesellschaftlichen Isolierung der einzelnen Familienmitglieder.

Es war nicht verborgen geblieben, dass der Vater aus einer jüdischen Familie stammte. Lehrer und Mitschüler mieden Günter, sie verhöhnten und beschimpften ihn. Häufig hörte er, wie sie »Judenpack« hinter ihm und seinen Geschwistern herriefen. Die Folge war, dass Günter kaum Freunde und nur wenige Klassenkameraden fand, dass er oft allein und von gemeinsamem Spiel ausgeschlossen war. In Auseinandersetzungen mit anderen gab es immer wieder aber auch einige Mutige, die sich wagten, Partei zu ergreifen für die Pappenheim-Kinder. Mitschüler und Nachbarn begegneten der Familie immer öfter mit Argwohn und überwachten in denunziatorischer Absicht jede Regung. Trotz schwerster Belastungen gelang es der Mutter, ihren Kindern Zuversicht zu verleihen und ihnen Mut zuzusprechen. Immer wieder besprach sie mit ihren Kindern Verhaltensregeln für die Zurückweisung nazistischer Provokationen, Verleumdungen und Drohungen. So festigte sie die Kinder in ihrer Haltung gegen den Faschismus.

Schließlich begann Günter 1940 in der Schmalkaldener Werkzeugfabrik »Gebrüder Heller« die Schlosserlehre, die er erfolgreich beenden konnte. Auch in der neuen Umgebung ließ sich die durch Indoktrination hervorgerufene Isolierung von ihm nicht durchbrechen. Er fand kaum Freunde, denn aus Furcht oder faschistischer Gesinnung wollten Gleichaltrige mit dem »Halbjuden« nichts zu tun haben. So suchte er Kontakt zu jungen Menschen, die wie er von der Nazigesellschaft ausgeschlossen waren. Er fand sie bei den ausländischen Zwangsarbeitern im Betrieb, einem jungen Jugoslawen und einem Flamen. Beide sprachen etwas deutsch. Untergebracht waren die Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen in der Bohrmühle, die sich gegenüber dem Betrieb befand. Obwohl das Betreten des Lagers für Deutsche untersagt war, hatte sich Günter hier öfter mit seinen Freunden getroffen. Wenn er zu ihnen kam, brachte er die neuesten Nachrichten über die Entwicklung der politischen Lage und an den Fronten mit. Die Informationen erhielt er von seiner Mutter, die an als familiär getarnten illegalen Treffen teilnahm. Dass er für seine Freunde an diesem Sommertag in der Mittagspause die Marseillaise spielte, war für die Gleichgesinnten ganz selbstverständlich.

Der Betriebsangehörige Hermann Gänlein hatte das Geschehen in der Pause verfolgt und es dem Naziobmann Ullrich gemeldet. Ullrich war ein Altnazi, der schon 1932 zur Naziartei gehörte. Er zeigte Günter bei der Gestapo an. Noch am gleichen Tage wurde Günter im Betrieb verhaftet und ins Gefängnis nach Suhl gebracht.

Die Verse aus der ersten Strophe der Marseillaise

»Ein schwerer Kampf ist's, den wir wagen,  
zahllos ist unsrer Feinde Schar ... «

wurden für Günter schnell zu brutaler Wirklichkeit.

Es begannen die Verhöre in Suhl. Dass er den Kriegsgefangenen die französische Hymne gespielt hatte, war bei den Vernehmungen von untergeordneter Bedeutung. Die Gestapo-Beamten König und Weisheit aus Schmalkalden vermuteten Widerstandsgruppen unter den Ausländern und wollten hierzu von ihrem Gefangenen Angaben erprügeln. Günter konnte und wollte dazu nichts sagen. Mit Schlägen und Drohungen versuchte die Gestapo ihr Ziel dennoch zu erreichen, und so peinigten ihn die Büttel. Nachdem er fünf Tage misshandelt worden war, brachten sie ihn in das Arbeitslager am Gleichberg bei Römhild. Der SS-Lagerführer Langer bekam von der Gestapo den Schutzhaftebefehl für Günter Pappenheim mit dem Vermerk, er sei beschuldigt, illegale Gruppen aufgebaut zu haben. Eine diesbezügliche Frage verneinte Günter wahrheitsgemäß. Dafür prügelte der SS-Lagerführer den wehrlosen Gefangenen gnadenlos.

Nach kurzer Zeit kam Günter auf Transport. Als Ziel wurde das Konzentrationslager Buchenwald angegeben. Auf dem Wege dorthin traf er mit einem Häftling zusammen, der ihm eine wichtige Lehre vermittelte: »Du musst viel

Sonderausweise zum Betreten besonderer Lagerbereiche im KZ Buchenwald  
für Günter Pappenheim, Mitte: Häftlingsnummer von Günter Pappenheim

hören und wenig sagen, denn du kennst dein Gegenüber nicht. Also sei vorsichtig!« Im Lager auf dem Ettersberg angekommen, erhielt er die Häftlingsnummer 22514 und den roten Winkel, der ihn als politischen Häftling kennzeichnete. In der Bekleidungskammer, in der er seine persönlichen Sachen gegen Häftlingskleidung tauschen musste, sahen Häftlinge die Spuren der Misshandlungen, die Günter erlitten hatte und wollten wissen, woher die Striemen auf seinem Körper rührten. Günter beherzigte die Mahnung des Kameraden aus dem Transport und gab keine Antwort.

Wie alle Neueingelieferten musste er zunächst in das Kleine Lager, das zu dieser Zeit von der SS eingerichtet worden war, um das Einschleppen von Seuchen durch Neuzugänge zu verhindern.

Für die illegale antifaschistische Organisation hatte das Kleine Lager zusätzlich große Bedeutung. Hier wurde versucht, unter den Neuen Antifaschisten zu erkennen und zu überprüfen, ob sie in den illegalen Kampf einbezogen werden könnten. Günter wurde von dem Sozialdemokraten Hermann Brill und dem Kommunisten Eduard Marschall aufgesucht. Beide kannten seinen Vater und wollten sich nun um den Sohn kümmern. Vom Kleinen Lager wurde er in den Block 45, Flügel A im Häftlingslager verlegt. Hier wirkten Fritz Bolack und Karl Feuerer, zwei erprobte Antifaschisten, bei denen Günter Halt fand. Kameraden, die sich ihm zuwandten, hatten, ohne dass sie in dieser Klarheit darüber sprachen, das erklärte Ziel, er müsste unter ihrer Obhut erwachsen werden und überleben. Heute sagt Günter Pappenheim: »Ich habe die Solidarität gespürt.«

Sein erstes Kommando wurde ein Straßenbautrupp. Den ausgebildeten Schlosser schickte man bald in die Gustloff-Werke, wo er unter dem Kapo Hermann Schönherr in der Gewehrproduktion arbeitete. Er erhielt die Aufgabe, Ziehmesser zu schleifen. Mit dem Ziehmesser wurden Züge in den Gewehrlauf geschnitten, welche dem Geschoss die Drehung um die Längsachse verleihen und so zur Flugstabilität beitragen. Dieser neuralgische Punkt bei der Herstellung von Gewehren bot die Möglichkeit, mit einem persönlichen Beitrag die Rüstungsproduktion zu sabotieren. Im Zusammenwirken mit anderen Häftlingen stellte sich Günter dieser riskanten Aufgabe. Wie er als Kind nach dem Tod des Vaters die unsichtbare Solidarität spürte, erlebte er hier die solidarische Gemeinsamkeit als Form des Widerstands gegen den gewöhnlichen Faschismus.

Als bei zu vielen Gewehren Mängel auftraten und der Verdacht aufkam, dass Günter einer der Verursacher gewesen sein könnte, veranlassten Häftlinge, dass er als »Kranker« in den Häftlingskrankenbau eingeliefert wurde. Hier blieb er einige Tage. Das war notwendig geworden, denn aufgrund des Verdachts konnte er nicht in die Gustloff-Werke zurück. Die Kameraden der Schreibstube lösten das Problem, indem sie ihm einen »Schonplatz« in der Gerätekammer zuteilten.

Der Kommunist Walter Wolf war sein Kapo, der ihn als Schlosser in die Strohsackflickerei schickte. Seine Tätigkeiten beschränkten sich nicht nur auf den Bereich des Häftlingslagers. Das führte dazu, dass er eine vom Schutzhaftlagerführer unterschriebene Genehmigung erhielt, das Häftlingslager verlassen zu dürfen. Eines Tages wurde er in die Baracke 15 gerufen. Sie war eine frühere Wohnbaracke der SS außerhalb des Häftlingslagers, die in Einzelräume aufgeteilt und von einer großen Mauer umgeben war. In ihr wurden prominente Staatsgefangene untergebracht, darunter auch der Sozialdemokrat Rudolf Breitscheid. Zu ihm wurde Günter bestellt, um das Schloss einer Schranktür zu reparieren. Günter kannte Breitscheid nicht und wandte sich, wieder in der Kammer, an seinen Kapo, der ihn mit der Rolle vertraut machte, die Rudolf Breitscheid in der deutschen Arbeiterbewegung gespielt hatte. Es gelang jedoch nicht, über Günter erneut Kontakte der illegalen Widerstandsorganisation zu dem bekannten Sozialdemokraten zu knüpfen. Bei dem Angriff der alliierten Luftstreitkräfte am 24. August 1944 auf die Gustloff-Werke wurde auch die Baracke, in der Rudolf Breitscheid und weitere Prominente inhaftiert waren, getroffen. Breitscheid konnte nur noch tot geborgen werden.

In der Gerätekammer blieb Günter bis zu seiner Befreiung. In die illegale Arbeit der internationalen Widerstandsorganisation wurde er nicht einbezogen. So erlebte er den 11. April 1945 an seinem Arbeitsplatz. Er spürte, wie die meisten Häftlinge, dass sich etwas ereignen müsste. Wie die anderen hatte er die Versuche der SS miterlebt, die Häftlinge zu evakuieren. Er war glücklich, nicht auf den Marsch ins Ungewisse befohlen worden zu sein, der für so viele seiner Kameraden der Todesmarsch geworden war. Jetzt waren die SS-Leute geflohen, der Chef der Gerätekammer, Springer, war nicht mehr da. Am Nachmittag kam sein Vorarbeiter, der Dresdener jüdische Kamerad Leonhard, mit der Nachricht, er habe Häftlinge mit Waffen im Lager gesehen. Als Günter die Gerätekammer verließ, traute er seinen Augen nicht. Er sah, wie Häftlinge sich zum Tor bewegten, und es dauerte nicht lange, bis die Peiniger – Männer in SS-Uniformen – als Gefangene ins Lager gebracht wurden. Günter jubelte mit den anderen Kameraden und hörte aus dem Lautsprecher die Ansprache des 1. Lagerältesten, Hans Eiden, der den 21 000 im Lager Verbliebenen verkündete, dass sie frei seien und sie aufforderte, in den Blocks zu bleiben, um jedes Chaos zu vermeiden.

Die ersten Tage der Freiheit erlebte Günter wie die meisten im Lager. Er nahm am 19. April an der Trauerkundgebung teil und war dabei, als auf dem Appellplatz der Schwur von Buchenwald geschworen wurde, der ihm unaussprechbar im Gedächtnis blieb.

Bereits am 22. April durfte er sich auf den Weg nach Hause begeben. Erheblich geschwächt, erlitt er in Arnstadt einen Kollaps und musste in das dortige Krankenhaus gebracht werden. Nachdem er wieder einigermaßen bei Kräften war, setzte er seinen Weg nach Schmalkalden fort. Zu Hause erfuhr er, dass

sein Bruder Kurt ebenfalls verhaftet und von der Gestapo in das Zweiglager Halle-Weißenfels des KZ Buchenwald gebracht worden wäre. Den Bruder zu suchen, begab sich Günter zu den amerikanischen Kommandanturen in Suhl und Schmalkalden. Dort wurde zugesagt, sich zu kümmern, aber nichts getan. Die Amerikaner hatten seinen Bruder in ein Kriegsgefangenenlager verschleppt.

In seine Heimatstadt zurückgekehrt, suchte und fand Günter Kontakt zu Gruppen von Sozialdemokraten, die sich nach der Befreiung Thüringens gefunden hatten. Mit ihnen, den Genossen seines ermordeten Vaters, wollte er beim Aufbau eines neuen, demokratischen und antifaschistischen Deutschlands zusammenarbeiten.

Anstrengend war diese Zeit, dennoch fanden sich gelegentlich Möglichkeiten, die Ziehharmonika hervorzuholen und zu spielen, was nicht selten weit hin zu hören war. Eines Tages erschienen zwei bewaffnete Rotarmisten und ein sowjetischer Offizier. Der verlangte die Herausgabe des Instruments. Es ging hin und her, weil einer der anderen Sprache nicht verstand und Günter unter keinen Umständen das Begehrte aus der Hand geben wollte. Die Soldaten nahmen ihm die Ziehharmonika weg. Günters Mutter war überzeugt: »Die hast du die längste Zeit gehabt, die ist weg!« Nachbarn frohlockten: »Da erzählt der immer von Solidarität und von Buchenwald und nun nehmen ihm seine Freunde die Ziehharmonika weg, schöne Freunde!« Erheblich schmerzte ihn diese Verletzung. Aber nach ein paar Tagen kam der Offizier, um das Instrument wohlbehalten zurückzubringen und Brot, Speck, Zwiebeln und Wodka dazu.

Eine verantwortungsvolle Aufgabe übertrug man Günter zunächst nicht, er arbeitete im Landratsamt als Pförtner, Hausmeister, Heizer und Telefonist in einer Person. Als Werner Eggerath, Bezirksleiter der KPD in Thüringen, nach Schmalkalden kam, setzte er sich für Günter ein. Er meinte, ein junger Antifaschist, der durch die Hölle von Buchenwald gegangen war, gehörte auf einen wichtigeren Platz als in eine Pförtnerloge und erreichte, dass Günter eine andere Aufgabe im Landratsamt übertragen wurde. In ehrenamtlicher Funktion war er der Jugendvertreter in seiner Partei.

Als solcher wirkte er seit dem Jahreswechsel 1945/46 aktiv für die Vereinigung der beiden Arbeiterparteien, SPD und KPD. Dabei traf er wieder auf seinen Buchenwaldkameraden, den Sozialdemokraten Hermann Brill, der in Schmalkalden versuchte, die Herstellung der Einheit zu verhindern. Die Mehrheit der Sozialdemokraten und Kommunisten in Schmalkalden vereinigten sich jedoch zur Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. An diesem zweifellosen Erfolg war Günter mit seiner politischen Arbeit beteiligt.

In den Folgejahren gehörte Günter Pappenheim unterschiedlichen Leitungen in der Partei an. In der Freien Deutschen Jugend, in der Gewerkschaft und in der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes leistete er mit täglicher, oft

Programm zur Feier des ersten Jahrestages der Befreiung des KZ Buchenwald

mühevoller Kleinarbeit seinen Beitrag, um ein neues Deutschland entstehen zu lassen. Als Jugendfunktionär hatte er vielfältige Verbindungen zu jungen Menschen, und unter diesen traf er 1950 auf Margot, die als Angestellte in der Kreisverwaltung arbeitete und in der Gewerkschaft und FDJ aktiv gesellschaftlich tätig war. Beide entschlossen sich, den Lebensweg gemeinsam zu gehen.

An der Landesverwaltungsschule qualifizierte er sich, um verantwortungsvollere Aufgaben erfüllen zu können. Ab 1951 war er Instrukteur für Kultur und Bildung bei der SED-Kreisleitung Bad Salzungen. Als Margot und er 1952 eine eigene Wohnung erhielten, heirateten sie, und im gleichen Jahr wurde die Tochter Gudrun geboren.

Aufregend waren die Zeiten und spannend, ständig galt es, neue Erfahrungen zu machen und zu verarbeiten. So entfaltete in Vorbereitung einer Kreisdelegiertenkonferenz der SED die lokale Parteipresse eine Kampagne, die der Auseinandersetzung mit dem Sozialdemokratismus dienen sollte. Dabei wurde in einem Artikel Günters Vater als Verräter an der Sache der Arbeiterklasse diffamiert. Auf der Konferenz referierte ein Sekretär der SED-Bezirksleitung über die verräterische Rolle Ludwig Pappenheims. Günter wurde aufgefordert, sich von seinem Vater wegen dieser Behauptung loszusagen. Die Forderung wies Günter energisch zurück, und bekannte sich zur politischen Lebensleistung und zum konsequenten Kampf seines Vaters für die Interessen der Unterdrück-

ten, gegen die faschistische Barbarei. Standhaft und in der Konsequenz erfolgreich, erwehrten sich Günter und einige seiner Genossinnen und Genossen dieser haltlosen Verleumdungen.

Die erste provisorische Landesregierung Thüringens hatte 1945 den Beschluss gefasst, den Ort Kleinschmalkalden in Würdigung der Verdienste des Vaters in Pappenheim umzubenennen. Diese Umbenennung blieb verbindlich, solange die DDR existierte, was immer auch als ein Indiz für die Rechtschaffenheit von Ludwig Pappenheim gelten konnte.

Als stellvertretender Abteilungsleiter der SED-Bezirksleitung Suhl wurde Günter 1957 zum Studium an die Parteihochschule der Kommunistischen Partei der Sowjetunion in Moskau delegiert. Dazu hatte er in kürzester Frist die russische Sprache zu erlernen. Und das gelang ihm so gut, dass er die spätere Prüfung zum Staatsexamen in Politischer Ökonomie in russischer Sprache ablegte. Durch ein Versehen war versäumt worden, für die Prüfung den Dolmetscher zu bestellen. Als er eine Korrektur des Prüfungstermins beantragen wollte, fragte man ihn, ob man nicht auf Russisch über die Angelegenheit rede könne. Die Antwort war eindeutig, so gelangten die Verantwortlichen zu der Auffassung, es bedürfte gar keines Dolmetschers. Die staatliche Prüfungskommission nahm die Prüfung in russischer Sprache ab, und Günter bestand ohne Dolmetscher. 1960 beendete er das Studium erfolgreich als Diplom-Gesellschaftswissenschaftler. Noch während er in Moskau studierte, wurde er in Schmalkalden zum Ersten Sekretär der SED-Kreisleitung gewählt. Die verantwortungsvolle und oft großen Einsatz fordernde Tätigkeit verlangte die ganze Persönlichkeit, brachte aber auch viele Momente der Freude und Genugtuung. Aus der Parteifunktion als Kreissekretär schied er schließlich aus, um ein weiteres Direktstudium an der Hochschule für Ökonomie Berlin-Karlsborst zu absolvieren, das er als Diplom-Volkswirt beendete.

In den vielen Jahren großer Anspannung stand ihm seine Frau Margot zuverlässig zur Seite. Selbst als Lehrerin tätig, erfüllte sie die vielfältigen familiären Verpflichtungen, die durch die Geburt des Sohnes Jens 1967 noch umfangreicher wurden. Sie stellte sich den oft schweren Belastungen mit großer Umsicht. Zu den jährlichen Feiern anlässlich des Jahrestages der Selbstbefreiung der Häftlinge des KZ Buchenwald begleitete Margot ihren Mann. Es war nach den vielen Jahren der Gemeinsamkeit nicht nur eine Geste, als sie anlässlich einer Befreiungsfeier in Buchenwald mit Günter den Block 45, Flügel A aufsuchte, sich die Stelle zeigen ließ, an der seine Pritsche stand und dort eine Blume niederlegte.

Immer wieder wurde Günter Pappenheim in neue Verantwortung durch die Partei gestellt. So war er 1971 zum Vorsitzenden des Rates des Bezirkes Potsdam gewählt worden. Seine Funktionen verstand er immer als solche, die im Auftrag der Partei zum Wohl der Menschen auszuüben wären. In diesem Sinne traf er seine Entscheidungen und geriet dadurch nicht selten in Widerspruch zur Par-

teibürokratie. So auch in Potsdam, als er sich verweigerte, den Abriss der so genannten Schinkel-Häuser und des Marstalls zu befürworten. Erhebliche, sich ständig zuspitzende Meinungsverschiedenheiten, die jegliche konstruktive Arbeit in Frage zu stellen drohten, veranlassten ihn, sich von der Funktion abberufen zu lassen. Als es personelle Veränderungen an der Spitze der Potsdamer Bezirksparteiorganisation gegeben hatte, wurde angefragt, ob er bereit wäre, in seine Funktion zurückzukehren. Er lehnte ab, denn er war inzwischen beim Zentralkomitee der SED in der Zentralen Parteikontrollkommission (ZPKK) tätig. Seinen Anspruch, zum Wohl der Menschen zu arbeiten, hielt er in vollem Umfang aufrecht, und in diesem Sinne stellte er sich jedem Auftrag. Günter spürte immer öfter, dass von ihm als ehemaligem Buchenwalder erwartet wurde, er könnte Defizite in der Parteikontrolle persönlich kompensieren.

Parallel zur Arbeit beim Zentralkomitee blieb Günter als Antifaschist getreu dem Schwur von Buchenwald aktiv. Immer wieder wandte er sich jungen Menschen zu, beantwortete ihre Fragen, berichtete aus seinem an Erfahrungen reichen Leben und vermittelte so das Vermächtnis seiner Buchenwaldkameraden und des antifaschistischen Widerstands.

Verbindung unterhielt er zu dem »Kind von Buchenwald«, Stefan Jerzy Zweig, dessen Schicksal Bruno Apitz in dem Roman »Nackt unter Wölfen« künstlerisch gestaltet hatte. Förderlich für diesen Kontakt erwies sich, dass Günter wie Stefan Jerzy Zweig an dem Film »Kinder von Buchenwald« mitwirkte. Dass Zweig nach 1990 angefeindet und diskreditiert wurde, dass man ihm unterstellte, nur überlebt zu haben, weil andere sterben mussten, bezeichnet Günter Pappenheim als ekelhaft schmutzig, menschenverachtend und als Zeugnis völlig fehlender Sachkenntnis.

Bis 1990 arbeitete Günter bei der ZPKK. Danach hätte er gegen die eigenen Genossen tätig werden müssen, und das wollte er nicht. Er ging in den Ruhestand. Rückblickend auf die Arbeitsjahre meinte er, sich stets bewusst gewesen zu sein, dass er sich mit jeder Angelegenheit, die er in Ordnung brachte, möglicherweise Feinde schaffte. Das ficht ihn insofern nicht an, als er immer im Interesse der Menschen tritt, für sie intensiv arbeitete und gegen Herzlosigkeit, Formalismus und Bürokratie wirksam wurde.

Nach 1989 erlebte er mit seinem Bruder einmal eine Anfeindung in Schmalkalden, als ihm und seinem Bruder gedroht wurde, sie aufzuhängen, weil sie sich für den Sozialismus in der DDR eingesetzt hätten. Er sagte damals zu seinem Bruder: »Komm, lass uns gehen, mit Mördern wollen wir nichts zu tun haben. Wer andere aufhängen will, ist ein Mörder.« Es blieb die einzige Anfeindung. Dass es möglich geworden war, ihn in seiner Heimatstadt derart zu bedrohen, passte sich in innenpolitische Entwicklungen des größer gewordenen Deutschland ein.

In der Lagerarbeitsgemeinschaft Buchenwald-Dora sah Günter für sich die Aufgabe, aktiv mit seinen Kameraden und Genossen Reinhold Lochmann,

Herbert Morgenstern, Gerhart Zschocher, Herbert Thiele, Benno Biebel, Kurt Prinz, Werner Manneberg und den westdeutschen Kameraden Emil Carlebach und Willy Schmidt beharrlich dafür einzutreten, dass das Gedenken an die Opfer des Konzentrationslagers Buchenwald bewahrt, der authentische Ort der Gedenkstätte erhalten und die Geschichte unverfälscht bleibt. Mit der Kraft der Gemeinsamkeit wandten sie sich gegen Versuche der Thüringer Landesregierung und von Wissenschaftlern, Ursachen und Wirkungen zu verdrehen. Einer Vermischung und Gleichsetzung des Konzentrationslagers Buchenwald mit der Nutzung des Lagers nach dem Krieg traten sie entschlossen entgegen. Der energische Kampf um den Erhalt der Gedenkstätte ließ die internationale Solidarität der Buchenwalder wieder aufleben. Das Internationale Komitee Buchenwald-Dora und Kommandos unterstützte mit Nachdruck die Positionen und den Kampf der deutschen Kameraden.

Nach dem Tod von Emil Carlebach im April 2001 wurde Günter Pappenheim als 1. Vizepräsident des Internationalen Komitees Buchenwald-Dora und Kommandos gewählt. Im Schulterschluss mit den internationalen Kameraden setzt er seine Kraft ein, den Schwur von Buchenwald im Gedächtnis der Menschen zu erhalten und das Vermächtnis des Antifaschismus folgenden Generationen weiterzuvermitteln. Geachtet, anerkannt und viel gefragt ist Günter Pappenheim nach wie vor als Zeitzeuge und als sensibler, umsichtiger und verständnisvoller Gesprächspartner vor allem junger Menschen.

Er gehört dem Bundesausschuss der Vereinigung der Verfolgten des Nazi-regimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten der Bundesrepublik Deutschland an. Seit 2005 ist er Vorsitzender der Lagerarbeitsgemeinschaft Buchenwald-Dora in Berlin.

In einer biografischen Skizze schrieb Günter Pappenheim, schlussfolgernd aus seinem Leben: »Im Kampf gegen die rechte Gefahr, gegen Ausländerfeindlichkeit und Rassendiskriminierung ist es wichtig, Bündnisse zu schaffen. Um sie wirksam werden zu lassen, muss man das Trennende immer mutig ausklammern, denn Kompromisse sind besser als Feindschaften. In Buchenwald haben Häftlinge aller Nationen, aller Glaubensrichtungen und unterschiedlicher Parteizugehörigkeit Hand in Hand den Peinigern der SS getrotzt. Der Antifaschismus wurde zur gemeinsamen Sache ...

Antifaschismus ist keine Angelegenheit der älteren Generation, er ist ohne Wenn und Aber an die junge Generation weiterzugeben – und er soll von der jungen Generation so erhalten bleiben, wie er gelebt und erlebt wurde.«

*Erhard Pachaly/Gerhard Hoffmann*

*Der Text wurde von Günter Pappenheim 2006 autorisiert.*

Günter Pappenheim bei der Führung einer Gruppe Jugendlicher in der Gedenkstätte des Konzentrationslagers Buchenwald, September 2001, Foto: privat

Franz Rosenbach, Foto: privat

# Franz Rosenbach

**Geboren am 30. September 1927**

**Auschwitzhäftling Nummer Z 9264**

**Buchenwaldhäftling Nummer 43227**

Geboren bin ich im Jahre 1927; ich war bei der so genannten Machtergreifung also fünf Jahre alt. An die Zeit ab 1938/1939 kann ich mich gut erinnern. 1938 lebte ich mit meinen Eltern in Göpfritz in Niederösterreich. Mein Vater war bei der Baufirma Brettner beschäftigt, ebenso wie meine Mutter, die dort im Büro als Putzfrau gearbeitet hat. Ich selbst ging zur Schule. 1939 sind wir nach Döllersheim in Niederösterreich gezogen, wo mein Vater bei einer anderen Bau-firma gearbeitet hat. Dort war auch ein Truppenübungsplatz der deutschen Wehrmacht.

1942 wurde mein Vater plötzlich von der Gestapo abgeholt und war spurlos verschwunden. Eines Tages kam ein Brief, dass er sich in Wien-Rosauer-linde in Haft befindet. Meine Mutter und ich fuhren nach dort, um uns zu erkundigen, weshalb mein Vater festgehalten wird.

Es gab damals einen Sinto-Referenten, der sagte zu meiner Mutter, mein Va-ter würde festgehalten, weil er ein Sinto sei. In vertraulichem Ton riet er uns zu fliehen, denn es sei eine größere Aktion gegen »Zigeuner« vorgesehen. Meine Mutter ging darauf nicht ein.

Unser Vater wurde schließlich nach Auschwitz deportiert, später kam ich mit meiner Mutter ebenfalls nach Auschwitz. Doch zuvor wurde ich noch bei der deutschen Wehrmacht gemustert. Ich galt als wehrdienstfähig, felddienst-tauglich für alle Waffen und erhielt Wehrpass und Soldbuch. Sehr stolz war ich darauf, denn ich war noch nicht sechzehn Jahre alt. Mir wurde gesagt, ich sollte nach Langenlebe zum Arbeitsdienst kommen.

Doch statt zum Arbeitsdienst kam ich in das »Zigeunerlager« Auschwitz-Birkenau. Ich war damals bei der Bahn angestellt und arbeitete im Gleisbau. Bei einer großen Razzia holten sie mich direkt von meinem Arbeitsplatz weg. Zusammen mit meiner Mutter, ihrem Schwager sowie dessen Kindern sind wir zunächst nach Wien ins Gefängnis gebracht worden, wo wir ungefähr zwei Monate waren. Da ging es fürchterlich zu. In einer Zelle hausten so etwa zwanzig Männer, wir mussten im Sitzen schlafen. Zweimal bin ich rausge-kommen, und zwar in einen Keller, da mussten wir von den Wänden das Blut abwaschen, weil Menschen hingerichtet worden waren, die sind geköpft worden, und wir mussten die Köpfe in Körben wegtragen, zum Heizkessel. Darüber zu reden war uns verboten. Ich weiß nicht mehr genau, wie oft ich das machen musste. Danach konnte ich nicht mal die Wassersuppe essen, ich musste mich übergeben.

Dann hieß es, wir kämen auf Transport nach Auschwitz. Wir waren ungefähr sechs oder sieben Personen und wurden von Wien direkt nach Auschwitz transportiert, nicht in einem Viehwaggon, sondern in einem Schnellzug, in einem abgeschlossenen Coupe. Während der Fahrt wollte ich versuchen, aus dem Fenster zu springen: Ich hatte das Fenster bereits aufgemacht, da schrie ein österreichischer Polizist: »Nimm deine Hände weg, sonst schieße ich dich zusammen!«

Schließlich trafen wir in Auschwitz ein. Das war im März oder April 1943, es hatte geschneit. Ich kam zusammen mit meiner Mutter; mein Vater und meine Geschwister waren bereits vorher dorthin verschleppt worden. Auschwitz hatte ich mir ganz anders vorgestellt. Uns war von den Behörden immer vorgemacht worden, wir könnten dort arbeiten und würden »angesiedelt« werden. Doch ich habe sehr schnell erkannt, wie furchtbar die Leute hier geschunden und misshandelt wurden. Ich erinnere mich noch genau: Ich trug weiße Schuhe, einen Hut, eine Krawatte und einen Anzug. Wir mussten in eine Kammer hinein, dort wurde uns alles abgenommen. Als ich dagegen protestierte, habe ich meine ersten Schläge bekommen. Wir mussten uns völlig ausziehen, auch die Frauen, und die Haare wurden abgeschnitten. Zwei Frauen haben die Wäsche ausgeteilt. Ich habe eine Unterhose bekommen, die war total zerschlissen, und habe zunächst gesagt, so etwas kann man doch nicht anziehen. Doch schließlich blieb mir nichts anderes übrig.

In Auschwitz habe ich zum ersten Mal meine drei Schwestern wieder getroffen. Als ich nach meinem Vater fragte, erhielt ich zur Antwort, er sei nur zwei Tage nach seiner Ankunft in Auschwitz von der SS erschlagen worden. Meine ältere Schwester sagte zu mir, ich solle bloß brav sein und nichts anstellen, da ich sonst viele Schläge bekommen würde. Ich habe bald selbst bemerkt, was es bedeutet, in Auschwitz zu sein.

Ich war im Lager B II e, dem so genannten Zigeunerlager, in der Sprache der Nazis hieß es »Familienlager für Zigeuner«. Die Nummer des Blocks weiß ich nicht mehr so genau. Nebenan war das Judenlager, abgetrennt von den anderen durch einen Stacheldrahtzaun. In einer Baracke hausten fünfhundert bis sechshundert Mann. Es gab keine Betten, sondern nur so genannte Buchsen, darin lagen wir dicht gedrängt. Es gab keinen Strohsack, eine Decke war Luxus, und in der Mitte stand ein Ofen, aber geheizt wurde der nie, die Nässe und die Kälte waren kaum auszuhalten.

Schon in aller Frühe mussten wir aufstehen, dann bekamen wir als Frühstück eine Brühe – Kaffee konnte man dazu nicht sagen. Wenn man noch ein wenig Brot hatte vom Vorabend, war es gut, denn sonst gab es nichts. Dann wurde abgezählt, alle mussten sich dazu vor die Buchsen stellen. Diejenigen, die zum Arbeitskommando eingeteilt waren, mussten heraustreten. Draußen auf der Lagerstraße wurde nochmals gezählt. Wehe, es fehlte einer, dann mussten wir alle stehen bleiben. Immer wieder gab es Kranke, die sich ver-

krochen hatten, die so entkräftet waren, dass sie einfach nicht mehr konnten, und die wurden beim Zählen vermisst.

Ich wurde zum Kommando Kanalbau in Birkenau eingeteilt. Die Anforderungen konnte ich als Sechzehnjähriger kaum erfüllen. Öfter versuchte ich, mich hinter den großen Männern zu verstecken. Es gab keine Schuhe, keine Strümpfe, und es hat gestürmt und geregnet. Alles war nass, und wir mussten ununterbrochen Lehm schaufeln. Der Kanal war etwa zweieinhalb Meter tief und über uns stand ein Kapo mit einem großen Stock, der uns antrieb: »Schneller, schneller!« Um zwölf Uhr war Pause, man hatte einen Blechnapf bei sich, und wer sich bei der Essenausgabe nicht gerade hinstellte, bekam sofort die Kelle auf den Kopf. Nach einer halben Stunde Pause mussten wir wieder arbeiten, bis vier oder fünf Uhr, je nach Jahreszeit. Dann wurden wir abgezählt und gingen in die Blocks zurück. An jedem Abend wurden die Namen der Toten bekannt gegeben. Ich musste auch im Krematorium helfen, die Toten herauszutragen, da gab es Fässer für Goldzähne, Frauenhaare, Brillen, Ringe ... – es ist nicht vorstellbar. Auf der Lagerstraße von Birkenau lagen unzählige Tote, bergeweise lagen sie da, man kann es nicht beschreiben. Nachts, wenn alles gefroren war, wurden die steif gefrorenen Leichen auf Lastwagen geworfen und weggefahren. Ich hätte die seelischen und körperlichen Belastungen wahrscheinlich nicht überstanden, wenn meine Schwester nicht Essenträgerin gewesen wäre. Sie sagte immer zu mir, ich solle schnell hinter ihr herlaufen, wenn ich sie sehen würde. So konnte sie mir etwas zusätzlich zu essen geben. Das war für mich eine große Hilfe.

Eines Tages hieß es, wir könnten uns beim Kapo zum Arbeitseinsatz nach Buchenwald melden, dort gäbe es mehr zu essen. Ich meldete mich. Meine Mutter weinte beim Abschied und sagte, ich sollte auf mich aufpassen. Ich habe sie nie wiedergesehen, bei der Auflösung des »Zigeunerlagers« ist sie in den Gaskammern ermordet worden.

Nach meiner Ankunft in Buchenwald kam ich zunächst in Quarantäne wie alle »Muselmänner«, die zu sehr abgemagert waren. Dann habe ich eine Zeit lang im Steinbruch gearbeitet, wo wir Steine eine Wendeltreppe hinauftragen mussten. Mein Block war unten am Wald, im so genannten Kleinen Lager. Ich war ungefähr acht Monate lang in Buchenwald, dann hieß es, wir sollten alle nach Mittelbau-Dora, das war gegen Ende 1943. Wir wurden mit dem Viehwaggon nach Dora transportiert. Als wir dort ankamen, sahen wir, dass alles noch im Aufbau begriffen war. Es standen zwar bereits einige Baracken, aber alles andere – die Straßen usw. – musste von den Häftlingen erst aufgebaut werden. Alles musste sehr schnell gehen.

Ich kam zum Kommando B 11, wir mussten im Stollen bohren und die Trümmer wegräumen, das war meine Aufgabe. Wir hatten eine Woche Fröhschicht, eine Woche Spätschicht, eine Woche Nachtschicht. Ich arbeitete als Bohrer. Wir haben acht Stunden gebohrt, dann kam der Sprengmeister und hat

die Löcher mit Pressluft ausgeblasen, mittels Dynamitstangen wurde anschließend gesprengt, während wir unterdessen in einen anderen Stollen gehen mussten.

Nach der Sprengung wurden die Steine geräumt. Gelegentlich gab es Sprengungen und Fehlzündungen, denen viele Häftlinge zum Opfer fielen. Der Tagesablauf war in Dora streng geregelt. Nach dem Aufstehen bekamen wir etwas, das Kaffee genannt wurde, und ein Stückchen Brot. Dann mussten wir antreten auf dem Appellplatz und wurden abgezählt.

Es hieß: »Kommando B 11, soundsoviel Mann raustreten und zusammenstellen!« Anschließend kam der Lagerführer und hat nochmals abgezählt, dann gab es den Befehl: »Abmarschieren!« Wir mussten in den Stollen hinein und dort arbeiten. Wenn das Nachtkommando gesprengt hatte, waren wir dran, den Schutt auf die Loren zu laden und nach draußen zu transportieren, danach begannen wir zu bohren. Bei den Sprengungen gab es wahnsinnige Staubwolken, so dass wir stets schneeweiß aus dem Stollen herausgekommen sind. Draußen vor dem Stollen gab es eine Luftpresse, wo man sich mit Luft abblasen konnte. Daraufhin sind wir zurückmarschiert und bekamen unser Essen, drei oder vier Pellkartoffeln, etwas Margarine oder ein Stück Brot, dazu Kaffee. Weil wir so schwer arbeiten mussten, war die Verpflegung etwas besser als in Auschwitz.

Ich kam schließlich nach Harzungen, einem kleinen Bauerndorf. Von dort aus marschierten wir in die Stollen. Jeden Tag sind wir auf einer kleinen Brücke über den Fluss gegangen, und den ganzen Weg bis zum Stollen hatten wir zu singen »Weit ist der Weg zurück ins Heimatland«. Jeden Tag hin und zurück, sechs bis sieben Kilometer.

An eine Episode kann ich mich besonders gut erinnern. In Dora gab es einen großen Bagger, und mein Kapo wollte, dass ich als Baggerschmierer angelernt würde. Er hat mich zu einem Mann gegeben, der kein Häftling war, sondern ganz normal im Stollen arbeitete. Er wohnte in der Nähe. Dieser Mann hat mir einmal heimlich etwas zu essen gegeben. Einige Tage später sah ich ihn als Häftling auf dem Hof stehen.

Einmal hat ein Sinto versucht zu fliehen. Nach drei oder vier Tagen wurde er von der SS erwischt. Er stand grün und blau geschlagen unmittelbar an dem mit Strom geladenen Stacheldraht und musste immer wieder rufen: »Hurra, ich bin schon wieder da!« – so lange, bis er nicht mehr konnte und zusammengebrochen ist. Anschließend wurde er auf dem Appellplatz aufgehängt.

Als eines Tages in Mittelbau-Dora in ein Brotmagazin eingebrochen worden war, mussten wir uns alle auf dem Appellplatz aufstellen. Der ganze Platz, der ja ziemlich groß war, stand voller Menschen, immer fünfzig Mann abgetrennt. Aus dem Lautsprecher hieß es, wir müssten alle hier stehen bleiben, bis herauskäme, wer es gewesen sei, wenn nicht, würden alle erschossen. Ich weiß nicht mehr, wie viele Stunden wir stehen mussten, einige von uns brachen zu-

sammen, und wir hatten alle furchtbare Todesangst. Schließlich gab ein Kapo die Namen preis. Es waren zwei Russen. Sie sind sofort weggekommen.

Es gibt Erinnerungen an Mittelbau-Dora, die möchte man am liebsten loswerden, aber es geht einfach nicht. Wenn in Dora ein kraftloser Mensch, ein so genannter Muselmann, auf die Latrine ging, kam es vor, dass er nicht zurückkam, er wurde hineingestoßen. Als ich während der Nachtschicht einmal eine kurze Pause hatte, habe ich mich mit einigen Mithäftlingen über dem Treppeneingang – wo man in den Stollen marschierte – hingesezt. Dort war gleich auf der linken Seite eine Latrine, und in dieser Latrine steckten zwei Häftlinge mit den Köpfen nach unten, man sah deutlich die nach oben gestreckten Füße. Das hatten die SS-Leute absichtlich so gemacht, damit jeder, der vorbeikam, es sehen musste. Solange man noch fähig war zu arbeiten, hatte man ein Recht zu leben, doch wer nicht mehr arbeiten konnte, der war verloren.

Es gab sehr viele Sinti in Mittelbau-Dora, einige Tausend aus Deutschland, aus Ungarn und vielen anderen Ländern, und unzählige sind dort gestorben.

Als sich das Jahr 1944 neigte und alles zu Ende ging, hieß es, wir würden in das Konzentrationslager Neuengamme bei Hamburg verlegt. Mit ungefähr fünfhundert Mann sind wir von Harzungen losmarschiert, unter dem Kommando der SS-Leute. Tagelang marschierten wir und schliefen im Wald. Wir wurden immer weniger, denn diejenigen, die nicht mehr weiter konnten, mussten sich in einen Graben setzen und bekamen einen Genickschuss.

Leute, die zum Volkssturm eingezogen worden waren, mussten die Leichen am Straßenrand begraben. Wir kamen an einen Ort, wo links und rechts der Straße Frauen mit Körben standen, da waren Kartoffeln drin, gekochte Kartoffeln. Den Leuten wurde vorher gesagt, jetzt kommen lauter Verbrecher, Banditen, Kriegsverlängerer, wie man das bezeichnet hat, asoziale Elemente und was weiß ich. Nicht anschauen, gebt jedem zwei Kartoffeln. Und während wir marschierten, haben wir dann von den Frauen die zwei Kartoffeln gekriegt. Wir durften nicht hinschauen. Du hast die Kartoffeln kaum festhalten können, eine war verdorben, die andere ist dir runtergefallen. Du darfst dich nicht danach bücken, und so sind wir weitermarschiert.

Aber dass wir Leute gesehen hätten, ich kann mich nicht entsinnen. Ich habe weder Frau noch Mann oder Kinder gesehen. Ich habe auch gar kein Interesse an Menschen gehabt. Nach endlosen Tagen des Marschierens kamen wir irgendwann in eine Ortschaft, ihren Namen habe ich vergessen. Dort wurden wir in Viehwaggons verladen, aber der Zug rollte nicht lange, weil er von Tieffliegern angegriffen wurde. Links und rechts war das Wachpersonal, und wir waren im Innern der Waggons. Aber Gott sei Dank haben die Flieger nicht die Waggons beschossen, sondern das Wachpersonal. Mein Cousin hat mich hochgehoben, damit ich durch einen Schacht an der Decke des Waggons heraussteigen konnte, um die Waggons von außen zu öffnen. Und das gelang mir.

Die Häftlinge sind sofort herausgestürmt und haben versucht zu fliehen. Viele sind aber zunächst zum hinteren Waggon gerannt, weil sie wussten, dass dort Lebensmittel waren. Währenddessen kreisten die Flieger über uns und haben geschossen. Aber ich glaube, das waren nur Warnschüsse, denn die Piloten haben erkannt, dass wir Häftlinge waren, und sie wollten uns bei der Flucht unterstützen. Doch das Wachpersonal der SS hat sofort mit Maschinengewehren auf die Flüchtigen geschossen. Ich habe noch heute das Bild eines jungen Mannes vor Augen, der ein Stück Käse aus dem Lebensmittelwaggon im Mund, sich plötzlich umdreht und tot umfällt. Ich habe sofort erkannt, dass es unmöglich ist, wegzulaufen und habe mich wieder der Kolonne angeschlossen, die die SS-Männer zusammengetrieben hatte. Wir sind schließlich zu Fuß weiter bis nach Oranienbaum.

Bei unserer Ankunft waren wir noch sechs Mann. Dort kam plötzlich ein Oberscharführer auf uns zu und sagte zu mir und einem weiteren Kameraden: »Kommt mal her, ihr zwei, setzt euch hier in den Schützengraben!« In dem Schützengraben lag eine Panzerfaust. Er befahl uns, auf dieses Ding aufzupassen und suchte schnell das Weite.

Wir wussten nicht, was wir hätten tun sollen und haben dann aber alles stehen und liegen lassen, um in den Wald zu flüchten. Schließlich kamen wir nach Dessau. Von dort bin ich nach Solnitz und von dort übers Wasser, weil es hieß, dass auf der anderen Seite die Amerikaner seien.

Ich hatte überlebt.

Ich habe mich durchgeschlagen bis nach Österreich, dort aber zunächst niemanden von meiner Familie gefunden. Da ich in Österreich nichts mehr hatte, auch keine Familienangehörigen, ging ich schwarz nach Deutschland. In Nürnberg erwischten sie mich, und ich kam ins Gefängnis, wegen illegalem Grenzübertritt. Ich war »illegaler Staatenloser«, denn die Nazis hatten mir die deutsche Staatsangehörigkeit mit den »Nürnberger Rassegesetzen« aberkannt. Erst 1950 traf ich eher zufällig in Nürnberg zwei meiner Schwestern. Wir drei waren die einzigen von unserer ganzen Familie, die den nationalsozialistischen Völkermord an den Sinti und Roma überlebt hatten.

In der Folgezeit arbeitete ich im Straßenbau, später bei einer Spedition. Als mir die Arbeit körperlich zu schwer wurde, wechselte ich zu einer Rechtsschutzversicherung und war im Außendienst tätig. In Nürnberg lernte ich meine Frau kennen, 1976 heirateten wir und gingen nach Niederbayern. Unsere neun Kinder wuchsen in ordentlichen Verhältnissen auf.

Die deutsche Staatsangehörigkeit erhielt ich 1991 zurück und hatte dafür eine hohe Verwaltungsgebühr zu zahlen. 1994 trennte ich mich von meiner Frau und sorgte allein für vier Töchter.

Zu keiner Zeit war es für uns Sinti einfach. Ich habe nie gesagt, dass ich ein Sinto bin. Und meine eintätowierte Häftlingsnummer habe ich nie gezeigt. Ein Pflaster habe ich darüber geklebt, wenn es nötig war.

Natürlich suchte ich Kontakt zu anderen Sinti, ich fand das sehr wichtig. Mit dem Verband der Deutschen Sinti und Roma bin ich in Verbindung. Für uns Sinti bin ich beim Zentralrat der Deutschen Sinti und Roma tätig. Viele Gedenkfeiern und Kranzniederlegungen erlebte ich, und als einer der letzten Zeitzeugen gebe ich Interviews, gehe ich in Schulen und führe Gespräche mit den jungen Menschen. Manchmal ist das quälend, denn die Wunden verheilen nicht. Aber so lange ich kann, will ich über den nationalsozialistischen Völkermord an den Sinti und Roma sprechen, damit die Nachkommen wissen, was mit uns gemacht wurde. Nichts darf vergessen werden, damit sich so etwas nie wiederholt!

*Gerhard Hoffmann*

*Bearbeitete Fassung eines Zeitzeugeninterviews mit Franz Rosenbach am 14. Juli 1994 in Nordhausen unter Verwendung der Publikation: »Der Tod war mein ständiger Begleiter«. Das Leben, das Überleben und das Weiterleben des Sinto Franz Rosenbach. Von ihm selbst erzählt und dokumentiert von Norbert Aas. Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit, München 2005.*

*Den Text autorisierte Franz Rosenbach im Juni 2006.*

Gerhard Schramm, Foto: Gerhard Hoffmann

# Gert Schramm

**Geboren am 25. November 1928**

**Buchenwaldhäftling Nummer 49489**

Das offizielle Gedenken auf dem Appellplatz des ehemaligen Konzentrationslagers Buchenwald war vorbei. Einige Menschen gingen in kleineren Gruppen die Lagerstraßen entlang, blickten nachdenklich auf die Fundamentreste der Häftlingsunterkünfte, der Blöcke.

Am Erinnerungsstein für den Block 42, den der »Politischen«, trafen wir zusammen, standen wortlos an diesem Stein. Dann ging Gert Schramm ein paar Schritte und sagte: »Da stand mein Bett.« »Dein Bett?« fragte ich. »Na, meine Schlafstelle war da, meine Pritsche«, antwortete er. Ich wollte wissen, ob es laut war im Lager, im Block, mit so vielen Menschen, damals. »Still war es, es gab nichts zu reden, jeder misstraute dem anderen.« Gert Schramm legte eine weiße Tulpe auf den Stein für Block 42, »für die anderen alle!«

In Erfurt kam Gert Schramm 1928 zur Welt. Sein Vater war Schwarzer. Er arbeitete seit 1926 für eine US-amerikanische Stahlbaufirma als Ingenieur in Deutschland. 1941 verhafteten ihn die Nazis, er wurde nach Auschwitz verschleppt, es gab kein Zeichen mehr von ihm.

Vom Großvater liebevoll und aufmerksam umsorgt, wuchs Gert Schramm heran. Und dann zog seine Mutter eines Tages in ein Dorf bei Erfurt. Erstmals spürte Gert Schramm, nicht erwünscht zu sein, wegen seiner Hautfarbe.

Sechzig Jahre vergingen, bis er eine Akte zu sehen bekam, die die »Fürsorge-sache des Negermischlings Gert Schramm« betraf, angelegt vom Kreisjugendamt Weißensee. Bereits im Mai 1941 erklärte der Amtsvorsteher als Ortspolizeibehörde, »... dass wir allzu großen Wert auf die geistige Erziehung des Jungen gar nicht zu legen brauchen. Es ist ein Negerbastard und muß ja doch aus der deutschen Volksgemeinschaft ausgeschieden werden.«<sup>1</sup>

Intensiv wurde versucht, dieses Ziel zu erreichen und Gert Schramm über den Weg der »Fürsorgeerziehung« von jeglicher normalen Entwicklung fernzuhalten und auszuschließen. Zunächst scheiterten die Versuche an bürokratischer Widersprüchlichkeit. Zöglinge der »Fürsorgeerziehung« sollten »zu brauchbaren Mitgliedern der Gemeinschaft herangebildet« werden, was »rassische Zugehörigkeit« voraussetzte, die bei einem »Negermischling« jedoch nicht gegeben sein konnte. Im März 1942 teilte das »Deutsche Institut für Jugendhilfe e.V.« aus Berlin Wilmersdorf mit, »dass uns keine Anstalt für die Unterbringung von Negermischlingen bekannt ist. Wir nehmen an, dass Sondereinrichtungen für diese Art von Mischlingen nicht bestehen ...«<sup>2</sup>

1 Thür. Staatsarchiv Gotha, III 194 17, Kreisjugendamt Weißensee, 139.

2 Ebenda.

Als er die Volksschule beendet hatte, wollte er Autoschlosser werden. Die »Volksgemeinschaft« grenzte ihn konsequent aus, den nach ihrem Verständnis »Fremdrassigen«. Erlernen durfte er den Beruf nicht, aber als »Jungarbeiter« konnte er in einer Autowerkstatt schindern und die Dreckarbeiten erledigen. Besessen von seinem Berufswunsch, nutzte er vielfältige Möglichkeiten, um sich Fachkenntnisse anzueignen.

Ein komplizierter Prozess, der jäh unterbrochen wurde. Die Nazis hatten einen Weg gefunden, ihn aus der »Volksgemeinschaft« zu entfernen. Am 6. Mai 1944 rissen ihn Gestapo-Beamte aus diesem Leben. Weil er dunkelhäutig war, dieser junge Thüringer, wurde er von den Nazis durch die Gestapo-Zellen gehetzt. In der berühmten Baracke der Gestapo am Weimarer Marstall zeigte man ihm den Schutzhaftbefehl. Anfangen konnte er mit diesem roten Stück Papier nichts. Schutzhaft, wer sollte vor wem warum geschützt werden? Dass es in erster Linie um Haft ging und gar nicht um Schutz, wurde ihm immer klarer.

Nach kurzer Zeit war er Häftling des Konzentrationslagers auf dem Ettersberg, kahl geschoren, mit Jacke, Mütze und Holzpantinen und mit der Nummer 49 489. »Auf Grund des Reichsrassengesetzes ... auf unbestimmte Zeit, jedoch nicht unter fünfzehn Jahre«, hätte er in Schutzhaft zu bleiben – so wurde sein Leben vorbestimmt. Gert Schramm war der jüngste deutsche Häftling. Seine dunkle Hautfarbe machte ihn angreifbar. Dem Kommando Steinbruch war er zugeteilt worden. Ungewohnte, schwerste körperliche Arbeit laugte ihn aus. »In diesem Kommando hätte ich wahrscheinlich noch drei Wochen gelebt«, sagte er später.

Dann spürte er, zum ersten Mal seit seiner Verhaftung, etwas, das wie eine Schutzhaut wirkte, eine dünne, empfindliche, aber er spürte sie, ohne sie zu sehen, ohne nach ihr greifen zu können. In der Arbeitsstatistik tätige Häftlinge halfen, und Gert Schramm kam in das Baukommando 3. Leichtere Arbeit verrichtete er dort, und es gelang ihm, die völlig aufgezehrten Kräfte wieder etwas aufzubauen. Später erfuhr er, dass der Kommunist Willi Bleicher dafür gesorgt hatte. Außer jenem waren noch andere, die das Lagerleben genau kannten, in wichtigen Häftlingsfunktionen, nicht zum Selbstzweck, sondern um anderen das Überleben zu ermöglichen. Sie schafften es, dass Gert Schramm schließlich in eine Abteilung der Gerätekommando kommandiert wurde, SS-Leute interessierten sich für diesen Bereich weniger.

Der Blockälteste Otto Grosse sorgte dafür, dass Gert Schramm bei den zermürbenden Appellen, bei denen geringste Anlässe zu Tobsuchtsorgien der SS-Leute führen konnten, mitten in der schützenden Masse der Häftlinge stand, unauffällig, von den anderen verdeckt. Die SS-Leute fanden so keinen Anlass, sich an dem Jungen auszutoben. Otto Grosse war Kommunist. »Die Kommunisten haben mir das Leben gerettet«, sagte Gert Schramm. Er gehörte nie einer Partei an. Unauslöschbar prägte sich bei ihm die Menschenverachtung ein,

mit der die SS-Leute im Konzentrationslager Buchenwald gegenüber wehrlosen Häftlingen hausten.

Die Gedemütigten, Geschlagenen, Gemordeten hatte er gesehen, den Rauch aus dem Schornstein des Krematoriums gesehen, gerochen, geschmeckt. Das Bild des vom SS-Blockführer erschlagenen Leipziger Juden Wolfgang Kohn brannte sich ein mit den Tränen um den Verlust des Freundes. Die Tätergesichter blieben gegenwärtig: Da gab es einen neunundzwanzigjährigen Bauernsohn, der soll in die Scheune geflüchtet sein und sich die Ohren zugehalten haben, wenn zu Hause ein Schwein geschlachtet wurde. Als SS-Haupt­scharführer erschlug er einhundertfünfzig Menschen eigenhändig, Schmerzensschreie von Menschen konnte er ertragen.

Der Krieg kehrte in das Land zurück, in dem er entfacht wurde. Geschützdonner war schon zu hören auf dem Ettersberg. Im Lager wuchs die Unruhe unter den Häftlingen. Die SS-Leute wurden nervöser, sie reagierten immer gewalttätiger. Und dann verweigerten Häftlinge Befehle der Lagerführung. Das Ende nahte. Von der Selbstbefreiungsaktion der illegalen Lagerorganisation erfuhr Gert Schramm in der Gerätekammer. Vorsichtig waren seine Bewegungen, das Tasten in die Freiheit. Als er den ersten Schritt aus dem Lager wagte, hörte er aus dem Lagerlautsprecher das Wort »Kameraden«.

»Es war unfassbar, dass dieses Wort dort herauskommen konnte. Das war ein Gefühl ...!«, sagte er in einem Gespräch. Dass er überlebt hatte und nun wieder ein freier Mensch war, musste er erst verarbeiten, zu dicht war er am täglichen Tod im Lager gewesen.

Aber sein Schutzmechanismus, den er so erklärte, Negatives im Leben immer abzuschütteln wie der Hund die Flöhe, funktionierte zuverlässig. So schüttelte er sich, als er die Abwehrhaltung der Weimarer Bürgerinnen und Bürger sah, die von den Amerikanern zum Lager befohlen worden waren, um einen Eindruck von den Verbrechen der Nazis zu erhalten.

Noch nicht achtzehn Jahre war Gert Schramm, als er endlich im Juni 1945 das verhasste Lager verlassen durfte. Es zog ihn zur Mutter nach Bad Langensalza. Frieden war und Freiheit, und die Amerikaner waren im Land. Diese standen eines Tages vor ihm und verlangten, dass er ein Lebensmitteldepot verwalten und organisieren sollte, das ehemalige Heeresverpflegungsamt der Marine. Sie billigten ihm das Recht zu, sich und seine Familie mit allem zu versorgen. Nur Geschäfte untersagten sie ihm. Was lag in diesen Zeiten näher, als dem Ansinnen der Amerikaner zu entsprechen? So verwaltete er »Reichtümer« und verwendete einen Teil natürlich für seine Mutter und sich. Möglich, dass es Neider gab, die ihre Zungen wetzten. Neider, die vorgaben, von allem, was vorher geschehen war, nichts gewusst zu haben.

Schnell kam es wieder anders, die Amerikaner räumten das Verpflegungsamt leer und verließen Thüringen, die Rote Armee löste sie ab, die Zuständigkeiten änderten sich. Die Wirren der unmittelbaren Nachkriegszeit verlangten,

sich dem täglichen Kampf um das Überleben zu stellen. So wendete Gert Schramm die Bruchstücke russischer Sprache an, die ihm vorausschauende Kameraden im Lager beigebracht hatten, um mit der sowjetischen Kommandantur klarzukommen. Er kam klar, man verstand sich. Aber es ging um mehr als um verstehen, eine Lebensgrundlage musste geschaffen werden. So entschloss er sich, bei der Wismut zu arbeiten. Dort wurde unter Tage Uran abgebaut. Gefährlich war das, aber die Sowjetunion brauchte das Zeug dringend. Ohne Rücksicht wurde gearbeitet, die Sowjetisch-Deutsche Aktiengesellschaft zahlte außergewöhnlich gut. Sechs Jahre blieb er vor Ort. Natürlich nutzte er die gebotenen Vergünstigungen, die infolge der schweren, gesundheitsschädigenden Arbeiten gewährt wurden. Er konnte beginnen, sich einzurichten und seinen Lebensplan zu verwirklichen.

Man würde im Westen einiges mehr verdienen, erfuhr er von einem Kumpel, der im Ruhrbergbau arbeitet und zu Besuch in Thüringen war. Das wollte Gert Schramm wissen. Eine Reisegenehmigung erhielt er, und schon fuhr er bei einer Essener Zeche ein, um Kohle abzubauen. Die Teilung Deutschlands war zu dieser Zeit vollzogen, zwei unterschiedliche Währungen existierten. In Westdeutschland wirkte das so genannte Wirtschaftswunder, in Ostdeutschland quälte man sich mit den Reparationsleistungen an die Sowjetunion. Von der Teilung ließ sich profitieren, und Gert Schramm gelang das. Er passte sich den Verhältnissen an, was anderes hätte er tun sollen? Schließlich wurden es vierzehn Jahre, dass er das Schwarze Gold förderte.

1964 kehrte Gert Schramm heim, in die Deutsche Demokratische Republik. Rückblickend sagte er: »Sicher war das ungewöhnlich. Mein ganzes Leben war sehr ungewöhnlich. Na ja, teils wollte ich zurück in die Heimat. Meine damalige Frau musste in der Nähe der Eltern sein. Die haben in Thale gewohnt und nicht in Köln. Da sind wir halt wieder zurück. Ich hab's nicht bereut.«<sup>3</sup>

Sein neuer Lebensraum wurde später Eberswalde, eine Kreisstadt im damaligen Bezirk Frankfurt (Oder). Beim Volkseigenen Betrieb Kraftverkehr bekam er Arbeit. Fortbildungsmöglichkeiten nahm er wahr und wurde an der Abendschule zum Kraftfahrzeugmechaniker ausgebildet. Dabei beließ er es nicht. Endlich konnte er tun, was ihm 1944 versagt worden war. Den Meisterbrief erwarb er ebenfalls im Abendstudium. Im Betrieb wurde er Werkstattleiter, später Abteilungsleiter. Nachdem er den Wechsel zum Tiefbaukombinat vollzogen hatte, wurde er Fuhrparkleiter und somit Verantwortlicher für Lastwagen, Kipper, Bagger und anderes bewegliche Gerät im Tiefbau; bedient, instand gehalten, eingesetzt, verwaltet von fünfhundert Menschen.

Die Last der Verantwortung nahm zu, weil oft Geplantes nicht zu verwirklichen war. Wunschdenken wurde zu einer belastenden Größe. Immer weniger konnte übertragene Verantwortung wahrgenommen werden. Gert Schramm

3 Jens Voigt: Der Mann, der keine Nummer blieb, in: Freitag, 20. April 2001.

war bereit, sein Bestes zu geben, und als er begreifen musste, dass das in der ihm übertragenen Funktion immer öfter unmöglich gemacht wurde, zog er eine für diese Zeit ungewöhnliche Konsequenz. Die Tür zur Leitung des Tiefbaukombinates flog krachend hinter ihm zu. Er wollte künftig für seinen eigenen Betrieb geradestehen. Ein Vorgang, der in der DDR des Jahres 1985 seinesgleichen suchte: Der Leitungskader eines Kombinates gründet ein privatwirtschaftliches Unternehmen. Ein Vorgang, der Verhinderer unterschiedlichster Ebenen auf den Plan rief. Gert Schramm verfolgte beharrlich und konsequent sein Ziel, überwand künstliche Hindernisse, setzte sich energisch durch. Schließlich war in Eberswalde ein privates Taxiunternehmen mit fünf Autos vom sowjetischen Typ »Wolga« präsent. Saubere, gepflegte Fahrzeuge, freundliche und zuverlässige Auftragsbefriedigung, Dienst und Leistung brachten Anerkennung bei Kunden weit über Eberswalde hinaus.

Seinem Sohn übergab Gert Schramm 1999 ein Speditionsunternehmen, das wirtschaftlich arbeitete und fast fünfzig Beschäftigte hatte. Zu Recht ist Gert Schramm glücklich, das geschaffen zu haben. Die Übergabe des Unternehmens war für Gert Schramm, den Vizepräsidenten der Taxi-Innung, keinesfalls gleichbedeutend mit dem Eintritt in den Ruhestand. Er war viel zu stark engagiert in Eberswalde, der Stadt, in der 1990 der Angolaner Antonio Amadeo von Rechtsextremisten gejagt und zu Tode getrampelt wurde, nur, weil er Schwarzer war.

Seine Verpflichtungen bei der Freiwilligen Feuerwehr in Eberswalde nahm er weiter wahr. Das Feuer abwehren, Gefahren abwenden, Menschen aus Notlagen befreien, Lebewesen überhaupt, empfand er als eine unverzichtbare Aufgabe, als eine Aufgabe dringlicher Menschlichkeit. Ohne es in den Vordergrund zu drängen, war für ihn jederzeit die Kameradschaft, der Einsatz des Einen für den Anderen, das Zusammenrücken von Menschen in Notsituationen ein sehr wichtiges Motiv, sich in dieser Weise gesellschaftlich zu betätigen.

Im Widerspruch dazu stand die Tatsache, dass er mit Erscheinungen des Neofaschismus konfrontiert wurde, zu oft, als dass er hätte darüber hinwegsehen können. »Ich begreife nicht, dass es heute noch Menschen gibt, denen das immer noch nicht ausreicht, diese eine Seite der Verbrechen der Nazis ... Dümmlinge rennen auf der Straße herum und möchten das wiederhaben ...«, sagte Gert Schramm in einer Reportage des Zweiten Deutschen Fernsehens.

Seine Schlussfolgerung bestand darin, sich unter anderem in der so genannten Präventionsarbeit dem Gespräch mit jungen Menschen zu stellen. Nicht selten stand er vor Schulklassen, in denen neofaschistisches Gedankengut bei einigen gegriffen hatte. Sehr bewusst spürte er das bestehende Spannungsfeld. Mit einfachen Worten sprach er zu den jungen Leuten aus seinem Leben, ohne Umschweife erklärte er seinen Standpunkt und ging auf die Probleme ein, so dass die gespannte Atmosphäre aufgebrochen werden konnte. Inzwischen wurde er geschätzter Gesprächspartner als Zeitzeuge.

Heute lebt Gert Schramm in einem Dorf gleich hinter dem Oderdeich. Ruhig ist es dort, die Landschaft ist weit, der Himmel offen, die Menschen leben in Eintracht miteinander. Sein Leben ist nicht wesentlich ruhiger geworden, aber er hat Zeit, sich seinen Leidenschaften zu widmen.

Sitzt er am Steuer seines Mercedes, ruhig und gelassen den Straßenverkehr beobachtend und das Geräusch der Maschine in sich aufnehmend, strahlt alles an ihm, erhaben, genussreich. Eine stille Freude geht von ihm aus. Laut wird Gert Schramm nur, wenn er Unrecht empfindet oder erlebt, dann kann er durchaus hart sein.

Eine andere Leidenschaft: Er ist Waffennarr und begeisterter Schütze, der von sich weiß, auf ein Lebewesen nicht einmal anlegen zu können. Aus Erfahrung und mit tiefer Überzeugung steht er zu der Aussage, die Schützen-gilde sei seine zweite Heimat. Und weil für ihn Kameradschaft, Ehrlichkeit und Disziplin durch nichts zu ersetzende Werte sind, steht er zur Fahne der Schützengilde, trägt er deren Uniform. Am Uniformrock rechts oben, neben der Schützenschnur, abgehoben von den anderen Ehrungen, prangt das Buchenwaldabzeichen von 1958, das vergeben wurde, als auf dem ehemaligen Lagergelände die Gedenkstätte eingeweiht wurde. Es ist dem roten Winkel ähnlich, den er im Lager als politischer Häftling trug.

Mehrmals im Jahr ist Gert Schramm in Buchenwald. Das Zusammentreffen mit den Kameraden ist ihm wichtig, doch es werden immer weniger. Die Weitergabe von Kenntnissen und Erinnerungen an die nachfolgenden Generationen, die das Erbe anzutreten haben, hält er für unabdingbar. Sie werden als Zeugen der Zeitzeugen das Vermächtnis der Häftlinge bewahren.

Als Mitglied des Häftlingsbeirates beim Internationalen Komitee Buchenwald-Dora-Nebenlager und der Lagerarbeitsgemeinschaft Buchenwald-Dora e.V. ist er im Interesse der noch lebenden ehemaligen Häftlinge tätig.

Als Buchenwalder ist Gert Schramm seit langem viel in Deutschland unterwegs: Wider das Vergessen! Wider jeglicher Erscheinung des Neofaschismus! »Ich warne davor, sich leichtfertig in die rechte Szene ziehen zu lassen ... Mit meinen Berichten will ich die Jugend aufmerksam machen, in welche Gefahr sie sich begibt ...«<sup>5</sup>

*Gerhard Hoffmann*

*Der Text wurde von Gert Schramm 2006 autorisiert.*

5 »Mit Glück die Hölle überlebt«, in: Thüringische Landes Zeitung, 9. 5. 2002.

In Berlin lebende ehemalige Häftlinge des KZ Buchenwald anlässlich des 80. Geburtstages von Herbert Thomas im November 2002. V. l. n. r. Erich Bär, Willi Kirschey, Herbert Thomas, Benno Biebel, Günter Pappenheim, Gert Schramm, Otto Grube, Reinhold Lochmann  
Foto: privat

# Das Buchenwaldlied

Wenn der Tag erwacht, eh' die Sonne lacht,  
die Kolonnen ziehn zu des Tages Mühn  
hinein in den grauenden Morgen.  
Und der Wald ist schwarz und der Himmel rot,  
und wir tragen im Brotsack ein Stückchen Brot  
und im Herzen, im Herzen die Sorgen.

O Buchenwald, ich kann dich nicht vergessen,  
weil du mein Schicksal bist.  
Wer dich verließ, der kann es erst ermessen.  
wie wundervoll die Freiheit ist!  
O Buchenwald, wir jammern nicht und klagen,  
und was auch unser Schicksal sei,  
wir wollen ja zum Leben sagen,  
denn einmal kommt der Tag: dann sind wir frei!

Und das Blut ist heiß und das Mädal fern,  
und der Wind singt leis, und ich hab' sie so gern,  
wenn treu sie, ja treu sie nur bliebe!  
Und die Steine sind hart, aber fest unser Tritt,  
und wir tragen die Picken und Spaten mit  
und im Herzen, im Herzen die Liebe.

O Buchenwald, ich kann ...  
Und die Nacht ist so kurz, und der Tag ist so lang,  
doch ein Lied erklingt, das die Heimat sang.  
Wir lassen den Mut uns nicht rauben.  
Halte Schritt, Kamerad, und verlier nicht den Mut,  
den wir tragen den Willen zum Leben im Blut  
und im Herzen, im Herzen den Glauben.

O Buchenwald, ich kann ...

Text: Fritz Löhner-Beda  
Musik: Hermann Leopoldi

# Personenverzeichnis

- Abusch, Alexander (1902-1982)** – aus jüdischer Familie stammender kommunistischer Funktionär, journalistische Arbeit in der KPD-Presse, Mitbegründer des »Komitees Freies Deutschland« in Mexiko, nach Rückkehr aus Emigration in leitenden Partei- und Staatsfunktionen der DDR – 20, 22
- Adenauer, Konrad (1876-1967)** – Jurist, Oberbürgermeister von Köln, von den Nazis amtsenthoben, kurzzeitig inhaftiert, 1949 bis 1963 Bundeskanzler der BRD – 136
- Adolf** – von den Nazis als Berufsverbrecher bezeichnet, Vorarbeiter im KZ Sachsenhausen, Kommando »Albert Speer« – 175
- Althus, Alfred (1888-1943)** – Dresdener Metallarbeiter, SPD, Mitglied im Arbeiter-Radio-Bund, von den Nazis hingerichtet – 98
- Amadeo, Antonio Kiowa (1962-1990)** – Angolaner, der in Eberswalde, Land Brandenburg, lebte, von deutschen rechtsextremistischen Skinheads erschlagen – 227
- Apitz, Bruno (1900-1979)** – KPD, 1937 KZ Buchenwald, seit 1955 freischaffender Schriftsteller in der DDR, Weiterfolg mit dem Buchenwald-Roman »Nackt unter Wölfen« – 211
- Arndt, Rudolf [Rudi] (1909-1940)** – Sohn eines jüdischen Beamten, 1932 Mitglied des ZK des KJVD, 1937 KZ Sachsenhausen, 1938 KZ Buchenwald, Krankenpfleger, Blockältester Baracke 22, nach Denunziation durch kriminelle Häftlinge im Steinbruch »auf der Flucht« erschossen – 45, 61
- Axen, Hermann (1916-1992)** – in jüdischer Familie geboren, kommunistischer Jugendfunktionär, 1934 verhaftet, Flucht nach Paris, 1940 interniert und 1942 an die Gestapo ausgeliefert, KZ Auschwitz, dort illegale Arbeit, verlegt in das KZ Buchenwald, Mitglied der illegalen KPD-Leitung, nach 1945 führender Parteifunktionär der SED, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, Mitglied des Generalrates der FIR, 1990 strafrechtliche Verfolgung wegen seiner Tätigkeit in der DDR – 83
- Bader** – SS-Sturmführer, Bewacher im KZ Dachau – 156
- Baensch, Theo** – KPD, Kalfaktor im Gestapo-Gefängnis Berlin Moabit – 152 f.
- Bär, Erich (1916-2005)** – Klempner und Installateur, KJVD, 1935 Verhaftung, 1938 KZ Buchenwald, Mitglied des illegalen Lagerkomitees, nach der Befreiung Parteifunktionär, dann verschiedene Funktionen im Ministerium für Staatssicherheit der DDR – 100, 229
- Bargatzki** – Häftling im KZ Buchenwald, von den Nazis als Berufsverbrecher bezeichnet, unternahm gemeinsam mit Forster am 13. Mai 1938 einen Fluchtversuch, wodurch eine Welle von Repressalien für das Lager ausgelöst wurde, am 4. Juni 1938 im Lager erhängt – 64
- Bartel, Walter (1904-1992)** – 1923 KPD, Studium an der Internationalen Leninschule in Moskau, 1933 Verhaftung in Deutschland, Zuchthaus Brandenburg-Görden, Emigration in die Tschechoslowakei, dort Ausschluss aus der KPD, 1939 Verhaftung, KZ Buchenwald, Mitglied der illegalen Leitung der KPD, 1942 Mitglied, 1943 Vorsitzender des illegalen Lagerkomitees, 1945 Wiederaufnahme in die KPD, 1946 persönlicher Referent des SED-Vorsitzenden Wilhelm Pieck, der ihn während der »Säuberungen« bis 1953 schützte, anschließend Lektor für Neue und Neueste Geschichte an der Karl-Marx-Universität Leipzig, Promotion, Professur an die Humboldt-Universität zu Berlin, Arbeit in der VVN, im Buchenwald-Komitee, Vizepräsident des Internationalen Komitees Buchenwald-Dora – 61, 78 f., 102, 146 f., 157
- Barthel, Karl (1907-1974)** – Metallarbeiter, 1922 KJVD-Mitglied, 1924 KPD, Juli 1932 jüngster Reichstagsabgeordneter, 1933 Verhaftung, Verurteilung zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus, 1936 KZ Lichtenburg, 1937 KZ Buchenwald, nach der Befreiung bis 1946 Bürgermeister von Jena, dann kommunalpolitische Funktionen, ihm war gelungen, aus dem KZ Buchenwald Skizzen und Aufzeichnungen zu schmuggeln, die er 1946 in dem KZ-Bericht »Die Welt ohne Erbarmen« verarbeitet – 98, 101
- Bassewitz-Behr, Georg-Henning Graf von (1900-1949)** – 1942 Höherer SS- und Polizeiführer (HSSPF) Russland-Mitte in Mogilew, 1943-1945 HSSPF in Hamburg, SS-Gruppenführer und Generalleutnant der Waffen-SS und der Polizei, von sowjetischen Behörden 1947 für den Mord an 45 000 Zivilisten zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt, starb in einem Arbeitslager – 65
- Bauer, Erich** – KPD, Kamerad von Reinhold Lochmann im Zuchthaus Zwickau und im KZ Aschendorfer Moor – 100
- Baum, Herbert (1912-1942)** – KJVD, baute in Berlin eine Widerstandsgruppe, vorwiegend mit jungen jüdischen Kommunisten auf, die Gruppe setzte 1942 die Hetztausstellung der Nazis »Das Sowjetparadies« in Brand, viele Angehörige der Gruppe wurden zum Tode verurteilt, B. wurde während der Voruntersuchung ermordet – 175

- Baumann, Edith (1909-1973)** – SAJ, 1930 SAJ-Hauptvorstand, 1933 verhaftet, Berliner Frauengefängnis Barnimstraße, nach 1945 Funktionen im Jugendverband FDJ sowie in der SED und in der nationalen und internationalen Frauenbewegung – 43
- Bebel, August (1840-1913)** – Mitbegründer und einer der bedeutendsten Führer der deutschen und internationalen Sozialdemokratie – 31
- Beda-Löhner, Fritz (1883-1942)** – Schriftsteller und Schlagertexter, Librettist von Franz Lehár, Verfasser des Buchenwaldliedes, in Auschwitz umgekommen – 11, 230
- Beethoven, Ludwig van (1770-1827)** – 105 f.
- Beimler, Hans (1895-1936)** – KPD, 1919 Mitglied der bayrischen Räterepublik, MdR, 1933 verhaftet, KZ Dachau, von wo er flüchtete, in Spanien in den Interbrigaden politischer Kommissar, fiel bei Madrid, schrieb das Buch »Im Mörderlager Dachau«, Moskau, 1933 – 92 f.
- Beling, Walter (1899-1988)** – 1924 KPD, 1933 zentraler Kassierer der KPD, Juli 1933 verhaftet, zweieinhalb Jahre Zuchthaus, 1936 Emigration nach Frankreich, Résistance, 1945 Chefredakteur beim Berliner Rundfunk, 1947 Mitglied des Parteivorstands und des Zentralsekretariats der SED, 1950 im Zusammenhang mit der Noel-H.-Field-Affäre aller Ämter enthoben, 1959-1965 Ständiger Vertreter der DDR bei der UNO-Wirtschaftskommission für Europa in Genf – 22
- Berger, Kurt** – Deckname von Kurt Julius Goldstein – 119
- Bergmann, Hugo** – KPD, Häftling im KZ Buchenwald, Bekannter von Otto Grube – 78
- Bertolini, Renato** – italienischer Interbrigadist – 115
- Bertz, Paul (1886-1950)** – SPD, Spartakusbund, KPD, 1924-1930 MdR, 1935 Mitglied des ZK der KPD, bis 1939 Sekretär des ZK der KPD in Paris, lehnte den Hitler-Stalin-Pakt ab, 1950 nach seinem Selbstmord im Zusammenhang mit der Noel-H.-Field-Affäre als »Agent« bezeichnet – 20
- Bethge, Eberhard** – Bekannter Franz von Hammersteins aus Berlin Dahlem – 152
- Betnarik** – Blockältester Block 11, KZ Auschwitz – 131
- Biebel, Benno** – 163, 165, 212
- Biebel, Gerhard** – Sohn von Benno Biebel – 52 ff.
- Biebel, Gertrud** – erste Ehefrau von Benno Biebel – 52
- Biebel, Hedwig** – Mutter von Benno Biebel – 41, 45, 47 f., 52
- Biebel, Hermann** – Vater von Benno Biebel – 41
- Biebel, Ilse** – zweite Ehefrau von Benno Biebel – 53
- Bismarck, Fürst Otto von (1815-1898)** – 71
- Bleicher, Willi (1907-1981)** – Gewerkschafter, KPD bis zum Ausschluss 1929, KPDO, 1934 verhaftet, Haftstrafe, danach KZ Buchenwald, erlangte hohes Ansehen unter den Häftlingen, war Kapo der Effektenkammer, wurde 1944 nach der illegalen Thälmann-Gedenkfeier von der Gestapo verhaftet, nach der Befreiung maßgeblicher Gewerkschaftsfunktionär in der BRD – 224
- Blum, Léon (1872-1950)** – zeitweilig Ministerpräsident Frankreichs, Befürworter der Volksfront, vereinte die Strömungen der französischen Linken zur Partei, als ein Führer des französischen Widerstands 1943 verraten, nach Deutschland deportiert, KZ Buchenwald verschleppt, 1946 französischer Premierminister – 155
- Bodelschwingh der Jüngere, Friedrich von (1877-1946)** – übernahm als Theologe von seinem Vater die Leitung der »v. Bodelschwinghschen Anstalten Bethel«, wandte sich als Vertreter der »Bekennenden Kirche« gegen die »Euthanasie« der Nazis und rettete vielen Menschen das Leben – 157
- Bollack, Fritz** – Häftling im KZ Buchenwald, Kamerad von Günter Pappenheim – 205
- Bonhoeffer, Dietrich (1906-1945)** – evangelisch-lutherischer Theologe, der als Vertreter der »Bekennenden Kirche« gegen die Verfolgung der Juden auftrat, schloss sich 1938 dem Widerstand an, 1943 verhaftet, Februar 1945 KZ Buchenwald, dort fand ein Scheinprozess gegen ihn statt, in dem er zum Tode verurteilt wurde, im KZ Flossenbürg erhängt – 153 ff., 158
- Brandt, Willy [eigtl. Herbert Ernst Karl Frahm] (1913-1992)** – 1929 SAJ, dann in der SPD und Wechsel zur SAP, emigrierte über Dänemark nach Norwegen, wo er zum Widerstand gegen die Nazis Organisationen der SAP aufbaute, ab 1934 Deckname Willy Brandt, 1936 Rückkehr nach Deutschland, illegale Arbeit, ab 1936 Kriegsberichterstatteer im Spanischen Bürgerkrieg, aus schwedischem Exil kehrte er 1945 nach Deutschland zurück und wurde einflussreicher SPD-Politiker, Regierender Bürgermeister von Berlin (West), Außenminister, Bundeskanzler, Vorsitzender der SPD und der Sozialistischen Internationale – 148
- Braun, Ernst** – 104, 163
- Braun, Werner von (1912-1977)** – Technischer Direktor der Heeresversuchsanstalt Peenemünde, 1937 bis 1945 NSDAP und SS, befasst mit der Entwicklung von Großraketen, die von den Nazis als »Vergeltungswaffe« bezeichnet und eingesetzt wurden, für die Serienherstellung von »V«-Waffen wurden un-

- ter unmenschlichen Bedingungen Häftlinge des KZ Mittelbau-Dora eingesetzt, die v. Braun teilweise persönlich im KZ Buchenwald aussuchte, nach 1945 Raketenspezialist in den USA, wo seine Nazivergangenheit ignoriert wurde – 185
- Bredow, Ferdinand von (1884-1934)** – Generalmajor a. D., Leiter des militärischen Geheimdienstes im Reichswehrministerium und stellvertretender Reichswehrminister bis Januar 1933, wurde von der SS in der »Nacht der langen Messer« am 30. Juni 1934 ermordet – 151
- Breitscheid, Rudolf (1874-1944)** – SPD, 1917 USPD, 1922 SPD, 1933 von den Nazis zur Ausbürgerung vorgesehen, emigrierte nach Frankreich und bemühte sich um die Bildung der Volksfront gegen die Nazis, 1941 verhaftet, KZ Buchenwald, kam bei einem Bombenangriff ums Leben – 80, 206
- Brenner, Otto (1907-1972)** – leitete mit seinem Bruder eine antifaschistische Widerstandsgruppe der SAP in Hannover, nach 1945 maßgeblicher Gewerkschafter, ab 1956 Erster Vorsitzender der IG Metall – 59
- Brill, Dr. Hermann Louis (1895-1952)** – 1920 SPD, Ministerialbeamter in Weimar, nach 1933 in der sozialdemokratischen Widerstandsgruppe »Neu Beginnen«, 1938 verhaftet, Verurteilung zu zwölf Jahren, 1943 KZ Buchenwald, dort Vorsitzender des illegalen Volksfrontkomitees, nach der Befreiung Regierungspräsident des Landes Thüringen, 1946 Staatssekretär in Hessen, später MdB – 205, 207
- Brumme, Johannes [Hans] (1909-1967)** – KPD, 1938 KZ Buchenwald, ab 1942 Schreiber im Häftlingskrankenrevier, 1945 Schulrat in Jena, später Lehrbeauftragter für Pädagogik an den Universitäten Halle und Jena – 163
- Buber, Martin (1878-1965)** – jüdischer Religionsphilosoph – 157
- Buchmann, Albert (1894-1975)** – KPD, 1924-1933 MdR, Mai 1933 verhaftet, Zuchthaus Rottenburg, KZ Dachau, 1936 erneute Inhaftierung und Haft in Ludwigsburg und im KZ Sachsenhausen, Befreiung 1945 aus dem KZ Flossenbürg, verschiedene Funktionen in der KPD, 1953 Übersiedlung in die DDR, Funktionär der SED – 174
- Burkhardt, Hermann** – 20 f.
- Busse, Ernst (1897-1952)** – KPD, 1932 MdR, 1933 Verhaftung, Zuchthaus Kassel-Wehlheiden, 1937 KZ Buchenwald, gehörte dem illegalen Parteiaktiv an und war deutscher Vertreter im Internationalen Lagerkomitee, als Blockältester, 1. Lagerältester und Kapo im Häftlingskrankenbau, nach der Befreiung leitende Funktionen in Thüringen, seitens der KPD und später sowjetischer Stellen wurde gegen ihn ermittelt wegen seiner Funktionen im Lager, 1951 Verurteilung durch ein sowjetisches Militärtribunal als »Kriegsverbrecher« zu lebenslänglicher Lagerhaft, umgekommen in Workuta, durch die SED 1956 »nichtöffentlich rehabilitiert«, 1990 durch die PDS rehabilitiert – 78, 163
- Carlebach, Emil (1914-2001)** – entstammte einer Rabbinerfamilie, die über mehrere Generationen in Deutschland wirkte, KJVD, KPD an, 1933 erste Verhaftung, erneut 1934, drei Jahre Zuchthaus, KZ Dachau, 1938 KZ Buchenwald, gehörte dem illegalen Internationalen Lagerkomitee an und war Blockältester des Blockes 22 (für jüdische Häftlinge), nach der Befreiung Mitbegründer und Lizenzträger der »Frankfurter Rundschau«, 1947 von US-Militärbehörde abgelöst, KPD-Landtagsabgeordneter in Hessen, Mitbegründer der VVN, Vizepräsident des Internationalen Komitees Buchenwald-Dora – 116, 212
- Casaroli, Agostino (1914-1998)** – Kardinalstaatssekretär der römisch-katholischen Kirche – 168
- Coren, Else** – 1945 Schauspielerin am Theater Weimar – 135
- Dahlem, Franz (1892-1981)** – SPD, USPD, KPD, 1929 Mitglied des Politbüros, Mitglied des Preussischen Landtages, 1928 bis 1933 MdR, 1933 Emigration, Mitglied der Auslandskommission des ZK der KPD, Leiter der Politischen Kommission der Internationalen Brigaden in Spanien, Internierungslager Vernet und Auslieferung nach Deutschland, verschleppt in das KZ Mauthausen, 1945 führender Funktionär der KPD, später SED, 1953 Ablösung aus Parteifunktionen bis zur Rehabilitierung 1956, danach Staats- und Parteifunktionen – 20
- Danisch** – Lagerältester im KZ Auschwitz – 128
- Darwin, Charles (1808-1882)** – 99
- Dehnert, Willi** – KPD, Häftling im KZ Buchenwald, Sanitäter im Häftlingskrankenbau – 45, 64
- Dimitroff, Georgi [Georgi Dimitrow Michajlow] (1892-1949)** – bulgarischer Kommunist, Emigration u. a. nach Deutschland, nach dem Reichstagsbrand verhaftet, wurde im Schauprozess vor dem Reichsgericht in Leipzig zum Ankläger der Faschisten, 1934 in der Sowjetunion, 1935-1943 Generalsekretär der Kommunistischen Internationale, 1945 in Bulgarien Ministerpräsident und Generalsekretär der Bulgarischen Kommunistischen Partei – 58
- Dose, Heinz** – KPD, Häftling im KZ Buchenwald – 24
- Duncker, Hermann (1874-1960)** – SPD, Spartakusbund, KPD, Wanderlehrer, Verfasser und Herausgeber von Schulungsmaterial, Gründer und Leiter der Marxistischen Arbeiterschule (MASCH), 1933 verhaftet, 1936 Flucht nach Großbritannien, von dort nach Frankreich und über Marokko in die USA, 1947

- Rückkehr nach Berlin, wissenschaftliche Arbeit, Direktor der Bundesschule des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes (FDGB) – 99, 103
- Eberlein, Hugo (1887-1941)** – SPD, Spartakusbund, KPD, lenkte ab 1924 die geschäftlichen Belange und die gesamte Finanztätigkeit der KPD, als Hauptinitiator der Absetzung Ernst Thälmanns 1928 wurde er nach Eingreifen Stalins in unwichtigere Funktionen abgeschoben, 1937 in der Sowjetunion verhaftet, verurteilt zu fünfzehn Jahren Lagerhaft, 1941 zum Tode durch Erschießen verurteilt – 18
- Ebert, Friedrich (1871-1925)** – 1913 Vorsitzender der SPD, Befürworter des Ersten Weltkrieges, 1918-1925 Reichspräsident – 15
- Egerath, Werner (1900-1977)** – Funktionär der KPD im Rhein-Ruhrgebiet, 1936 Verurteilung durch den Volksgerichtshof zu fünfzehn Jahren Zuchthaus, nach 1945 Bezirksleiter der KPD in Thüringen, später Vorsitzender des Landesvorstandes der SED und Ministerpräsident des Landes Thüringen, weitere zentrale Funktionen in der DDR – 207
- Eiden, Hans (1901-1950)** – KPD, erste Verhaftung 1933, 1939 KZ Buchenwald, 1943 2. Lagerältester, Mitglied der illegalen Parteileitung der KPD, 1944 1. Lagerältester, maßgeblich beteiligt an der Selbstbefreiung, danach Ernennung zum Lagerkommandanten, 1945 Heimkehr nach Trier, dort Vorsitzender der VVN, Abgeordneter der KPD im 1. Landtag Rheinland-Pfalz – 91, 116 f., 145 f., 165, 206
- Engels, Friedrich (1820-1895)** – 68, 72, 88
- Eugen Franz von Savoyen-Carignan, Prinz (1663-1736)** – hier Name für die 7. SS-Freiwilligen-Gebirgs-Division »Prinz Eugen«, gebildet zur Niederhaltung der Bevölkerung in besetzten Gebieten sowie zur Ermordung von Juden und anderen »minderwertigen« Ethnien – 85
- Eul, Theo** – KPD, Blockältester im KZ Buchenwald – 163
- Feuerer, Karl (1907-1968)** – KPD, seit 1933 in Haft, 1939 KZ Buchenwald mit Funktionen als Stubendienst, in der Häftlingsbücherei, in der Schreibstube und in der Häftlingskantine – 205
- Fischer, Dr. Horst (1912-1966)** – SS-Arzt im KZ Auschwitz, 1966 vom Obersten Gericht der DDR zum Tode verurteilt – 112
- Flechtner, Alfons** – 104
- Florin, Peter (geb. 1921)** – 1933 mit den Eltern Emigration nach Frankreich und in die Sowjetunion, 1941 Soldat der Roten Armee, Nationalkomitee Freies Deutschland, 1945 mit Initiativgruppe der KPD nach Deutschland, Außenpolitiker der DDR, Vertreter der DDR bei den Beitrittsverhandlungen zur UNO, Ständiger Vertreter der DDR bei der UNO, 1987 Präsident der Generalversammlung der Vereinten Nationen – 26
- Florin, Wilhelm (1894-1944)** – 1920 KPD, 1924-1933 MdR, leitende Funktionen, 1933 Emigration, 1935-1943 Sekretär des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale; verstarb in der Sowjetunion – 92
- Forster** – Häftling im KZ Buchenwald, Fremdenlegionär, unternahm gemeinsam mit Bargatzki am 13. Mai 1938 einen Fluchtversuch, siehe auch Bargatzki, am 21. Dezember 1938 im Lager erhängt – 64
- Fried, Erich (1921-1988)** – Schriftsteller, Lyriker Rundfunkkommentator, gehörte in Wien einer Widerstandsgruppe an, 1938 Emigration nach Großbritannien, Gruppe 47 – 11
- Friedlaender, Anna** – Großmutter von Klaus Trostorff – 141 f.
- Friedlaender, Siegfried** – Großvater von Klaus Trostorff, Rechtsanwalt – 141 f.
- Fritz, Margot** – Margot Goldstein, Ehefrau von Kurt Julius Goldstein – 119
- Fühmann, Franz (1922-1984)** – Schriftsteller in der DDR – 154
- Gänslein, Hermann** – 203
- Gärtig, Carl (geb. 1902)** – KPD, 1933-1934 KZ Lichtenburg, 1934-1938 Zuchthaus Kassel; 1938 KZ Buchenwald – 163
- Gaus, Günter (1929-2004)** – Journalist, SPD, 1973 Wechsel in die Politik, Staatssekretär im Bundeskanzleramt, erster Leiter der Ständigen Vertretung der BRD in der DDR, 2001 Austritt aus der SPD – 148
- Gebhardt, Willy (1901-1973)** – 1923 KPD, 1932 Abgeordneter des Thüringer Landtages, Erste Verhaftung 1933, April 1944 erneute Inhaftierung, KZ Buchenwald, nach der Befreiung verschiedene Partei- und Staatsfunktionen, 1947 Innenminister des Landes Thüringen, 1952 Vorsitzender des Rates des Bezirkes Erfurt – 167
- Gebler, Anton [Toni] (geb. 1899)** – KPD, seit 1934 in Haft; 1937-1945 KZ Buchenwald, Funktion in Häftlingsbücherei – 163
- Geisler, Hermann** – 1945 Landeskriminaldirektor des Landes Thüringen – 166
- Geißler** – Gestapo-Beamter in Dresden – 100
- Gisevius, Anneliese** – Lehrerin, Schwester von Dr. Hans-Bernd Gisevius, der nach dem Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 in die Schweiz floh – 153
- Globke, Hans (1898-1973)** – Jurist; NSDAP, Ministerialrat, maßgeblich beteiligt an der Rassengesetzgebung der Nazis; einbezogen in die Vorbereitung und Kommentierung von Ausführungsverordnungen

- zu den Nürnberger Gesetzen, in der BRD unter Bundeskanzler Adenauer Staatssekretär im Bundeskanzleramt – 136
- Goebbels, Dr. Joseph (1897-1945)** – einflussreicher Nazi-Politiker, zahlreiche Staats- und Parteiämter; Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, entzog sich seiner Verantwortung durch Selbsttötung – 67, 123
- Goerdeler, Carl Friedrich (1884-1945)** – nationalkonservativer Politiker, lehnte die Kirchen- und Rassenpolitik der Nazis ab, gehörte zum Widerstandskreis, der den Sturz Hitlers zum Ziel hatte; im Zusammenhang mit dem Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 zum Tode verurteilt und hingerichtet – 152
- Goerdeler, Frau** – Ehefrau von Carl Friedrich Goerdeler – 155
- Goerdeler, Reinhard** – Sohn von Goerdeler, Carl Friedrich – 153, 156
- Goldstein, Kurt Julius (geb. 1914)** – 108, 135
- Gollwitzer, Helmut (1908-1993)** – evangelischer Theologe und Sozialist; trat während der Nazizeit für die »Bekennende Kirche« ein, nach 1945 engagiert in der Bewegung »Kampf dem Atomtod«, Studentenbewegung der 1960er Jahre, Professor an der Freien Universität Berlin – 151
- Göring, Hermann (1893-1946)** – einer der führenden und einflussreichsten Nazi-Politiker, im Nürnberger Prozess als einer der Hauptkriegsverbrecher zum Tode verurteilt, nahm sich das Leben – 63
- Grämmel, Anna, geb. Kutsche** – zweite Ehefrau von Herbert Grämmel – 36, 38
- Grämmel, Anna, geb. Reichold** – Mutter von Herbert Grämmel – 31
- Grämmel, Elvira** – Tochter von Herbert Grämmel – 36, 38
- Grämmel, Margarete, geb. Auerbach** – erste Ehefrau von Herbert Grämmel – 36
- Grämmel, Oswald** – Vater von Herbert Grämmel – 31, 34 f.
- Grashorn** – Oberbauleiter – 126
- Grosse, Otto** – Blockältester im KZ Buchenwald – 224
- Großkopf, Richard (1897-1977)** – KPD, 1933 Verhaftung, 1935 Verurteilung zu neun Jahren Zuchthaus, 1942 KZ Buchenwald, hier maßgeblich beteiligt am Schutz illegaler Strukturen, Funktionshäftling in der Pathologie, nach 1945 Offizier der Volkspolizei und im Ministerium für Staatssicherheit – 48
- Grube, Erich** – Bruder von Otto Grube jun. – 71, 73
- Grube, Otto jun. (geb. 1913)** – 229
- Grube, Otto** – Vater von Otto Grube jun. – 71 f.
- Günther, Adelheid (1898-1980)** – Mutter von Siegwart-Horst Günther – 187 f., 190
- Günther, Paul-Hans (1896-1969)** – Vater von Siegwart-Horst Günther – 187 f., 190
- Günther, Hugo** – KPD, nach der Begreifung im Thüringer »Anti-Nazi-Komitee« zum Wiederaufbau des zivilen Lebens – 166
- Gute, Herbert** – 134
- Gysi, Klaus (1912-1999)** – KPD, ab 1933 als Funktionär illegale Arbeit, Mitglied der Studentenleitung der KPD in Paris, 1940-1945 illegale Arbeit in Berlin, nach 1945 verschiedene staatliche Funktionen in der DDR, Verlagsleiter, Minister, Staatssekretär, Botschafter – 20
- Hackmann, Hermann (geb. 1913)** – 1933 SS, 1937 Rapportführer im KZ Buchenwald, dann Adjutant des Lagerkommandanten, beteiligt an Unterschlagung von Geldern, 1944 Anklage vor SS-Sondergericht wegen »fortgesetzten Diebstahls« von Reichseigentum, zweifache Todesstrafe, Einweisung in das Straflager der SS und Polizei Dachau, 1945 Verhaftung durch die Alliierten, im Buchenwaldprozess zum Tode verurteilt, 1948 Umwandlung der Todesstrafe in lebenslängliche Freiheitsstrafe, 1955 Entlassung aus der Haft, 1975 Anklage im Majdanekprozess, 1981 Verurteilung zu zehn Jahren Haft – 62
- Haeckel, Ernst (1834-1919)** – 99
- Halder, Gertrud** – Ehefrau von Franz Halder (1864-1972), Generaloberst der Wehrmacht, er war beteiligt an wesentlichen Planungen des Zweiten Weltkrieges, im Zusammenhang mit dem Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 wurden er, seine Ehefrau und seine Tochter verhaftet – 153
- Halle, Otto (1903-1987)** – KPD, 1933 verhaftet, KZ Sonnenburg, 1935 erneut verhaftet, 1937-1945 KZ Buchenwald, Kapo der Häftlingsbekleidungskammer, verfasste im KZ literarische Texte, nach der Befreiung Funktionen im Volksbildungswesen der DDR, Schriftsteller – 163
- Hammerstein, Kunrat von (geb. 1918)** – Bruder von Franz von Hammerstein unterhielt Verbindungen zum militärischen Widerstand gegen Hitler, nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 Illegalität – 151 f., 157
- Hammerstein, Ludwig von** – Bruder von Franz von Hammerstein, wie sein Bruder Kunrat Verbindung zum militärischen Widerstand gegen Hitler, nach dem 20. Juli 1944 Illegalität – 152
- Hammerstein-Equord, Kurt Freiherr von (1878-1943)** – General, entstammte altem Adel, 1930 Chef der Heeresleitung, schied 1934 aus der Reichswehr aus, unterhielt Kontakt zum militärischen Widerstand gegen Hitler in der Wehrmacht – 151 f.

**Hammerstein, Marie-Therese** – Schwester von Franz von Hammerstein – 151

**Händel** – Gefängnisdirektor in Vechta – 76

**Hanstein, Gertrud** – 184

**Hanstein, Maria** – Mutter von Ewald Hanstein – 183

**Hanstein, Paul** – Zwillingsbruder von Hanstein, Peter – 183

**Hanstein, Peter** – Vater von Ewald Hanstein – 183

**Hanstein, Regina** – 184

**Hartog, Gustav (1897 -1944)** – KPD, in Spanien in den Interbrigaden, 1939 nach Frankreich, Internierung in Gurs, 1941 Auslieferung an Gestapo, im KZ Auschwitz ermordet – 111

**Hassel, Fey von (geb. 1918)** – Tochter des wegen seiner Beteiligung am Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 hingerichteten Ullrich von Hassel, sie war als so genannter Sippenhäftling in mehreren KZ – 153

**Hegel, Georg Friedrich Wilhelm (1770 – 1831)** – 99

**Hess, Ludwig** – Häftling in den KZ Sachsenhausen, Monowitz und Theresienstadt – 177 f.

**Himmeler, Heinrich (1900-1945)** – »Reichsführer« der SS, während der Zeit des Faschismus verantwortlich für den Völkermord an Juden, Sinti und Roma, für den Massenmord in Konzentrationslagern, Zuchthäusern und anderen Folterstätten sowie für Kriegsverbrechen, entzog sich der Verantwortung durch Selbsttötung – 79, f. 154 f.

**Hindenburg, Paul von (1847-1934)** – 1925 Reichspräsident, ernannte Adolf Hitler am 30. Januar 1933 zum Reichskanzler – 32, 42, 72, 154

**Hirche, Dr.** – nach der Befreiung Oberstaatsanwalt Leipzig – 84

**Hitler, Adolf (1889-1945)** – Mitbegründer der NSDAP, 1933 Reichskanzler, dann »Führer und Reichskanzler«, somit Regierungschef und Staatsoberhaupt des »Dritten Reiches«, der faschistischen deutschen Diktatur, ließ jegliche Opposition verbieten und politische Gegner verfolgen, hauptverantwortlich für den Mord an den Juden und anderen ethnischen, religiösen und gesellschaftlichen Gruppen, entfesselte den Zweiten Weltkrieg, entzog sich seiner Verantwortung durch Selbsttötung – 58, 65, 72, 76, 80, 141, 151 f., 187, 189, 202

**Hofacker, Caesar von (1896-1944)** – Luftwaffenoffizier, gehörte zu den Verschwörern des Attentats auf Hitler vom 20. Juli 1944, einer der führenden Köpfe des deutschen militärischen Widerstands, hingerichtet – 53

**Hofacker, Ilse-Lotte** – Ehefrau von Caesar von Hofacker – 153

**Hoffmann, Richard** – SS-Kommandoführer im KZ Sachsenhausen – 174

**Höß, Rudolf (1900-1947)** – Kommandant des KZ Auschwitz, 1946 von den Engländern verhaftet, an Polen ausgeliefert, als Kriegsverbrecher zum Tode verurteilt und 1947 in Auschwitz hingerichtet – 128

**Hugo** – politischer Häftling im KZ Sachsenhausen, Baggerführer in der Tongrube – 174

**Ilsen, Georg** – Häftling im KZ Auschwitz – 135

**Irmer, Gerd** – Breslauer Freund von Klaus Trostorf – 143

**Jehle, Peter** – 156

**Jonas, Horst** – Häftling im KZ Auschwitz, Schlossereikommando – 132

**Julio** – Deckname von Kurt Julius Goldstein – 108, 110, 114 f.

**Jurich, Walter** – 101

**Kaiser, Familie** – 153

**Kalinke, Willy** – Mitangeklagter von Herbert Grämmel – 33 f.

**Kant, Immanuel (1724-1804)** – 99

**Kapp, Wolfgang (1858-1922)** – Verwaltungsjurist, Politiker, 1920 mit Lüttwitz Anführer des gescheiterten Putsches gegen die Weimarer Republik – 16, 31

**Karmal, Babrak (1929-1996)** – afghanischer Politiker, 1979-1986 Präsident der Demokratischen Republik Afghanistan – 148

**Kayser, Albert (1898-1944)** – Gewerkschaftsfunktionär, KPD, MdR, 1933 Haft, zum Tode verurteilt, aufgrund internationaler Proteste Umwandlung in lebenslange Zuchthausstrafe, Zuchthaus Brandenburg-Görden, 1943 KZ Buchenwald, dort 1944 an Fleckfieber verstorben – 47

**Kipp, Otto** – KPD, Häftling im KZ Buchenwald – 163

**Kirschey, Auguste**, geb. Berghöfer (gest. 1924) – Mutter von Willi Kirschey – 15 ff., 19

**Kirschey, Karoline (gest. 1996)** – Ehefrau von Willi Kirschey – 19, 25, 27

**Kirschey, Walter (1935-2005)** – Sohn von Willi Kirschey – 19

**Kirschey, Wilhelm (gest. 1917)** – Vater von Willi Kirschey – 15

**Koenen, Wilhelm (1886-1963)** – SPD, USPD, 1920 KPD, Mitglied der Weimarer Nationalversammlung, MdR, 1933 Emigration, seit 1946 Parteivorstand der SED, Funktionen in der DDR – 103

**Kohn, Wolfgang** – rassisch Verfolgter, im KZ Buchenwald ermordet – 225

**König** – Gestapo-Beamter, Schmalkalden – 203  
**König, Berta** – Mutter von Adam König – 171  
**König, Dora** – Schwester von Adam König – 171  
**König, Hans** – 103  
**König, Jetty** – Schwester von Adam König – 171, 177  
**König, Maria**, geb. Wollenberg – Ehefrau von Adam König – 170, 177 ff., 180  
**König, Natan** – Vater von Adam König – 171, 177  
**König, Norman** – Bruder von Adam König – 171, 177  
**König, Sabine** – Schwester von Adam König – 171, 177  
**Krämer, Walter (1892-1941)** – USPD, 1920 KPD, verschiedene Funktionen, Mitglied des Preußischen Landtages, 1933 Verhaftung, KZ Lichtenburg, KZ Buchenwald, baute das Häftlingskrankenrevier mit auf, galt für die Häftlinge als »Arzt von Buchenwald«, ermordet im Außenkommando Goslar, von der Gedenkstätte Yad Vashem zum »Gerechten unter den Völkern« ernannt – 61, 64  
**Kraus, Ota (1921-2000)** – aus der Tschechoslowakei, in mehreren Konzentrationslagern, Leiter der Schloserei im Männerlager B II d im KZ Auschwitz-Birkenau, 1949 Emigration nach Israel – 129, 132  
**Krauss, Georg** – 20  
**Krautter, Kurt (1904-1978)** – 1924 KPD, Gewerkschaftsfunktionär, 1940 in Dänemark verhaftet, an Deutschland ausgeliefert, 15 Jahre Zuchthaus, 1943 KZ Buchenwald, nach 1945 verschiedene Funktionen in der KPD/SED, 1952 Landgerichtsrat in Berlin – 134  
**Kreyssig, Lothar (1898-1986)** – Richter, weigerte sich nach 1933, der NSDAP beizutreten, 1934 Mitglied der »Bekennenden Kirche«, prangerte als einziger deutscher Richter die Euthanasiamorde der Nazis an, war Repressalien ausgesetzt, 1958 Gründer der »Aktion Sühnezeichen« – 157  
**Krisch, Andreas** – Sohn von Werner Krisch – 136 f.  
**Krisch, Berthold** – Bruder von Werner Krisch – 136  
**Krisch, Hermann** – Vater von Werner Krisch – 123 f.  
**Krisch, Hildegard** – Ehefrau von Werner Krisch – 136  
**Krisch, Marie Mechli** – Mutter von Werner Krisch – 123, 136  
**Kröber, Leander (1902-1980)** – USPD, SPD, KPD, 1935 Zuchthaus, 1942 KZ Buchenwald, 1948-1950 Chef der Volkspolizei im Land Thüringen – 104  
**Kuhn, Harry (1900-1973)** – KPD, Politischer Leiter des KJVD in Leipzig, erste Verhaftung 1933, erneut 1939, KZ Buchenwald, gehörte dort dem illegalen Internationalen Lagerkomitee an, nach 1945 Funktionär der KPD, Generalsekretär der VVN, Funktionen in der Außenpolitik der DDR – 78, 102  
**Kulka, Erich [Erich Schön] (1911-1995)** – als tschechischer Jude politischer Häftling in mehreren deutschen KZ – 132  
**Kuntz, Albert (1896-1945)** – 1919 KPD, Funktionär, 1933 Verhaftung, KZ Lichtenburg, 1937 KZ Buchenwald, wo er mit Walter Stoecker und Theodor Neubauer die illegale KPD-Gruppe organisierte, 1942 mehrere Monate im berüchtigten Bunker des KZ eingesperrt, 1943 KZ Dora-Mittelbau, organisierte Sabotage an Waffenproduktion, im Bunker des KZ ermordet – 45 f., 61, 101 f.  
**Kupsch** – SPD – 119  
**Langer** – SS-Lagerführer des Arbeitslagers am Gleichberg bei Römhild – 203  
**Lauter, Hans (geb. 1914)** – KJVD, Funktionär, 1935 verhaftet, Zuchthäusern und KZ, nach 1945 Funktionär der SED und wissenschaftliche Laufbahn – 75  
**Lenin, Wladimir Iljitsch (1870-1924)** – 98  
**Leonhard** – Vorarbeiter im Kommando Gerätekammer des KZ Buchenwald – 206  
**Leopoldi, Hermann (1888-1959)** – österreichischer Komponist, Kabarettist und Klavierhumorist, komponierte das Buchenwaldlied – 11, 230  
**Lettow, Dr. Fritz [eigentl. Dr. Fritz Leo] (1904-1989)** – Arzt, KPD, 1935 Verhaftung, KZ Buchenwald, Natzweiler-Struthof, Sachsenhausen, Bergen-Belsen, zumeist Arzt in den Häftlingskrankenrevieren, nach der Befreiung Arzt in der DDR – 46  
**Leupold von Löwenthal**, Frau – 17  
**Lindenbaum, Adolf** – Häftling im KZ Sachsenhausen, Gärtnerei-Kommando – 176  
**Lippmann, Heinz (1921-1974)** – 1942 bis 1945 KZ Großbeeren, Auschwitz, Buchenwald, nach 1945 KPD/SED, Mitbegründer des antifaschistischen Jugendausschusses in Thüringen, später stellvertretender Vorsitzender der FDJ, 1953 Flucht in die BRD – 135  
**Liske, Arni** – 163  
**Litten, Hans (1903-1938)** – Rechtsanwalt und Strafverteidiger, »Anwalt des Proletariats«, Nazigeegner, 1933 KZ Sonnenburg, Zuchthaus Brandenburg-Görden, Moorlager Esterwegen, KZ Lichtenburg, Buchenwald, im KZ Dachau ermordet – 63

**Loch, Erich** – KJVD, leitete ein Kommando im Lebensmittelmagazin sowie eine der illegalen militärischen Häftlingsgruppen im KZ Buchenwald – 116 f.

**Lochmann, Antonie** – Mutter von Reinhold Lochmann – 97, 103

**Lochmann, Bruno** – Vater von Reinhold Lochmann – 97, 103

**Lochmann, Gisela** – Tochter von Reinhold Lochmann – 103, 105

**Lochmann, Liesbeth** – Ehefrau von Reinhold Lochmann – 103 ff.

**Lochmann, Reinhold (geb. 1914)** – 53, 211

**Lochmann, Regina (geb. 1948)** – Tochter von Reinhold Lochmann – 104 f.

**Loebe, Paul (1875-1967)** – SPD, 1925 Kandidat für Reichspräsidentenschaft, 1925-1932 Reichspräsident, Alterspräsident des 1. Deutschen Bundestages – 141

**Lotta** – Freundin von Kurt Julius Goldstein – 110

**Lüttwitz, Walther Freiherr von (1859-1942)** – General im Ersten Weltkrieg, 1920 mit Kapp Anführer des gescheiterten Putsches gegen die Weimarer Republik – 31

**Manneberg, Werner (geb. 1923)** – KPD, KZ Buchenwald, 1952 bis 1959 Vorsitzender des Rates des Bezirkes Cottbus – 212

**Marschall, Eduard** – KPD, Häftling im KZ Buchenwald – 205

**Martin, Liesel** – Kommunistin im Thüringer »Anti-Nazi-Komitee« zum Wiederaufbau des zivilen Lebens – 166

**Marx, Karl (1818-1883)** – 58

**Mayer, Hans** – 163

**Meier, Hans** – 163

**Mengele, Dr. Josef (1911-1979)** – KZ-Arzt im Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz, genannt »Todesengel von Auschwitz«, konnte mit Hilfe anderer Kriegsverbrecher nach Brasilien fliehen – 184

**Menzel, Rudi** – 104

**Merker, Paul (1894-1969)** – KPD, Mitglied des ZK und des Politbüros, Berater der Kommunistischen Internationale in den USA, illegale Arbeit in Deutschland, Emigration über Frankreich nach Mexiko, 1946 Rückkehr nach Deutschland, führender Funktionär der SED, 1950 Ablösung von Funktionen, Geheimprozess 1955, Haftstrafe, 1956 Aufhebung des Urteils – 20

**Mißlitz, Heinz** – Kommunist aus Leipzig, Häftling im KZ Buchenwald – 78

**Moltke, Helmuth James Graf von (1907-1945)** – Jurist, Mitwirkung im »Kreisauer Kreis«, der sich mit Umsturzplänen gegen Hitler befasste, Januar 1944 verhaftet, hingerichtet – 153

**Morgenstern, Herbert** – KPD, Häftling im KZ Buchenwald, Funk- und Fernschreibspezialist – 212

**Müller, Herbert** – KPD, KZ Buchenwald, Leiter der Schreibstube im Kommando Effektenkammer, nach der illegalen Thälmann-Gedenkfeier von der Gestapo im Lager verhaftet, weiteres Schicksal unklar – 80

**Müller-Franken, Herrmann (1876-1931)** – 1919-1928 Vorsitzender der SPD, 1928-1930 Reichskanzler – 109

**Naujoks, Harry (1901-1983)** – KPD, 1934 verhaftet, Zuchthaus, 1936 KZ Sachsenhausen, 1939-1942 1. Lagerältester, Verbindung zur illegalen Organisation der KPD im Lager, 1942 KZ Flossenbürg mit der Anweisung »Rückkehr unerwünscht«, nach der Befreiung Präsident des Sachsenhausenkomitees der BRD und Vizepräsident des Internationalen Sachsenhausenkomitees – 174

**Negrín, Juan (1891-1956)** – letzter Ministerpräsident der spanischen Republik bis 1939, Flucht nach Frankreich – 111

**Neubauer, Dr. Theodor (1890-1945)** – 1920 KPD, Mitglied des Thüringer Landtages, 1923 Staatsrat, Mitarbeiter der KPD in verschiedenen Funktionen, MdR, 1933 verhaftet, in verschiedenen Zuchthäusern und KZ, zuletzt Buchenwald bis 1939, dann überraschend frei, illegale Arbeit bis 1944; 1945 im Zuchthaus Brandenburg-Görden hingerichtet – 45, 61, 63, 103

**Neumeister, Hans (1908-1995)** – KPD, 1935-1938 Zuchthaus Waldheim, danach KZ Buchenwald, Kapo der Häftlingsschreibstube – 47 f., 163, 165

**Niebergall, Otto (1904-1977)** – KPD, Emigration nach Frankreich, 1940 Verhaftung in Brüssel, Flucht, 1941 Leiter der illegalen KPD für Frankreich, Belgien und Luxemburg, 1945 Rückkehr nach Deutschland, Abgeordneter der KPD im Bundestag, Später DKP – 22

**Niemöller, Martin (1892-1984)** – evangelischer Theologe, Mitglied der »Bekennenden Kirche«, 1938 bis 1945 KZ Sachsenhausen als »persönlicher Gefangener« Hitlers, KZ Dachau, nach 1945 in der BRD Präsident der Deutschen Friedensgesellschaft, einer der sechs Präsidenten der EKD – 151, 157

**Niemöller, Frau** – Ehefrau von Martin Niemöller – 156

**Niemöller, Jochen** – Sohn von Martin Niemöller – 156

**Niemöller, Hertha** – Tochter von Martin Niemöller – 156

**Norden, Albert (1904-1982)** – KPD, journalistische Arbeit, 1933 Emigration nach Dänemark, 1938/39 KPD-

- Leitung in Paris, 1941 Mexiko, dann USA, 1946 Rückkehr nach Deutschland, journalistische Arbeit, ab 1954 Funktionen in der Führung der SED – 20, 22
- Noske, Gustav (1868-1946)** – SPD, Reichswehrminister, verantwortlich für die blutige Niederschlagung des Januaraufstands 1919 und der Berliner Märzkämpfe, nach dem Kapp-Putsch Rücktritt – 15
- Ochs, Eugen** – KPD, später KPDO, 1934 verhaftet, Zuchthaus, KZ Welzheim, Dachau und Buchenwald – 163
- Oelßner, Fred (1903-1977)** – KPD, journalistische Arbeit, 1933 Emigration nach Paris und Moskau, Lektor an der Internationalen Leninschule, 1945 Rückkehr nach Deutschland, Parteifunktionen in KPD/SED, 1958 von allen Funktionen entbunden – 103
- Osche, Ulrich** – KPD, Teilnehmer am VII. Weltkongress der Kommunistischen Internationale, 1943 KZ Buchenwald, trug zur Festigung der illegalen Parteiorganisation im Lager bei, Kamerad von Benno Biessel – 49
- Pappenheim, Frieda** – Mutter von Günter Pappenheim – 201 f.
- Pappenheim, Gudrun** – Tochter von Günter Pappenheim – 209
- Pappenheim, Günter** (geb. 1925) – 53
- Pappenheim, Jens** – Sohn von Günter Pappenheim – 210
- Pappenheim, Kurt** – Bruder von Günter Pappenheim – 207, 211
- Pappenheim, Ludwig (1887-1934)** – SPD, bekannter Kommunalpolitiker, Vater von Günter Pappenheim, 1933 Verhaftung, KZ Breitenau, »Lager V« Neusustrum (Moorlager), 1934 ermordet – 201, 209
- Pappenheim, Margot** – Ehefrau von Günter Pappenheim – 209
- Patton, George Smith, jun. (1885-1945)** – General der 3. US-Armee, Truppen seiner Armee übernahmen das KZ Buchenwald, dessen Häftlinge sich am 11. April 1945 selbst befreit hatten – 145, 190
- Pätzold, Prof. Dr. Kurt, (geb. 1930)** – Historiker – 136
- Pau, Petra (geb. 1963)** – Bundestagsabgeordnete von Die Linke.PDS, Vizepräsidentin des Deutschen Bundestages – 119
- Pauker, Ana [eigtl. Hannah Rabinsohn] (1893-1960)** – rumänische kommunistische Politikerin, häufig verhaftet, 1945 Mitglied des Politbüros und Generalsekretär des ZK, 1947 Außenministerin, 1952 aller Ämter enthoben und aus der Kommunistischen Partei Rumäniens ausgeschlossen – 110
- Peix, Karl (1899-1941)** – KPD, 1937-1941 KZ Buchenwald, Helfer und Freund von Walter Krämer im Häftlingskrankenbau, gemeinsam mit diesem verhaftet und in Goslar ermordet – 64
- Pfeifer, Gerhard** – KPD, Blockältester im Block 63 des Kleinen Lagers – 143
- Pister, Hermann (1885-1948)** – SS-Oberführer, 1942-1945 Lagerkommandant des KZ Buchenwald, 1947 von amerikanischem Militärgericht in Dachau zum Tode verurteilt, starb eines natürlichen Todes – 81
- Poelchau, Harald (1903-1972)** – ab 1933 Gefängnispfarrer, Seelsorger einer Vielzahl Antifaschisten, gehörte der »Bekennenden Kirche« und dem Kreisauer Kreis an – 153, 157
- Polak, Karl** – 112 f.
- Prinz, Kurt** – 212
- Quandt, Bernhard (1903-1999)** – 1923 KPD, 1933 Verhaftung, Zuchthaus, KZ Sachsenhausen und Dachau, nach 1945 verschiedene Parteifunktionen, 1951 Ministerpräsident des Landes Mecklenburg, 1952-1974 1. Sekretär der SED-Bezirksleitung Schwerin, bis 1989 Mitglied des ZK der SED und bis 1990 Abgeordneter der Volkskammer – 66
- Reckert** – SA-Mann in Hamm – 114
- Reschke, Erich (1902-1980)** – 1922 KPD, 1933 verhaftet, Zuchthaus und KZ Lichtenburg, 1938 KZ Buchenwald, Kapo im Baukommando, 1943 bis November 1944 1. Lagerältester, nach der Befreiung Chef der Polizei in Thüringen, 1950 Verhaftung durch sowjetische Stellen, Verurteilung als Kriegsverbrecher zu lebenslänglicher Lagerhaft, 1951-1955 Haft in Workuta, 1956 rehabilitiert, Funktionen in der Deutschen Volkspolizei – 166
- Reichwein, Rosemarie (1904-2002)** – Ehefrau von Adolf Reichwein (1898-1944), der zum Kreisauer Kreis gehörte und 1944 hingerichtet wurde – 154
- Reimann, Max (1898-1977)** – 1919 KPD, Bergarbeiter, Gewerkschafter, Verhaftung 1939, ab 1942 KZ Sachsenhausen, 1948 bis zum Verbot 1956 Vorsitzender der KPD in der Bundesrepublik, Landtagsabgeordneter, Mitglied des Bundestages, 1971 DKP – 109
- Riesenfeld, Paul** – Journalist – 142
- Rödl, Arthur (geb. 1898)** – Waffen-SS, Schutzhaftlagerführer im KZ Buchenwald, 1941 Kommandant des KZ Groß Rosen, bei Kriegsende verschollen – 11, 61
- Römhild, Ferdinand (geb. 1903)** – Krankenpfleger im Häftlingskrankenbau KZ Buchenwald – 177
- Rommel, Erwin (1891-1944)** – Generalfeldmarschall, befahl u. a. deutsche Wehrmachtstruppen in Nordafrika, nach dem 20. Juli 1944 zum Selbstmord gezwungen – 192

- Rosenfeld, Kurt (1877-1943)** – Rechtsanwalt, SPD, Anwalt von Rosa Luxemburg, Mitbegründer der USPD, führender Vertreter der SPD-Linken in der Reichstagsfraktion, 1931 Mitbegründer der SAP, nach 1933 Emigration nach Frankreich und in die USA – 32
- Rosow, Helga** – Schwester von Franz von Hammerstein – 33, 152
- Roth, Otto (1905-1969)** – 1930 KPD, 1939 KZ Buchenwald, Elektrikerkommando, einer der Leiter der illegalen Internationalen Militärorganisation, 1945 Frankfurt am Main, Mitbegründer der VVN – 177
- Rothmann, Alma** – Mutter von Ottomar Rothmann – 161
- Rothmann, Berthold** – Vater von Ottomar Rothmann – 161
- Rothmann, Christel** – Ehefrau von Ottomar Rothmann – 167
- Rothmann, Horst** – Bruder von Ottomar Rothmann – 161
- Rothmann, Kurt** – Bruder von Ottomar Rothmann – 161 f.
- Rothmann, Mario** – Sohn von Ottomar Rothmann – 167
- Rothmann, Ottomar (geb. 1921)** – 49, 148
- Rothmann, Paula** – Schwester von Ottomar Rothmann – 161
- Rothmann, Waldfried** – Bruder von Ottomar Rothmann – 162
- Rothmann, Werner** – Sohn von Ottomar Rothmann – 167
- Sacco, Nicola (1891-1927)** – aus Italien in die USA eingewandert, Arbeiter in einer Schuhfabrik, engagiert in der Arbeiterbewegung, 1920 verhaftet und durch ein parteiisches Gericht zum Tode verurteilt, was zu weltweiten Protesten führte, das Urteil wurde dennoch vollstreckt, s. Vancetti – 42
- Schabrod, Karl (1900-1981)** – SPD, KPD, journalistische und Gewerkschaftsarbeit, 1933 KZ, 1934 erneute Verhaftung, 1945 aus dem Zuchthaus Hamm befreit, Funktionär der KPD, Chefredakteur, Landtagsabgeordneter, mehrfach verurteilt, Mitbegründer der DKP – 25
- Schatz, Major** – 156
- Schleicher, Kurt von (1882-1934)** – Generalleutnant, von Hindenburg im Dezember 1923 zum Reichskanzler berufen, trat am 28. Januar 1933 zurück und schlug Ernennung Hitlers zum Reichskanzler vor, in der »Nacht der langen Messer« am 30. Juni 1934 ermordet – 151
- Schleicher, Rüdiger (1895-1945)** – Beamter im Reichsverkehrsministerium, Spezialist für Luftrecht, verheiratet gewesen mit Ursula Bonhoeffer (1902-1983), Schwester von Dietrich Bonhoeffer, im Zusammenhang mit dem 20. Juli 1944 zum Tode verurteilt und erschossen – 153
- Schmidt, Willy (1911-2003)** – 1931 KPD, Gewerkschafter, 1934 verhaftet, Zuchthaus, KZ Lichtenburg und Buchenwald, gehörte der illegalen Internationalen Militärorganisation im Lager an, nach 1945 Funktionen in der KPD, 1952 SPD, Gewerkschaftssekretär der IG Metall, Vorstandssekretär der IG Metall Frankfurt am Main – 212
- Schneider, Paul (1897-1939)** – evangelischer Pfarrer, gehörte der »Bekennenden Kirche« an, 1934 erstmalige Verhaftung, Widerstand gegen die Nazis, 1937 KZ Buchenwald, Arbeit im Steinbruch, ab April 1938 über ein Jahr Einzelhaft im Bunker, Ermordung im Häftlingskrankenbau, »Prediger von Buchenwald« – 61
- Schnog, Karl (1897-1964)** – Lyriker und Publizist, Autor von Hörspielen, 1933 Emigration in die Schweiz, dann Luxemburg, dort 1940 Verhaftung, Gefängnis und KZ Dachau, Sachsenhausen und Buchenwald, nach 1946 Chefredakteur »Ulenspiegel«, freischaffender Schriftsteller in der DDR – 47
- Schönherr, Hermann** – Kapo in der Gewehrproduktion der Gustloff-Werke – 205
- Schramm** – SS-Blockführer – 163
- Schröder, Familie** – 154
- Schröder** – Generalstaatsanwalt Dresden – 83
- Schumacher, Kurt (1895-1952)** – 1918 SPD, Auseinandersetzung mit Kommunisten und Nazis gleichermaßen, Mitglied des Landtages Württemberg, MdR, 1933 Verhaftung, KZ Heuberg, Oberer Kuhberg, Dachau, Flossenbürg, 1943 schwerkrank entlassen, 1944 KZ Neuengamme, Aufbau der SPD nach 1945, Vorsitzender der SPD, ab 1949 MdB – 119
- Schweitzer, Albert (1875-1965)** – Arzt, Philosoph, protestantischer Theologe, Friedensnobelpreisträger, Leiter des Urwaldkrankenhauses in Lambaréné (Afrika) – 188, 194
- Seidel, Bernhard** – 152
- Seifert, Willy (1915-1986)** – KPD, 1934 verhaftet, Zuchthaus Waldheim, 1938 KZ Buchenwald, 1941 Kapo in der Arbeitsstatistik, 1945 Stadtkämmerer in Plauen, 1946 Deutsche Volkspolizei, 1957-1983 Stellvertreter des Ministers des Innern der DDR – 24, 78, 163
- Selbmann, Fritz (1899-1975)** – USPD, 1922 KPD, Partei- und Gewerkschaftsfunktionen, Mitglied des Rheinischen Provinziallandtages, des Preußischen Landtages, MdR, 1933 verhaftet, Zuchthaus Waldheim, KZ Sachsenhausen, Flossenbürg, Dachau, nach 1945 Funktionen in Partei und Staat, Volkskammerabgeordneter, Minister, stellvertretender Ministerpräsident in der DDR, freischaffender Schriftsteller – 87

- Serge, Dr.** – jugoslawischer Arzt und Interbrigadist – 115
- Settner, Willi** – 163
- Seydewitz, Max (1892-1987)** – 1910 SPD, journalistische Arbeit, Mitglied im Parteiausschuss der SPD, MdR, 1931 Mitbegründer der SAP, 1933 Emigration nach Prag, Norwegen, Schweden, publizistisch tätig, 1946 Rückkehr nach Deutschland, Parteivorstand der SED, Ministerpräsident Land Sachsen, Mitglied der Volkskammer der DDR, Generaldirektor der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, Schriftsteller – 33, 66, 75, 88
- Shur, Milton D.** – Captain, Intendanzoffizier der 3. US-Armee – 117
- Siwert, Robert (1887-1973)** – 1906 SPD, 1919 KPD, Mitglied des Landtages Sachsen, 1929 aus der KPD ausgeschlossen wegen Zugehörigkeit zur KPDO, 1935 Verhaftung, Zuchthaus Waldheim, ab 1938 KZ Buchenwald, Kapo eines Baukommandos, Mitglied im illegalen Internationalen Lagerkomitee, 1945 Bezirks- und Landesleitung der KPD/SED, Vizepräsident der Provinzialverwaltung, Innenminister von Sachsen-Anhalt bis 1950, Mitglied Präsidium der VVN, später Komitee der Antifaschistischen Widerstandskämpfer der DDR, Präsidium der FIR – 80, 103
- Sindermann, Horst (1915-1990)** – 1929 KJVD, 1933 verhaftet, erneut 1935, Zuchthaus Waldheim, KZ Sachsenhausen, Mauthausen, Ebensee, 1945/46 KPD/SED, verschiedene Parteifunktionen, Mitglied des ZK der SED und Politbüro, Präsident der Volkskammer der DDR, Ministerpräsident, stellvertretender Staatsratsvorsitzender, 1989 SED Ausschluss, 1990 Untersuchungshaft wegen seiner Tätigkeit in der DDR – 100
- Sommer, Fritz** – Mitangeklagter von Herbert Grämmel – 33 f.
- Speer, Albert (1905-1981)** – Architekt, seine Monumentalbauten sollten Herrschaftsanspruch der Nazis manifestieren, ab 1942 für die Kriegswirtschaft verantwortlich, im Nürnberger Prozess 1946 als Kriegsverbrecher verurteilt, Haft bis 1965 – 175
- Springer** – SS-Mann im KZ Buchenwald, Chef der Gerätekamer – 206
- Stauffenberg, Claus Graf Schenk von (1907-1944)** – Oberst, Ausführender des Attentats auf Hitler am 20. Juli 1944, standrechtlich erschossen – 152, 154
- Stauffenberg, Markwart von** – Bruder von Claus – 156
- Stein, Charlotte von (1742-1827)** – Hofdame der Herzogin Anna Amalia, Enge Freundin und Verehrerin von Johann Wolfgang von Goethe – 83
- Steinhoff, Dr. Karl (1892-1981)** – Jurist, SPD, in Reichsministerien tätig, 1933 aus dem Staatsdienst entlassen, Berufsverbot als Rechtsanwalt, 1945 Präsident der Provinzialverwaltung Brandenburg, 1946 Ministerpräsident des Landes, Parteivorstand der SED, 1949 Mitglied der Volkskammer der DDR, des ZK der SED, Minister des Innern, entlassen, Professur für Verwaltungsrecht an der Humboldt-Universität Berlin – 67
- Stephan, Erich** – 100
- Stiller** – SS-Sturmführer im KZ Dachau – 156
- Stoecker, Walter (1891-1939)** – 1908 SPD, journalistische und Parteiarbeit, 1917 USPD, MdR, 1920 KPD, 1927 Mitglied des ZK der KPD, 1933 KZ Sonnenburg und Lichtenburg, 1937 Buchenwald, mit Albert Kuntz und Theodor Neubauer in Lichtenburg und Buchenwald Organisation des illegalen Widerstands, 1939 Opfer einer Typhus-Seuche im KZ – 45
- Stoltenberg, Dr. Gerhard (1928-2001)** – 1947 CDU, Funktionen in der Partei, Landtagsabgeordneter Schleswig-Holstein, Mitglied des Deutschen Bundestages, Forschungsminister der Bundesrepublik, Ministerpräsident von Schleswig-Holstein, Finanzminister, später Verteidigungsminister – 168
- Storch, Otto** – KPD, im KZ Buchenwald Blockältester Block 17 – 49, 163 ff.
- Suhr, Dr. Otto (1894-1957)** – 1955-1957 Regierender Bürgermeister Berlin (West) – 136
- Süssmuth, Prof. Dr. Rita (geb. 1937)** – CDU-Politikerin, 1985-1988 Bundesministerin, 1988-1998 Präsidentin des Deutschen Bundestages – 148
- Sutor, Karl** – Interbrigadist, Kapo im KZ Auschwitz – 111
- Thälmann, Ernst (1886-1944)** – Transportarbeiter, SPD, USPD, 1920 KPD, 1919-1933 Mitglied der Hamburger Bürgerschaft, 1924-1933 MdR, 1924 Vorsitzender der KPD, 1933 verhaftet, 1944 im KZ Buchenwald ermordet – 58, 72, 80, 83
- Thiel, Hans** – 75
- Thiele, Herbert (1910-1992)** – KPD, 1933 verhaftet, 1937 KZ Buchenwald, Elektrikerkommando, schuf mit Reinhold Lochmann Bedingungen zum Abhören von Nachrichtensendungen, gehörte zur illegalen Internationalen Militärorganisation im KZ Buchenwald, nach 1945 Bürgermeister und leitende Funktionen im Außenhandel der DDR – 212
- Thomas, Anni** – Ehefrau von Herbert Thomas – 65
- Thomas, Bernd** – Sohn von Herbert Thomas – 67

- Thomas, Elke** – Tochter von Herbert Thomas – 67
- Thomas, Frank** – Sohn von Herbert Thomas – 67
- Thomas, Friedel** – Sohn von Herbert Thomas – 65
- Thomas, Jutta** – Tochter von Herbert Thomas – 65
- Thomas, Uwe** – Sohn von Herbert Thomas – 67
- Thorn-Petit, Liliane** – 168
- Thyssen, Amelie (1877-1965)** – Ehefrau von Fritz von Thyssen – 153
- Thyssen, Fritz (1873-1951)** – Großindustrieller, unterstützte die Nazis finanziell, erklärte sich 1939 gegen den Krieg, Emigration, 1940 mit seiner Frau von Vichy-Frankreich an die Nazis ausgeliefert, Haft in den KZ Sachsenhausen, Buchenwald und Dachau, nach 1945 existierte die Thyssen-AG weiter – 153
- Tietz, Hermann (1837-1907)** – entstammte einer deutsch-jüdischen Kaufmannsfamilie, gründete eine Warenhauskette, setzte damit die Idee Warenhaus um, in der Nazizeit in »Hertie« umbenannt, von den Nazis »arisiert« – 44
- Trostorff, Fritz** – Vater von Klaus Trostorff – 143
- Trostorff, Gisela** – Ehefrau von Klaus Trostorff – 147 f.
- Trostorff, Klaus** – 167
- Trostorff, Margot**, geb. Friedlaender – Mutter von Klaus Trostorff – 141, 143
- Trostorff, Peter** – Bruder von Klaus Trostorff – 143
- Trott zu Solz, Dr. Clarita von (geb. 1917)** – Ehefrau von Adam von Trott zu Solz (1909-1944) – 154
- Tschernikowa** – Oberst der Roten Armee – 190
- Ulbricht, Walter (1893-1973)** – Tischler, 1912 SPD, 1919 KPD, hauptamtlicher politischer Funktionär ab 1920, 1929-1933 MdR, 1933 Emigration nach Frankreich und in die Sowjetunion, nach 1945 politische Funktionen in der DDR, SED-Generalsekretär, Staatsratsvorsitzender – 123
- Ullrich** – Naziobmann, Schmalkalden – 203
- Vancetti, Bartolomeo (1888-1927)** – aus Italien in die USA eingewandert, Fischverkäufer, engagiert in der Arbeiterbewegung, 1920 verhaftet und durch ein parteiisches Gericht zum Tode verurteilt, was zu weltweiten Protesten führte, das Urteil wurde dennoch vollstreckt, s. Sacco – 42
- Vogel, Kurt** – deutscher Interbrigadist, Häftling im KZ Buchenwald – 116
- Weber** – Gestapo-Beamter in Dresden – 100
- Weidlich, Herbert (1910-1991)** – KPD, bis 1938 Tschechoslowakei, Verhaftung, 1939 KZ Buchenwald, Stellvertreter des Kapos Arbeitsstatistik, nach 1945 Deutsche Volkspolizei, Mitarbeiter im Ministerium des Innern der DDR, Professor an der Hochschule der Volkspolizei – 163
- Weisheit** – Gestapo-Beamter in Schmalkalden – 24, 203
- Weizsäcker, Richard Karl Freiherr von (geb. 1920)** – CDU-Politiker, 1981 Regierender Bürgermeister von Westberlin, 1984-1994 Bundespräsident der BRD – 148
- Welk, Ehm (1884-1966)** – Schriftsteller, Erzähler, Dramatiker, 1934 KZ Oranienburg, nach Freilassung Berufsverbot, 1945-1949 Gründer von Volkshochschulen in Mecklenburg, ab 1950 freischaffender Schriftsteller in der DDR – 67
- Wiese, Dr.** – Ministerialdirektor – 166
- Wilhelm, Margot** – Margot Goldstein; Ehefrau von Kurt Julius Goldstein, s. Wloch – 119
- Wilke** – Polizist in Leipzig – 74
- Willkomm** – Redakteur der kommunistischen Zeitung in Hannover – 58
- Wilm, Ernst** – 157
- Winkler** – SS-Oberscharführer – 81
- Wlassow, Andrej Andrejewitsch (1901-1946)** – sowjetischer General, verbündete sich in deutscher Gefangenschaft mit der deutschen Wehrmacht und baute mit deren Hilfe Truppen gegen die Rote Armee auf, 1946 in der Sowjetunion hingerichtet – 49
- Wloch, Margot** – Margot Goldstein, Ehefrau von Kurt Julius Goldstein, s. Wilhelm – 119
- Wolf, Dr.** – Lagerarzt – 62
- Wolf, Lore (geb. 1900)** – Schriftstellerin, Widerstand gegen die Nazis, Emigration u. a. Schweiz, Frankreich, Mitglied der Résistance, 1940 Verhaftung – 177
- Wolf, Markus (1923-2006)** – mit den Eltern 1933 Emigration in die Sowjetunion, 1942 KPD, 1943-1945 Redakteur und Sprecher beim »Deutschen Volkssender« Moskau, 1945 Rückkehr nach Deutschland, bis 1949 Mitarbeiter beim »Berliner Rundfunk«, 1949-1951 DDR-Mission in Moskau, ab 1952 Leiter der Hauptverwaltung Aufklärung im Ministerium für Staatssicherheit der DDR, ab 1986 freischaffender Schriftsteller, nach 1990 Strafverfolgung wegen seiner Tätigkeit in der DDR – 67
- Wolf, Walter (1907-1977)** – KPD, Volksschullehrer, nach 1933 illegale Arbeit, 1937 Verhaftung, 1938 Freispruch mangels Beweisen, 1938 KZ Buchenwald, 1943 Kapo in der Gerätekommer, Mitwirkung am

Aufbau der illegalen Abwehrorganisation im Lager, nach 1945 leitende Funktionen im Bildungswesen der DDR – 147, 163, 165, 206

**Wollenberg, Maria** – siehe König, Maria – 177

**Wörl, Ludwig** – KPD, Lagerältester im Stammlager KZ Auschwitz, gehörte zur illegalen Widerstandsgruppe in Monowitz (Auschwitz III) unter der Leitung von Herbert Baum – 175

**Wuest** – Colonel, amerikanischer Militär-Attaché – 151

**Zarpi** – Deckname von Bertolini, Renato – 115

**Zschocher, Frida** – Mutter von Gerhart Zschocher – 87

**Zschocher, Gerhart (geb. 1914)** – 53, 212

**Zschocher, Helmut** – Bruder von Gerhart Zschocher – 87

**Zschocher, Richard** – Vater von Gerhart Zschocher – 87

**Zschocher, Richard jun.** – Bruder von Gerhart Zschocher – 87

**Zweig, Stefan Jerzy (geb. 1941)** – bekannt als »Kind von Buchenwald«, dessen Schicksal in dem 1958 in der DDR erschienenen Roman von Bruno Apitz »Nackt unter Wölfen« künstlerisch gestaltet wurde, studierte in der DDR, übersiedelte 1972 nach Wien – 211



# Abkürzungen

ABF	Arbeiter- und Bauern-Fakultät
ADN	Allgemeiner Deutscher Nachrichtendienst
Antifa	Antifaschistische Bewegung
BHG	Bäuerliche Handelsgenossenschaft
BRD	Bundesrepublik Deutschland
DDR	Deutsche Demokratische Republik
DKP	Deutsche Kommunistische Partei
DP	Displaced Persons (engl. f. Person ohne Heimat)
DU-Munition	Depleted Uranium (abgereichertes Uran) – Munition
EKD	Evangelische Kirche in Deutschland
FDGB	Freier Deutscher Gewerkschaftsbund
FDJ	Freie Deutsche Jugend
FIR	Fédération internationale des résistants (Internationale Vereinigung der Widerstandskämpfer)
Gestapo	Geheime Staatspolizei
GIV	Gesellschaft für Internationale Verständigung
HABAFA	Hamburger Batteriefabrik
HJ	Hitlerjugend
ILK	(illegales) Internationales Lagerkomitee im KZ Buchenwald
IMO	(illegale) Internationale Militärorganisation im KZ Buchenwald
IRH	Internationale Rote Hilfe
JSB	Jung-Spartakus-Bund
Kapo	Leiter eines Arbeitskommandos im KZ
KJVD	Kommunistischer Jugendverband Deutschlands
KKG	Kommunistische Kindergruppen
Konsum	Handelsgenossenschaft
KL, KZ	Konzentrationslager
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
KPF	Kommunistische Partei Frankreichs
KPDO	Kommunistische Partei Deutschlands Opposition
Krim.-Ob.-Ass.	Kriminal Oberassistent
LEW	Lokomotivbau Elektrotechnische Werke »Hans Beimler«, Hennigsdorf
MASCH	Marxistische Arbeiterschule (auch: Marxistische Abendschule)
MdB	Mitglied des Bundestages

MdR	Mitglied des Reichstages
NATO	North Atlantic Treaty Organisation, Militärbündnis
Nazi	Nationalsozialist, Mitglied der NSDAP
NS	Nationalsozialismus
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
NVA	Nationale Volksarmee
PDS	Partei des demokratischen Sozialismus
PEUVAG	Papierherstellung und -verwertung AG
Profunda	Treuhand- und Revisionsgesellschaft
RAD	Reichsarbeitsdienst
RM	Reichsmark
SA	Sturmabteilung
SAJ	Sozialistische Arbeiterjugend
SAP(D)	Sozialistische Arbeiterpartei (Deutschlands)
SD	Sicherheitsdienst
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
SJV	Sozialistischer Jugendverband
SODI	Solidaritätsdienst International
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
SS	Schutzstaffel
US-Army	Streitkräfte der USA
USPD	Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands
VdgB	Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe
VdN	Verfolgte des Naziregimes
VEB	Volkseigener Betrieb
VVN	Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes
VVN-BdA	Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten
Zentrag	Zentrale Druckerei-, Einkaufs- und Revisionsgesellschaft
ZK	Zentralkomitee
ZPKK	Zentrale Parteikontrollkommission



